

DAS ARGUMENT 132

Heutiges Gespräch	163
Dorothee Sölle: Mit den Augen der Frauen (Gedichte)	164
Frauen und Theorie	
Frauenredaktion: Frauen und Theorie	168
Michèle Barrett Begriffsprobleme marxistisch-feministischer Analyse	174
Londa Schiebinger Liberale Philosophie zwischen Misogynie und Phallogokratie	186
Donna Haraway Klasse, Rasse, Geschlecht als Objekte der Wissenschaft	200
* * *	
László Sziklai: Lukács' Faschismus-Kritik	214
Georg Lukács: Was bedeutet »Vernunft« für die Massen?	216
Negt/Kluge's »Geschichte und Eigensinn« (M. Bochow)	220
Luhmann im Wohlfahrtsstaat (N. Kostede)	224
<u>Aktuelle Analyse: Polen</u> (W. Eifferding)	234
<u>Militarisierung und Friedenspolitik</u>	
W. Harich: Arbeiter und Aussteiger, einig gegen Atomraketen	240
K. Ottomeyer: Militarisierung der Subjekte	246
Ausstellung: Militarisierung des Alltags (Abel/Blankenburg)	256
<u>Friedensbibliographie (1): Informationsmöglichkeiten</u> (Rodejohann)	265
<u>Kongreßberichte: Marxistische Woche; Frauenforschung</u>	275
<u>Besprechungen: Frauen und Philosophie; Benjamin, Brecht, Weiss; Alternativszene; Gewerkschaftspolitik</u>	281
Interventionen: »His Dur«	274
Über die Autoren; Summaries; Zeitschriftenschau	310

DAS ARGUMENT

Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften

Herausgeber: Frigga Haug und Wolfgang Fritz Haug

Ständige Mitarbeiter:

Wolfgang Abendroth (Frankfurt/M.), Detlev Albers (Bremen), Günther Anders (Wien), Frank Deppe (Marburg), Hans-Ulrich Deppe (Frankfurt/M.), Bruno Frei (Wien), Klaus Fritzsche (Gießen), Werner Goldschmidt (Hamburg), Helmut Gollwitzer (Berlin/West), Heiko Haumann (Freiburg), Klaus Holzkamp (Berlin/West), Urs Jaeggi (Berlin/West), Baber Johansen (Berlin/West), Arno Klönne (Paderborn), Thomas Met-scher (Bremen), Reinhard Opitz (Köln), Wolfgang Pfaffenberger (Oldenburg), Helmut Ridder (Gießen), Dorothee Sölle (Hamburg), K.H. Tjaden (Kassel), Erich Wulff (Han-nover)

Redaktion:

Dr. Heinz-Harald Abholz, Wieland Elfferding, Dr. Karl-Heinz Götze, Sibylle Haber-ditzl, Dr. Frigga Haug, Prof. Dr. W.F. Haug, Rolf Nemitz, Nora Räthzel, Dr. Werner van Treeck

Redaktionssekretariat: Thomas Laugstien; Herstellung: Werner Jung

Verlag und Redaktion:

Altensteinstraße 48a, 1000 Berlin 33, Telefon 030/8314079

Auslieferung und Anzeigen:

Argument-Vertrieb, Tegeler Str. 6, 1000 Berlin 65, Telefon 030/4619061

Besprechungen

Philosophie

<i>Daly, Mary</i> : Jenseits von Gottvater, Sohn & Co. (<i>N. Borris</i>).....	281
<i>Daly, Mary</i> : Gyn/Ökologie, eine Meta-Ethik des radikalen Feminismus (<i>N. Borris</i>).....	281
<i>Möbius, P.J.</i> : Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes (<i>I. Bindseil</i>)....	283
<i>Freimann, Maxie</i> : Über den physiologischen Stumpfsinn des Mannes (<i>I. Bindseil</i>)	283
<i>Herz, Rochus (Hrsg.)</i> : Heimlichkeiten der Männer (<i>I. Bindseil</i>).....	283
<i>Stropczyk, Annegret (Hrsg.)</i> : Was die Philosophen über Frauen denken (<i>I. Staeuble</i>).....	285

(Fortsetzung auf S. XIII)

ISSN 0004-1157

Das Argument erscheint 1982 in 6 Heften (alle 2 Monate) mit einem Jahresumfang von 924 Text-Seiten. Kündigung eines Abonnements ist unter Einhaltung einer dreimonatigen Frist nur zum Jahresende möglich. — Preise: Einzelheft 12,— DM; für Schüler und Studenten 9,— DM; Jahresabonnement incl. Versandkosten 63,80 DM; für Schüler und Studenten 50,— DM. — Die Redaktion bittet die Leser um Mitarbeit am Argument, kann aber für unverlangt eingesandte Beiträge keine Haftung übernehmen. Eingesandte Manuskripte müssen in doppelter Ausführung in Maschinenschrift einseitig beschrieben und mit einem Rand versehen sein. Aufsätze sollen nicht mehr als 25 Manuskriptseiten, Rezensionen nicht mehr als 2 Manuskriptseiten umfassen. Zitierweise wie in den Naturwissenschaften. — Für unverlangt eingesandte Besprechungs-bücher kann keine Haftung übernommen werden. — Copyright © Argument-Verlag GmbH, Berlin 1982. Alle Rechte — auch das der Übersetzung — vorbehalten. — Konten: Deutsche Bank Berlin AG 721/7722, BLZ 10070000; Bank für Gemeinwirtschaft 11 14401300, BLZ 100101 11; Postscheckkonto Berlin West 5745-108, BLZ 10010010. — Satz: Barbara Steinhardt, Berlin; Druck: Fuldaer Verlagsanstalt, Fulda.
1. — 7. Tausend Januar 1982.

Beilagenhinweis: Dieses Heft enthält in Teilaufgabe eine Beilage des Junius-Verlags, des Verlags Ästhetik und Kommunikation, des Bundes Demokratischer Wissenschaftler und eine Bestellkarte des Argument-Verlags.

Heutiges Gespräch

»Wenn nur alle so handeln würden wie wir!« meinte der Kativaner H.F., der selbst prominentes Mitglied dieses nicht unbedeutenden Ordens war.

»Was meinst du damit?« fragte ich erstaunt, denn nie zuvor hatte er in meiner Gegenwart Missionsversuche unternommen.

»Nun, unser höchstrangiger Ordensbruder hat ja, wie allgemein bekannt, unmittelbar nach der Verwüstung von Hiroshima und Nagasaki damit gedroht, jeden, der, gleich ob als Politiker, Militär, Physiker, Techniker oder Arbeiter, etwas mit der Atombombe zu tun haben würde, als Massenmörder aus der Sekte zu verstoßen.«

»Zu exkommunizieren?«

»Dieser Ausdruck wäre hier wohl mal à propos. Kompetent bin ich allein für uns Kativaner. Gleichviel, der Wortlaut der Drohung deckte sich beinahe restlos mit dem des Textes, den er direkt nach dem ersten Bekanntwerden der Hitlerschen Vernichtungslager veröffentlicht hatte. Wenn diese zwei prompten Reaktionen nicht exemplarisch und nachahmungswert sind!«

»Ich verstehe dich nicht recht«, erklärte, nein: stammelte ich. »Weder von der ersten noch von der zweiten Reaktion ist mir je etwas zu Ohren gekommen!«

»Du hältst dich also nicht auf dem laufenden?« fragte H.F. ausdruckslos.

»Du weißt sehr genau, daß ich seit Jahrzehnten versuche, mich über diese Genozide so skrupelhaft wie möglich auf dem laufenden zu halten!«

»Dann unterstellst du mir also, daß ich mich irre?«

»Ich fürchte: ja.«

»Und du würdest behaupten, mein kativanischer Vorgesetzter habe zu diesen zwei Fällen *nicht* Stellung bezogen? Und *nicht* protestiert? Und *nicht* gedroht?«

Ich machte eine Bewegung, die bedeutete: Was bleibt mir anderes übrig?

Nun war er weiß im Gesicht. »Aber solche Unterlassungen wären doch geradezu ...« Sein Mund blieb offen.

»Psss!« machte da L., der bisher stumm dabeigesessen hatte. »Gestern hat ihr Zentralkativaner auf einem eigens dafür einberufenen Presseempfang erklärt ...«

»Gestern?« fragte H.F. voll Verachtung.

L. nickte.

H.F. schüttelte seinen Kopf. »Das interessiert mich nur wenig.«

»Warum?«

»Weil das ein Vierteljahrhundert, nein: mehr als dreißig Jahre zu spät kommt. Mehr als dreißig Jahre lang sollte ihm nichts dazu eingefallen sein? Er wird schon wissen, warum ihm wann nichts einfällt!« (Pause) »Und nun humpelt er also nach!«

»Und *wie* er nachhumpelt! Hinter Tausenden von Leichen! Und hinter Hunderttausenden von Protestierenden! Und hinter Millionen von morituri! Und hinter Milliarden von Kindern, die nie mehr geboren werden werden!« (Pause). »Und *der* schämt sich nicht?«

Wir blieben stumm.

»Und *der* beansprucht Autorität?«

»Warum fragst du *uns* das?« flüsterte ich. »Wir gehören ja dem Orden nicht an.«

»Und der merkt nicht, wie lächerlich er sich macht? Wie welthistorisch lächerlich?«

»Bedauere!« antwortete ich. »Heutzutage gibt es niemanden, vor dem man sich schä-

men müßte. Oder sich lächerlich machen könnte. Gar welthistorisch lächerlich.«

»Aber da sagst du ja etwas Furchtbares!« meinte er ausdruckslos.

»Da magst du recht haben«, gab ich ihm hilflos zu. »Aber was heute fehlt, ist nicht so sehr Respekt — vor wem schon? — als die moralisch erforderliche Portion Verachtung!«

Da schwie er lange. Allmählich aber veränderte sich sein Gesichtsausdruck. »Sag einmal«, fragte er schließlich langsam und voll Wärme, »darf ich mich euch anschließen?«

»Du Schlauberger!« rief ich da und umarmte ihn. »Als wenn du das nicht längst schon getan hättest!«

A.

Dorothee Sölle

Mit den Augen der Frauen*

Reducir ist ein spanisches wort
 von dem sich reduccion das reservat ableitet
 mit den augen der indianer
 les ich im lexikon was es bedeutet
 zurückführen vermindern herabsetzen
 einschränken ermäßigen zerkleinern
 abbauen umrechnen kürzen
 auf einen gemeinsamen nenner bringen
 dann les ich all diese wörter noch einmal
 mit den augen der frauen
 die chancen vermindern
 die hoffnungen ermäßigen
 sich in männliche währung umrechnen
 sich auf den gemeinsamen herrschenden nenner
 der kälte
 bringen
 dann frag ich mich ob reduccion das reservat
 nicht auch mit ehe übersetzt werden kann

* aus: Spiel doch von Brot und Rosen: Gedichte. Mit freundlicher Genehmigung des Wolfgang Fietkau Verlags, Berlin.

Die ernährungsstörungen nehmen zu

Eine flasche cola enthält mehr zucker
als meine großmutter im monat zu sich nahm
die übersättigung unter der wir leiden wird aufgebaut
um den hunger nach speise umzubauen
in das bedürfnis nach etwas besonderem
nicht hungrig und nicht satt
stecke ich etwas in mich hinein

Eine tageszeitung enthält mehr halblügen
als meine großmutter im monat zu sich nahm
die übersättigung mit unglück
an dem wir eh nichts ändern können
wird aufgebaut um den hunger nach gerechtigkeit umzubauen
in das bedürfnis nach etwas besonderem
nicht traurig und nicht erfreut
lese ich etwas in mich hinein

Ein satz aus dem morgenprogramm enthält mehr geschwätz
als meine großmutter im monat zu sich nahm
die übersättigung an einer sprache die nichts sagt
wird aufgebaut um die teilnahme zugrundezurichten
und unsern wunsch mit worten jemanden zu berühren
lächerlich zu machen
nicht ernst und nicht spielend
rede ich etwas aus mir heraus

In diesen zeiten ein mensch zu werden
ist etwa so möglich wie
daß ein kamel durch ein nadelöhr geht

Alte uni hörsaal b

In der vorlesung geb ich mir mühe
das glück zu erklären
von rechts und links
von oben und unten
von ost und west
kreis ich es ein
baue gatter und zäune
daß es mir ja nicht entwischt

Während das glück in der mitte des kral
 dem mohammed heilig
 schnurrt und schnurrt
 alle reden vom unglück
 ich mag nicht mehr
 ich sitze mit dir im bauch der heiligen katze versteckt
 und nur der wunsch zu verteilen was da ist
 bringt mich wieder zum gatter

Schweigen wäre besser
 alle wörter sind löchrig
 nur angesichts der herrschenden hungersnot
 kriech ich heraus und geh los
 die neue sprache zu finden
 ach es tut weh um jeden
 der nur das unglück erklärt
 wissenschaftlich
 ach es tut weh um jede
 die nichts lernt als das

Die ästhetisch-existenzielle erfahrung

Eine gute geschichte
 ein wahrer film
 ein nützlicher traum
 das sind häuser zum wohnen
 du wäschst in der küche mit ab
 du ziehst die sachen an die herumliegen
 du lachst mit den lachenden
 du schreist mit den schreienden
 wenn du lang und furchtlos genug
 in allem zu hause warst
 dann wirst du
 der erzähler einer wahren geschichte
 der regisseur eines nützlichen films
 das ich das einen guten traum träumt
 wenn du alle distanz abgegeben hast
 und dich in allen verloren
 gehst du zurück und fängst selber an
 zu erzählen was hilft
 zu filmen die kämpfen
 zu träumen was dich weiterbringt
 das verändernde wird dann
 was es am anfang war
 siehe es war alles schön

Frauenprobleme

Der schmerz den du mir antust
richtet sich häuslich ein
iß doch was sagt er mir
und ich stopfe gehorsam
nur noch für zwecke bewege ich mich
nichts bewegt sich in mir

Der kummer unsretwegen
langsam wie grießbrei dickt er
das manuskript auf dem schreibtisch
bleibt ungeschrieben es fällt mir nur ein
was ich einkaufen will keine musik
hab ich gemacht seit tagen

Und langsam werd ich das dicke kind meiner klasse
gelähmt an allen gliedern rechne ich aus
wieviele stunden du fort bist
schon wieder sagt das gespenst ß doch was
altwerden ist unvermeidlich
und verlassen sagt es werden alle frauen

Bis es mir reicht und ich mich wehre
alte frau sag ich mir
lüg dir nichts in die tasche
hör auf die habsucht kummer zu nennen
sag nicht schmerz zum selbstmitleid
ein gespenst der bourgeoisie ist die eifersucht
fett und mächtig und blind wie sie

Dickes kind du bist häßlich hau ab
dünnes kind mit dem springseil komm wieder
sei leicht und weine wie früher
später wirst du mir zeigen
daß ich nicht klebrig sein muß
um in der liebe zu bleiben

Frigga Haug (für die Frauenredaktion)

Frauen und Theorie

»Wozu eine Frauenredaktion im 'Argument'? Frauen lesen die Zeitschrift ja doch nicht.« So urteilte ein Redakteur und drückte damit die selbstverständliche Bereitschaft aus, Zustände, die unter aller Kritik sind, resigniert hinzunehmen. Die Resignation sagt: Was die Frauen angeht, werdet Ihr nichts ändern können; verändern würdet Ihr nur die Zeitschrift, und zwar zum Schlechteren. Ähnlichen Einschätzungen entspringt es vermutlich, wenn andere »Niveauverlust« oder »Unwissenschaftlichkeit« infolge der Einrichtung der Frauenredaktion befürchten — oder gar den »Einbruch der Irrationalität aus der Frauenbewegung«. Die Annahme einer relativ geringeren Zahl von *Argument*-Leserinnen gründet vermutlich auf Gedanken über die Unzulänglichkeit der Frauen, nicht der Zeitschrift. Also müßten nur die Frauen zur Zeitschrift, nicht auch die Zeitschrift zu den Frauen kommen. Selbst in dieser verkehrten Form mag sich noch die Ahnung ausdrücken, daß die herkömmlichen theoretischen Texte (auch im *Argument*) nicht für Frauen geschrieben sind.

Nehmen wir einmal an, die Aufsätze im *Argument* entsprächen den Idealvorstellungen wissenschaftlichen und politischen Herangehens: Sie seien relevant und aktuell, kontroverse Auffassungen würden diskutiert, die Ausführungen folgen den Maximen von Überprüfbarkeit der Schlußfolgerungen und Verallgemeinerbarkeit des Standpunkts. Was für eigentümliche Wesen müssen dann »Frauen« sein, daß sie sich für solche Texte nicht interessieren, die Unbequemlichkeit der einsamen Lesestunden scheuen, die Anstrengung der Abstraktion meiden usw.? Der Einfachheit halber abstrahieren wir jetzt davon, daß es auch viele Männer gibt, die studieren, sich geistig betätigen, ohne sich dafür zu interessieren, und daß es umgekehrt selbstverständlich Frauen gibt, die ein großes Interesse an den genannten wissenschaftlich-politischen Arbeiten haben, und beschäftigen uns mit dem tatsächlich bemerkbaren geschlechtsspezifischen Unterschied bei der Aneignung theoretischen Wissens.

Das ist schon ganz auffällig bei der Beteiligung der weiblichen Studierenden an den Diskussionen in Seminaren oder anderen Gesprächsrunden. Im Durchschnitt schweigen die Frauen, niemand ahnt, was hinter ihren Stirnen vor sich geht, wenn theoretische Diskussionen mit einem gewissen Abstraktionsgrad anstehen — neuerlich wird die argumentative Untätigkeit durch zunehmende Stricktätigkeit kontrastiert —, und sie greifen in die Diskussionen erst dann spürbarer ein, sobald diese das Feld abstrakter Theorie verlassen und sich alltäglichen Erfahrungen annähern. »Abstraktion« konnte in diesem Kontext zu einem Code-Wort für Uninteressantes werden. Die Distanz vom Alltagskonkreten, wie die Abstraktionstätigkeit sie zurücklegt, scheint zugleich Entfernung vom Interesse der Frauen zu sein.

Daß dies heute auffällig wird, hängt, so glauben wir, mit der zunehmenden Zahl von weiblichen Studierenden zusammen und mit dem durch die Frauenbewegung gestärkten, auch ihr Umfeld ergreifenden Selbstbewußtsein der Frauen. Anders gesprochen, war das Schweigen der Frauen zuvor weniger aufdringlich, was sowohl auf ihre geringere Zahl zurückzuführen war — man konnte sie übersehen — als auch darauf, daß sie sich bemühten, das fehlende Interesse durch vorgespielte Interessiertheit zu ersetzen. Die Studentenbewegung hat die Kritik am Gelehrten ermutigt — der Protest hat die Univer-

sitäten verändert, die Spuren bleiben; die Frauenbewegung hat das Recht der Frauen auf »Betroffenheit«, Alltag, Erfahrung proklamiert: im Schnittpunkt dieser beiden Bewegungen finden wir die Frauen, die im Kollektiv Seminarstunden umfunktionieren in einen Austausch von Erzählungen und Sinndeutungen, Assoziationen und Eindrücken, oder ebenso kollektiv laut schweigen und vorführen, daß sie mit dem Verhandelten nichts zu tun haben.

In der Diskussion dieser — grob gesprochen — als Theorie- und Wissenschaftsfeindlichkeit eingenommenen Haltung in der Frauenbewegung schrieb Elke Enderwitz (in *Argument* 119, 1979, S.16): »'... das Schlimmste ist nicht, daß immer noch relativ wenige Frauen studieren, das Schlimme ist, daß überhaupt noch Frauen an der Uni zu finden sind.' So lautete kürzlich die Schlußfolgerung von Feministinnen, als in einer Diskussion der Mißstand zur Sprache kam, daß die von Männern dominierte Wissenschaft die Frauen als Lehrende und Forscherinnen, in manchen Zweigen sogar als Studentinnen auszuschließen sucht.« Im zitierten Satz ist die Begründung für die Theorieabkehr doppelt ausgesprochen: die Wissenschaft wird hauptsächlich von Männern betrieben, Frauen in Forschung und Lehre haben immer noch Seltenheitswert; die »Wissenschaft ist von Männern dominiert«, das zielt darüber hinaus auf die Art und Weise der Wissenschaft, auf Denkform, Begriffsbildung, Abstraktion.

Dies für möglich zu halten oder auch nur im *Argument* zu erwähnen, daß Wissenschaft selber männlich sein könne, scheint denjenigen Recht zu geben, die den Zusammenbruch von Wissenschaftlichkeit und Niveau durch den Einzug der Frauenredaktion befürchteten. Gibt es nicht allgemeine und allgemein anerkannte Maßstäbe für Wissenschaft? Und etwas unsicherer: für welche Perspektive soll denn fortschrittliche — wir nennen sie jetzt arbeitsorientierte oder arbeitnehmerorientierte — Wissenschaft in Zweifel geraten?

Wir stimmen damit überein, daß Theorie- und Wissenschaftsfeindlichkeit oder auch nur -gleichgültigkeit von Frauen eine Bedrohung ist für die Perspektive der Befreiung, auch ihrer eigenen. Auf dem Wege der Emanzipation sind Wissenschaft und Theorie Produktivkräfte, die man nicht straflos beiseitewirft. Es ist, als machte man sich im Zeitalter der Düsenflugzeuge, die die getrennten Kontinente und Völker aneinanderzurücken ermöglichen, zu Fuß auf den Weg, die Welt zu umschreiten. Das Ziel rückt in so weite Ferne, daß selbst die Frage, ob die Richtung eingehalten wird, gleichgültig wird. Es kann uns also nicht darum gehen, Wissenschaft/Theorie für Frauen durch das Alltagskonkrete zu ersetzen, eine Theoriezeitschrift wie das *Argument* durch eine Seitenbesetzung quasi von innen aufzulösen. Es geht uns auch nicht darum, die Maßstäbe der Überprüfbarkeit und der Allgemeinheit preiszugeben. Unser Anspruch ist unbescheidener.

Gehen wir noch einmal zurück zu dem Phänomen, daß Frauen aus der Frauenbewegung immer selbstverständlicher den Anspruch formulieren, theoretische Arbeit möge bei ihren Erfahrungen anfangen, Theorie ihren Praxen dienen. Die in solchen Erwartungen formulierten Ansprüche scheinen uns ganz legitim, werden sie etwa von einem Mitglied der Arbeiterbewegung formuliert. Sofort scheint es uns sogar ein persönliches Problem eines so angesprochenen Wissenschaftlers, seiner höchst eigenen Vermittlungsfähigkeit, wenn er diesen Forderungen nicht gerecht wird. Dahinter verbirgt sich die Sicherheit, daß die Arbeitererfahrungen etwas mit der angesprochenen Wissenschaft — sowieso dem Marxismus — zu tun haben. Anders bei den Frauen. Ihre Ansprüche schei-

nen Wissenschaft herunterziehen zu wollen in die Belanglosigkeit von Kaffeeklatsch, Hausfrauengeschwätz, Kindergeschrei. Begriffe wie Mehrwert, Klassenkampf, Produktionsverhältnisse spielen in der Küche keine Rolle. Und Brechts richtiger Satz, daß über das Fleisch in der Suppe nicht in der Küche entschieden werde, verweist uns ein weiteres Mal darauf, daß die Taten und Erfahrungen in den Küchen keinen Belang haben für die gesellschaftlich relevanten Kämpfe, daß der Prozeß nur einlinig andersherum verläuft, vom gesellschaftlichen Ganzen herunter in die Einzelpraxen. Daß riesige Praxisbereiche — die häuslich-privaten — bestenfalls mit Mängelmeldungen wie »nicht genug zu konsumieren« in die Theorie der Gesellschaft eingehen, macht, daß umgekehrt die Wissenschaft sich in den häuslichen Bereichen nicht zuhause fühlen kann. Der Anspruch, mit Begriffen aus der gesellschaftlichen Produktion und aus den Klassenkämpfen in die Familiensphäre verpflichtet zu werden, erscheint als Verunreinigung von Wissenschaft, Absetzung von den gesellschaftlichen Kämpfen. Diese Befürchtung offenbart unfreiwillig die Berechtigung des Frauenprotestes: Indem die marxistische Wissenschaft, die Kritik der politischen Ökonomie in ihrer bisherigen Ausarbeitung mit den familiären Praxen der Frauen nichts zu tun haben, bleiben Erfahrungen, Leben und Treiben in diesem großen gesellschaftlichen Bereich unbegriffen und ebenso unklar seine Perspektive, und damit die Frage der Emanzipation der Frauen. Das geht soweit, daß wir ohne Schwierigkeit Marxisten finden können, die ansonsten in der Frage der gesellschaftlichen Produktion und der sozialistischen Perspektive ganz einig sind, in der Frage der Familie die einen aber behaupten, sie gehöre aufgelöst, die Kindererziehung vergesellschaftet, Volksküchen sollten für Ernährung sorgen, während die anderen meinen, daß Familienfrau und Muttersein doch höchst wichtige gesellschaftliche Bereiche seien, die Familienform selber nichts Verwerfbares, gerade weil sie von ökonomischer Fremdbestimmung nicht unmittelbar betroffen sei usw. Diese gleichzeitig möglichen Auffassungen finden ihren praktischen Niederschlag in den Familienpolitiken der sozialistischen Länder.

Wissenschaftliche Theorien und ihre Begriffe werden aus den konkreten Praxen der Menschen gewonnen. Indem sie Gesetzmäßigkeiten herausarbeiten, müssen sie abstrahieren von der konkreten Vielfalt. Das macht ihre Kraft aus, wie zugleich der Anschein erweckt wird, alle Praxen könnten mit einer Begrifflichkeit erfaßt werden, die sich doch nicht allen verdankt. Dieser Sachverhalt ist in Bezug auf bürgerliche Theorien im Marxismus genügend begriffen. Der Marxismus selber, die Theorie des wissenschaftlichen Sozialismus, ist zweifellos die ausgearbeitetste Theorie der Befreiung der Menschen und in dieser Weise eine Theorie, die für die Frauenbefreiung unabdingbar ist. Begrifflichkeit (Arbeit, Klasse, Lohnarbeit, Kapital, Verhältnisse, Produktivkräfte usw.) und Entwicklungsgesetze stammen aus der Geschichte der Klassenkämpfe und aus der vergesellschafteten Arbeit. Soweit die Praxen der Menschen sich auf diese Felder beziehen, können Erkenntnisse mithilfe der marxistischen Theorie gewonnen, Eingriffe und Perspektiven formuliert werden. Große Schwierigkeiten treten auf, wenn diese Praxen von anderen durchkreuzt werden — die Lohnarbeiterin-Hausfrau-Mutter — oder gar, wenn ausschließlich in anderen Praxen gelebt wird — die Hausfrau, der Schüler, die ständig Arbeitslosen. Daß sie durch die zentralen Begriffe nicht artikuliert werden können, macht, daß ihre Fragen unwesentlich scheinen. Daß die Frau-Mutter-Praxis und -Lage etwa in den betrieblichen Kämpfen eine geringe Rolle spielt im Vergleich zur Lohnverhandlung, macht, daß die politischen Kämpfe schwierig werden, für die Frauen die Politik »abstrakt« wird.

Im »Kapital« analysiert Marx den Lohn als den Wert der Ware Arbeitskraft; er zeigt, daß dieser durch den Wert der zur Herstellung und Erhaltung der Arbeitskraft notwendigen Lebensmittel bestimmt ist. Er formuliert dann: »Die Summe der zur Produktion der Arbeitskraft notwendigen Lebensmittel schließt also die Lebensmittel der Ersatzmänner ein, d.h. der Kinder der Arbeiter ...« (MEW 23, 186) In diesem Satz sind die Frauen nicht erwähnt, und dieses Übergehen drückt symptomatisch ihre Stellung in Theorie und Praxis aus. Sie gehören in die Logik der Daseinsreproduktion, spielen in der Kapitalreproduktion und der gesellschaftlichen Arbeit in diesem Zusammenhang die Rolle von Instrumenten, notwendig wie ein Dach über dem Kopf oder ein Bett zum Schlafen. Zugleich wird deutlich, daß ihre Lebensweise nicht zureichend mit kapitalistisch-ausgebeutet, ihre Abhängigkeit vom Ernährer nicht mit fremdbestimmter Lohnarbeit gefaßt werden kann. Es ergibt sich sogar der merkwürdige Effekt, daß der Versuch, diese Begriffe auf die Hausfrauen anzuwenden, wie eine Aufforderung wirkt, die gesellschaftlichen Kämpfe nicht ernst zu nehmen und zugleich das Dasein im Haus nicht zu erfassen. Sagt man, ein Mann »beute seine Frau aus«, oder sie habe ein Recht auf Berufstätigkeit, um der »Fremdbestimmtheit« durch den Ehemann zu entgehen, scheint es, man verharmlose die Profitgesetze zu häuslichen Streitigkeiten; und dabei hat dieses Herunterholen der zu großen Begriffe in die kleinen privaten Heime die Folge, daß das Leid der Frauen, der entwürdigende Kampf in persönlich kontrollierter Abhängigkeit verkleinert scheint und in seiner spezifischen Form überhaupt nicht erfaßt wird. Die Perspektive der Befreiung muß durch zusätzliche theoretische Anstrengung, durch andere Begrifflichkeit erarbeitet werden. Sie gilt es, in den Marxismus einzuschreiben, den wissenschaftlichen Sozialismus um sie zu erweitern. So nehmen wir nicht an, daß das Beharren auf Einbeziehung alltäglicher Erfahrung von Frauen eine Aufforderung sein kann, in der begriffslosen Wiederholung des Alltäglichen auch stehenzubleiben. Wir fassen dagegen dieses Insistieren auf dem Alltagskonkreten auf als Kritik an der Art und Weise der Abstraktion, an ihrem Bezug auf durchgängig männliche bzw. von Männern wahrgenommene Praxen. Daher haben wir uns die schwierige Aufgabe gestellt, zugleich das bisher Erarbeitete im wissenschaftlichen Sozialismus, diese theoretische Kraft, ebenso zum Ausgangspunkt weiterer Forschung zu machen, wie die konkreten alltäglichen Erfahrungen und Bereiche der Frauen. Diese Arbeit kann nur kollektiv geschehen. Die Erfahrungen der vielen Frauen in den unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen sollen begriffen werden. Von hier aus wollen wir den Marxismus schöpferisch ausbauen. Indem wir so den Marxismus nicht als Dogma verstehen, sondern als eine Aneignung von Welt, die uns zur weiteren Aneignung auffordert, könnten wir unser Vorhaben auch einfach mit »marxistisch« bezeichnen. Daß wir dennoch das Wort marxistisch-feministisch wählen, heißt nicht, daß es hier um eine besondere Spielart des Marxismus gehen soll, sondern es verbindet uns in erster Linie mit ähnlichen Versuchen, wie sie zur Zeit in England und Italien, z.T. auch in Frankreich und in der Bundesrepublik (in Ansätzen in der Zeitschrift »Beiträge für eine feministische Theorie und Praxis«) erarbeitet werden. Strategisch aber signalisiert der Begriff »marxistisch-feministisch« den doppelten Anspruch: die Frauenbefreiung in den Marxismus einzuschreiben wie den Marxismus, also das große Projekt der solidarisch vergesellschafteten Arbeit, in den Feminismus. (Zu Zusammenhang und Trennung von Arbeiter- und Frauenbewegung vgl. den Beitrag von F. Haug in *Argument 129*: »Männergeschichte, Frauenbefreiung, Sozialismus«.)

Daß wir keine eigene marxistisch-feministische Zeitschrift gründen, sondern unsere

Arbeit innerhalb des Projektverbunds entfalten, den das *Argument* darstellt, entspricht diesem Doppelanspruch und seinem Umfang. Es bietet zunächst den Vorteil einer kontinuierlichen Auseinandersetzung mit einem besonders entwickelten Diskussionszusammenhang. Die unvermeidlichen Reibungen werden wir nutzen, unsere Positionen besser auszubauen, das Spezifische schärfer zu fassen. Dies sehen wir als eine Voraussetzung dafür, uns nicht in ein Ghetto einzuschließen, sondern wirklich eingreifen, verändern zu können. Die radikale Veränderung beginnt mit einer umfassenden Stellung der Frauenfrage. Diese unsere Frage soll nicht selbst einen »Bereich« bilden, sondern wir richten sie an alle Bereiche und in allen Bereichen. Und wenn wir auf unserer Frage bestehen, so nicht in der Absicht, in aller Ewigkeit für uns zu bleiben. Eine Frauenredaktion ist historisch transitorisch notwendig; ihre Notwendigkeit hängt ab von den Kräfteverhältnissen. Sie stellt eine der Formen dar, in denen wir beginnen, unseren Platz in der Gesellschaft, zu deren Vermenschlichung wir dadurch beitragen, in einer dadurch also veränderten Gesellschaft, einzunehmen. Daß wir viele sind, bewahrt uns vor allzuschneider Mutlosigkeit und bedeutet eine weitere Stärke: wir arbeiten aus der Bewegung heraus und nicht als Einzelwissenschaftlerinnen. Daher gründeten wir die Redaktion als ein Plenum von Forschungsprojekten, in dem die Vorhaben der einzelnen Projekte erörtert werden können, zugleich die Diskussion um das Gesamtprojekt vorangetrieben wird; gemeinsame Positionen ebenso erarbeitet werden wie fruchtbare Differenzen kenntlich gemacht und die Eingriffe in die übrige Zeitschrift diskutiert werden müssen — dies alles neben der regulären Redaktionsarbeit, die zwei Schwerpunkte (von sechs) der Zeitschrift pro Jahr gestalten wird, Diskussionen (im nächsten Heft folgt eine neue Kontroverse um F. Haugs Beitrag: *Frauen — Opfer oder Täter*, aus Heft 123, wieder abgedruckt im kontroversen Diskussionszusammenhang in SH 46: *Frauen, Opfer oder Täter — Diskussion*), aktuelle Analysen, Buchbesprechungen und pro Heft einen Rezensionsteil erarbeiten wird. In den Heftschwerpunkten werden Forschungsberichte, Auszüge aus der internationalen Diskussion und orientierende Einzelbeiträge veröffentlicht.

Wir beginnen unser Projekt mit dem vorliegenden Heft über Frauen und Theorie. Daß wir so scheinbar abgehoben anfangen, könnte als erstes Zugeständnis an eine Theoriezeitschrift scheinen und als Preisgabe unseres Anspruchs, die Erfahrungen der vielen Frauen einzubringen. Das Gegenteil ist unsere Absicht. Wir wollen zeigen, daß das Absehen von den Erfahrungen der Vielen auch und gerade ein Problem der Theorie ist; daß wir theoretisch begreifen müssen, um handeln zu können; daß wir Theorie verändern müssen, nicht preisgeben. Daß dabei einzelne Texte schwer verständlich sind, besonders für die Frauen, die sich nicht häufig in theoretischen Diskussionen aufhalten, wie dies auch für einige unserer redaktionellen Projekte aus dem Arbeiterinnenalltag der Fall ist, halten wir für eine Schwierigkeit, die wir bearbeiten müssen. Im vorliegenden Heft gilt das insbesondere für den Aufsatz von Donna Haraway. Wir haben uns daher in der Redaktion entschlossen, die eigene Diskussion um diesen Text mit einer Popularisierungsbemühung zu verbinden, an der sich 15 Frauen beteiligen. Wieweit es wirklich möglich ist, metatheoretische Texte (d.h. Theorien über Theorie) leicht verständlich zu machen, wird von uns nicht theoretisch entschieden, sondern praktisch. — Wichtig für Probleme des theoretischen Begreifens alltäglicher Erfahrungen scheint uns auch die Diskussion um Begriffe, wie sie Michèle Barrett in diesem Heft führt. Sie zeigt im einzelnen, welchen Bereich man mit welchem Begriff fassen kann und was dabei herausfällt; sie liefert so das Werkzeug, wie wir selber mit vorhandener Begrifflichkeit umgehen können, wie

unsere eigenen Begriffe beschaffen sein müssen. — Am Beispiel der Philosophie und der Philosophinnen auf Lehrstühlen in den Vereinigten Staaten führt Londa Schiebinger vor, welchen Ort die Frauen in der Theoriebildung der liberalen Philosophie einnehmen, wie frauenfeindlich die einzelnen Philosophen dachten. Besonders wichtig scheint uns auch der — wenn auch noch in Anfängen steckende — Versuch, einen Zusammenhang herzustellen zwischen der konservativen und fruchtlosen Art, mit der »erfolgreiche« Lehrstuhlinhaberinnen sich in der Philosophie bewegen, der vorab notwendigen Unterwerfung unter Gedankenbahnen, die mit den weiblichen Erfahrungen nichts zu tun haben, was deren schöpferische Weiterentwicklung von vornherein verunmöglicht. Nach diesem schwierigen Einstieg in die Probleme der Theoriebildung und die derzeitigen Defizite des wissenschaftlichen Sozialismus, werden wir unseren zweiten Schwerpunkt in diesem Jahr dem Zusammenhang von weiblicher Erfahrung, Arbeit und Gewerkschaften zuwenden. Das scheint zunächst leichter, wird sicher aber noch heftiger umkämpft sein als die vorliegenden Texte. Handelt es sich doch im Bereich Arbeit und Gewerkschaften um ein politisch besetztes Feld, in dem die bekannten Gesetze von Lohnarbeit und Kapital wirksam und theoretisch begriffen sind und in dem wir die zusätzlich und quer dazu stehenden, die Kapitalgesetze verstärkenden und modifizierenden Mechanismen der Frauenunterdrückung herausarbeiten wollen. Wir begeben uns also in die Höhle des Löwen.

Zum Schluß möchten wir noch die Frauenredaktion vorstellen, soweit sie sich bisher konstituiert hat. Außer der *Argument*-Herausgeberin, Frigga Haug, sind in der Redaktion die folgenden Projekte vertreten (die verantwortlichen Delegierten sind in Klammern genannt): *Arbeiterbewegung und Frauenbewegung*, Hamburg (Sünne Andresen, Kornelia Hauser); *Arbeiterbewegung und Frauenbewegung*, Bremen (Dagmar Burgdorf, Edith Laudowicz); *Feministische Therapie*, Berlin/W. (Ursula Lang, Gisela Nietsch); *Frauen und Gesundheit*, Berlin/W. (Christa Leibing, Barbara Nemitz); *Frauengrundstudium*, Berlin/W., Hamburg, Marburg (Erika Niehoff, Birgit Jansen); *Gewerkschafterinnentagebücher*, Berlin/W. (Christa Müller, Petra Sauerwald); *Kunst und Kultur*, Berlin/W. (Anke Bünz-Elfferding, Christine Thomas); *Frau und Ökonomie*, Berlin/W. (Hannelore May, Sigrid Pohl); *Sexualität und Herrschaft*, Berlin/W. (Renate Prinz, Nora Räthzel); *Sprache und Literaturwissenschaft*, Berlin/W. (Claudia Gdaniec, Erika Stöppler).

In die allgemeine *Argument*-Redaktion ging für die Frauen Nora Räthzel als ständige Redakteurin; als Vertreterin für die ersten vier Monate Inge Baxmann.

Neuerscheinung Februar '82

Ernesto Laclau

Politik und Ideologie im Marxismus

Kapitalismus — Faschismus — Populismus

Wie kann der Marxismus Faschismus und Populismus begreifen? Keine rein theoretische Frage: die Niederlage der Arbeiterbewegung vor dem Faschismus und die Herausforderung durch die Neue Rechte stellen sie. Laclau rückt ins Zentrum, was durch die Reduktion aller Politik und Ideologie auf die Klassen vernachlässigt war: »Volk« und »Nation«, den Gegensatz von »Volk« und »Machtblock«. Mit seiner Theorie des ideologischen Kampfes führt Laclau die Revolutionierung des Marxismus fort, die von Althusser und Poulantzas begonnen wurde. Er verbindet diese Linie im Marxismus mit dem Konzept der Hegemonie von Lenin und Gramsci.

Übers. v. Gudrun Schmahl und Eckhard Volker. 208 S. incl. Glossar und Register.
34,— DM, Ln., ISBN 3-886 19-028-5 18,— DM, br., ISBN 3-886 19-027-7

Argument-Vertrieb, Tegeler Str. 6, 1000 Berlin 65

ARGUMENT-VERLAG BERLIN

Begriffsprobleme marxistisch-feministischer Analyse*

Es ist nötig, den theoretischen Rahmen zu diskutieren, in dem sich der marxistisch-feministische Ansatz entwickelt hat. Dazu werde ich den unterschiedlichen Gebrauch dreier Begriffe betrachten, die sich in der Diskussion als zentral erwiesen haben: »Patriarchat«, »Reproduktion« und »Ideologie«. Die genannten Begriffe, wie sie im marxistischen Feminismus entwickelt wurden, hängen direkt mit zwei Problemkreisen zusammen, die immer wieder in der Diskussion auftauchen: »Patriarchat« — wie die radikalen Feministinnen es zuerst verwandten — und »Reproduktion« im Sinne Althusser, der besonderen Nachdruck auf die Reproduktion der Klassenverhältnisse legte, wurden beide benutzt, um die Eigenständigkeit der Frauenunterdrückung gegenüber dem allgemeinen Wirken der kapitalistischen Produktionsweise aufzuweisen. Die Entwicklung des Begriffs »Ideologie« und sein Gebrauch in bestimmten Ansätzen marxistisch-feministischen Denkens führen uns direkt zu den Fragen, ob die Frauenunterdrückung auf der Ebene der Ideologie anzusiedeln ist und was eine solche Behauptung implizieren würde.

Patriarchat

Ich beginne mit dem wichtigsten Begriff, dem Patriarchat. Die Herausgeberinnen eines kürzlich erschienenen Sammelbandes »Feminismus und Materialismus« (Kuhn, Wolpe 1978) bestehen darauf, daß »sich jede theoretische Praxis, die vorgibt feministisch zu sein, darauf beziehen muß« (ebd., 11), und tatsächlich wird der Begriff in der Frauenbewegung häufig verwendet.

Der Begriff Patriarchat wurde von dem Soziologen Max Weber aufgenommen, um eine bestimmte Form der Haushaltsorganisation zu beschreiben, in der der Vater die anderen Mitglieder eines erweiterten Verwandtschaftskreises beherrscht und über die wirtschaftliche Produktion den Haushalt bestimmte. Die Resonanz jedoch, die der Begriff im Feminismus gefunden hat, basiert auf der Theorie des Patriarchats als alles umfassende Männerherrschaft, wie sie der frühe radikale Feminismus — besonders amerikanischer Schriftstellerinnen wie Kate Millet (1978) — entwickelt hat. Millet entwirft ein grundlegendes Herrschaftssystem — das Patriarchat — das unabhängig von der kapitalistischen oder jedweder anderen Produktionsweise existiert.

Ihre Theorie ähnelt der von Shulamith Firestone (1975) insofern, als sie der Herrschaft des Mannes nicht nur analytische Eigenständigkeit zuerkennt, sondern auch analytische Vorrangstellung gibt. Aber Firestone stützt ihre Darstellung stärker auf die biologische Reproduktion, denn ihr Ziel ist es, »die Analyse der Entstehung von Klassen näher an ihre Wurzel — die biologische Verschiedenheit der Geschlechter — heranzuführen« (Firestone 1975, 18). Firestones theoretisches Ziel besteht darin, in einer materialistischen Interpretation der Geschichte Klasse durch Geschlecht als der primären Triebkraft zu ersetzen. (...) Obwohl sie die Notwendigkeit hervorhebt, die Technologie der Reproduktion der Gattung zu revolutionieren (Retortengeburten), um die Frauen von der Last ihrer biologisch determinierten Unterdrückung zu befreien, reduziert sie die

* Gekürzter Auszug aus ihrem Buch »Women's Oppression Today«, London 1980, das voraussichtlich im Herbst '82 im Argument-Verlag in deutscher Übersetzung erscheinen wird. Übersetzung: Claudia Gdaniec, Gabi Mischkowski, Nora Rätzhel.

Darstellung dieser Determinierung selbst auf biologistische Postulate. Daraus entsteht ein Problem, dem wir in den frühen radikal-feministischen Verwendungen des Begriffs »Patriarchat« oft begegnen: sie beschwören nicht nur eine anscheinend universale und überhistorische Kategorie der Männerherrschaft, die uns wenig Hoffnung auf Veränderung gibt, sondern begründen diese Herrschaft auch häufig mit einer angenommenen Logik der biologischen Reproduktion. Das hat den Weg für eine Betrachtungsweise des Patriarchats geebnet, die die männliche Herrschaft als männliche Kontrolle über die Fruchtbarkeit der Frauen begreift, ohne daß darüber nachgedacht wird, warum und wie die Männer diese Kontrolle errungen haben. Wir müssen uns fragen, ob eine derartige Gewichtung der Arbeitsteilung zwischen Frauen und Männern in der Reproduktion der Gattung nicht auf eine Art Biologismus hinausläuft. Und wenn ja, ob »feministischer« Biologismus den Einwänden standhalten kann, die gegen andere biologistische Erklärungen gesellschaftlicher Verhältnisse vorgebracht werden können.

Eine biologistische Argumentation kann aus den unterschiedlichsten Gründen angefochten werden. Im Rahmen der Philosophie tendiert sie dazu, reduktionistisch zu sein. Sie subsumiert komplexe sozial und historisch gebildete Phänomene unter der einfachen Kategorie biologischer Unterschiede. Sie ist empiristisch, da sie davon ausgeht, daß Unterschiede im sozialen Verhalten in den beobachtbaren biologischen Unterschieden begründet sind, mit denen sie korrelieren. Die Geschichte der Gesellschaftswissenschaften gibt uns Beispiele verschiedenster Versuche, soziales Verhalten mit Bezug auf biologische Determinanten zu erklären. Zwei allzugut bekannte Beispiele sind die angeblichen Beziehungen zwischen Kriminalität und Körpertyp und die zwischen Ergebnissen von Intelligenz-Tests und Rassenunterschieden. Solche Versuche sind inzwischen in Verruf geraten, und psychologische Befunde über angeblich angeborene Geschlechtsunterschiede sind scharfer Kritik unterworfen worden. Darüber hinaus ist die politische und ideologische Rolle solcher Erklärungsansätze unvermeidlich reaktionär, denn wenn bestimmte gesellschaftliche Ordnungen für »natürlich« gegebene gehalten werden, können wir sie kaum ändern. (...)

Es gibt jedoch auch eine Definition des Patriarchats unter dem Gesichtspunkt sozialer anstelle biologischer Beziehungen. Eine große Leistung der Arbeit von Christine Delphy u.a. (1977) besteht in der Entwicklung einer eher materialistischen Analyse der Frauenunterdrückung. Delphy verweist auf das Beispiel der geschiedenen Frau eines bürgerlichen Mannes und illustriert damit ein System patriarchalischer Ausbeutung, das Klassenverhältnisse überlagert: »Obwohl die Ehe mit einem Mann aus der Kapitalistenklasse den Lebensstandard einer Frau verbessern kann, wird sie dadurch nicht Mitglied dieser Klasse. Sie selbst besitzt nicht die Produktionsmittel. (...) Die übergroße Mehrheit der Ehefrauen von Kapitalisten muß mit dem Ende der Ehe ihren Unterhalt als Lohn- oder Gehaltsempfängerinnen verdienen. Sie werden daher (mit den zusätzlichen Schwierigkeiten ihres Alters und/oder fehlender Berufsausbildung) im Konkreten zu den Proletarierinnen, die sie ihrem Wesen nach bereits waren.« (Delphy 1977, 15) Delphy argumentiert, daß die Klassenzugehörigkeit der Frau in den Begriffen der Institution der Ehe gedacht werden muß, die sie als einen Arbeitsvertrag faßt, durch den der Ehemann sich die unbezahlte Arbeit seiner Frau aneignet, womit eine häusliche Produktionsweise und eine patriarchalische Ausbeutung konstituiert wird. Auf dieser Grundlage argumentiert sie, daß die materielle Basis der Frauenunterdrückung nicht in den kapitalistischen sondern in patriarchalischen Produktionsverhältnissen liegt. Damit ist jedoch die Schwierigkeit

verbunden, daß das Patriarchat eine analytische Eigenständigkeit gegenüber der kapitalistischen Produktionsweise erhält, die Beziehungen zwischen beiden aber nicht systematisch untersucht werden können (s. Barrett, McIntosh 1979). (...) Eine mögliche Verwendungsweise des Begriffes bestünde in einer Beschreibung der ideologischen Aspekte von Beziehungen, die z.B. auf dem Paradigma der Vater-Tochter-Beziehung basieren.

Auf diese Weise scheint mir Maria-Antonietta Macciocchis Analyse (1979) der weiblichen Sexualität in der Ideologie des italienischen Faschismus eine ideologische Konstruktion der Frau zu beschreiben, die mit dem Begriff »patriarchalisch« charakterisiert werden könnte. Vielleicht ist auch Virginia Woolfs Beschreibung der krankhaften Versuche bürgerlicher Väter, auf der finanziellen und emotionalen Abhängigkeit ihrer Töchter zu bestehen, eine gerechtfertigte Verwendung des Begriffes. (...)

Zillah Eisensteins Sammelband »Capitalist Patriarchy and the Case for Socialist Feminism« (1979: »Kapitalistisches Patriarchat und Argumente für einen sozialistischen Feminismus«) enthält interessante Arbeiten über Frauenunterdrückung und Kapitalismus, landet aber letztendlich in dem Dilemma, zwei theoretische Ansätze mit konkurrierenden Ansprüchen in Übereinstimmung zu bringen. Eisenstein selbst definiert Patriarchat als vorkapitalistisch. Es basiert heute auf »der Macht des Mannes vermittelt durch die Geschlechterrollen« und ist in der Kernfamilie institutionalisiert. Jedoch bleibt unklar, inwieweit das Patriarchat — so definiert — ein autonomes System bildet, denn im weiteren verweist Eisenstein ausschließlich auf seine Funktion für das Kapital. »Der Kapitalismus bedient sich des Patriarchats, und das Patriarchat wird definiert durch die Interessen des Kapitals.« (ebd., 28) Solch eine Aussage kann wohl kaum mit der Behauptung koexistieren, daß der Kapitalismus ein Patriarchat *ist*. Tatsächlich formuliert Eisenstein ihre folgende Analyse der Hausarbeit dann weitestgehend in Begriffen, die ihre Funktion für das Kapital zeigen. Ihre Verwendung des Begriffes Patriarchat ist daher nicht geeignet, das Problem der analytischen Unabhängigkeit des »Patriarchats« vom Kapitalismus zu lösen: die Analyse schwankt zwischen der Bestimmung des Patriarchats als einem System männlicher Herrschaft außerhalb des Kapitalismus und der Behauptung, die Organisation der patriarchalischen Verhältnisse sei funktional für das Kapital. (...)

Annette Kuhns Aufsatz (1978) ist ein ehrgeiziger Versuch, einige der Probleme zu lösen. Kuhn führt mit Recht an, daß viele Analysen der Frauenunterdrückung die Familie als den entscheidenden Schauplatz der Unterdrückung festlegen, diese dann aber auf ein Element reduzieren, das selbst Produkt von Kräften ist, die woanders, außerhalb der Familie, wirken. Diese Tendenz führt sie auf den Funktionalismus zurück, der sowohl soziologische als auch marxistische Darstellungen der Familie charakterisiert: obwohl sie der Familie eine wichtige Rolle zuschreiben, weisen sie ihr in der Praxis paradoxerweise den Status eines — wie man es nennen könnte — leeren Zeichens zu. Kuhn will genau das Gegenteil aufzeigen, daß nämlich die psychischen und wirtschaftlichen Mechanismen der Familie eine Eigenständigkeit (oder wenigstens eine relative Eigenständigkeit) gegenüber den kapitalistischen Verhältnissen besitzen. Das Patriarchat, argumentiert sie, vereinigt psychische Beziehungen und Eigentumsverhältnisse, und genau dadurch erhält die Familie ihre eigenständige Wirksamkeit. Kuhn führt dann eine Analyse der psychischen Beziehungen in der Familie vor, die sich auf psychoanalytische Theorien stützt und eine Darstellung der Eigentumsverhältnisse in der Familie, die derjenigen von Delphy ähnelt. Sie meint, daß »die Familie als Betätigung des Eigentumsverhältnisses zwi-

schen Ehemann und Ehefrau definiert werden kann« und schließt daraus, daß »die so definierte Familie die Begriffe bereitstellt, in denen sowohl psychische Beziehungen gedacht werden können, als auch die Produktion von Geschlechtersubjekten und Klassen-subjekten. Es kann also die ideologische Konstituierung von Subjekten gedacht werden, die das Verhältnis zwischen Patriarchat und Kapitalismus repräsentieren.« (ebd.)

Es gibt jedoch eine fundamentale Schwierigkeit bei Kuhns Versuch, den psychoanalytischen Ansatz der Konstruktion eines Geschlechtersubjekts mit der Definition der Familie als Arbeitsvertrag zwischen Ehemann und Ehefrau zu verknüpfen. Die Schwierigkeit besteht darin, daß nicht deutlich ist, ob sich Patriarchat auf die Herrschaft des Mannes über die Frau oder aber auf die Herrschaft des *Vaters* bezieht. Delphy erklärt eindeutig, daß es die Ausbeutung der weiblichen Arbeitskraft durch den Ehemann ist, die das Patriarchat konstituiert. Sie widerspricht ausdrücklich der psychoanalytischen Position, daß die Frauenunterdrückung in der Herrschaft des *Vaters* besteht. Kuhn, wie auch andere Autorinnen, die den Begriff des Patriarchats verwenden, übergeht dieses zentrale Definitionsproblem, wie sich in der folgenden Passage zeigt: »Patriarchat — die Herrschaft des *Vaters* — ist eine Struktur, die sich ausdrückt in der geschlechterspezifischen Arbeitsteilung, wobei das Eigentum, d.h., die Mittel zur Produktion von Tauschwerten, vom Mann angeeignet werden und die Eigentumsverhältnisse Haushalt und Familienbeziehungen so durchdringen, daß sich der Mann die Arbeit der Frauen und sogar die Frauen selbst aneignen kann.« (ebd., 45, 65) Diese Zweideutigkeit in der Bezugnahme auf den Begriff des Patriarchats ist entscheidend. Obwohl der Begriff Formen gesellschaftlicher Organisation beschreiben kann, in der die wirtschaftliche und gesellschaftliche Herrschaft dem *Vater* übertragen wird, ist er nicht notwendigerweise hilfreich, um die Frauenunterdrückung in kapitalistischen Gesellschaften zu untersuchen. (...) In manchen Zusammenhängen scheint es zulässig, von patriarchalischer Ideologie zu sprechen, um Aspekte der Mann-Frau-Beziehungen im Kapitalismus zu beschreiben. Aber als Substantiv bereitet der Begriff »Patriarchat« für eine Theorie, die versucht, Frauenunterdrückung in Beziehung zu kapitalistischen Produktionsverhältnissen zu setzen, unüberwindliche Schwierigkeiten. Probleme ganz anderer Art wirft der Begriff »Reproduktion« auf, dem ich mich im folgenden zuwende.

Reproduktion

Der Begriff »Reproduktion« wurde in den letzten Jahren als entscheidendes Mittel benutzt, um die Frauenunterdrückung zu der Produktionsorganisation in verschiedenen Gesellschaften in Beziehung zu setzen. Damit sind allerdings ernsthafte Probleme verbunden; nicht zuletzt vielleicht die Schwierigkeit (ähnlich wie bei »Patriarchat«), einen Konsens über Definition und Gegenstand zu erzielen. Bereits der Ausgangspunkt der Analysen wirft eine Schwierigkeit auf. Was vorgeschlagen wird, ähnelt zeitweise einer ziemlich unverarbeiteten Gleichsetzung und Verschmelzung zweier sehr unterschiedlicher Vorgänge: der biologischen Reproduktion der Gattung und der für jegliche Gesellschaftsordnung notwendigen Reproduktion der eigenen Produktionsbedingungen. (...)

Das Argument, daß die Rolle der Frau bei der *biologischen* Reproduktion ihre Bedeutung für die *gesellschaftliche* Reproduktion festschreibt, ist äußerst problematisch. Hinds und Hirst (1977) haben kritisiert, daß es sich dabei um »ein erstaunliches Wortspiel mit dem Begriff 'Reproduktion'« handelt, und Mark Cousins hat diesen Einwand auf-

gegriffen: »Das Argument, eine Theorie der Reproduktion müsse das Kinderkriegen einschließen, ist nichts anderes als ein Wortspiel.« (1978) Die Kritik ist stichhaltig, wo sie sich gegen die zweifellos schwammige Verwendung des Begriffs in manchen Arbeiten richtet; aber mit dem Versuch von Edholm, Harris und Young (1977), die unterschiedlichen Ebenen der Analyse, auf denen der Begriff der Reproduktion verwendet werden kann, zu differenzieren und zu verdeutlichen, ist sie vielleicht eingeholt worden. Die Autorinnen plädieren dafür, den Begriff auf drei analytisch zu unterscheidende Dimensionen zu beziehen: gesellschaftliche Reproduktion, Reproduktion der Arbeitskraft und Reproduktion der menschlichen Gattung, bzw. biologische Reproduktion. Obwohl die Trennung sehr nützlich ist — ich bin dafür, ihr zu folgen — löst sie nicht die verbleibenden theoretischen Probleme. Dabei handelt es sich erstens um die Gefahr des Funktionalismus, in den solche Analysen häufig verfallen (wenn auch nicht notwendigerweise). Zweitens bleibt die Frage offen, inwieweit sie die Beziehung zwischen Reproduktion (auf allen drei Dimensionen) und Produktion angemessen untersuchen können. Das Dilemma wird dann besonders akut, wenn die Reproduktionsverhältnisse (vermutlich dann auf die biologische Dimension beschränkt) als patriarchalisch und außerhalb der kapitalistischen Produktionsverhältnisse liegend charakterisiert werden.

Im traditionellen Marxismus war das Ausbeutungsverhältnis im Lohnarbeitsvertrag der Kernpunkt kapitalistischer Verhältnisse. Entsprechend waren die politischen Kämpfe um den Lohn und die Lohnform zentral. Diese Schwerpunktsetzung ist nun durch die vielen Arbeiten über die Bedeutung der Hausarbeit infrage gestellt, die diese als eine Form der Arbeit untersuchten, die nicht durch die Lohnform bestimmt ist. Wally Secombe (1974), der bereits in den Anfängen zu der Diskussion beigetragen hat, die unter dem Namen »Hausarbeitsdebatte« bekannt wurde, argumentiert, daß die unbezahlte Arbeit der Frau im Haus dazu dient, Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse ständig auf's Neue herzustellen: auf der ökonomischen Ebene reproduziert die Frauenhausarbeit sowohl die tägliche Arbeitskraft als auch neue Generationen von Arbeitskräften; auf der ideologischen Ebene reproduziert sie die Beziehungen von Herrschaft und Unterordnung, die für die kapitalistische Produktion notwendig sind. Kritiker(innen) zeigten jedoch bald auf, daß das Ausmaß, in dem die »Hausfrau« auch Lohnarbeiterin war, heruntergespielt wurde, so daß die Widersprüche zwischen den beiden Arbeitsbereichen unberücksichtigt blieben (Coulson, Magas, Wainwright 1975). Darüber hinaus hat Secombes Analyse den Weg für mechanistische Erklärungen der »Funktion von häuslicher Frauenunterdrückung für das Kapital« geebnet, obwohl er selbst das Problem nicht reduktionistisch formulierte. Ein Beispiel dafür ist die Diskussion, die Olivia Adamson und ihre Mitautorinnen (1976) initiierten. Sie gehen soweit, die Frauenunterdrückung nicht nur als funktional für die kapitalistischen Produktionsverhältnisse anzusehen, sondern als von ihnen erzeugt. Sie differenzieren zwischen der Rolle der Frau in vorkapitalistischen Gesellschaften, in denen ihre Arbeit direkter Bestandteil der gesellschaftlichen Produktion war, und dem Kapitalismus, in dem ihre Arbeit im Haus privatisiert ist und außerhalb der gesellschaftlichen Produktion liegt. Sie schreiben: »Der Kampf gegen das Kapital ist der Kampf gegen Hausarbeit, und der Kampf gegen Hausarbeit ist der Kampf gegen das Kapital.« (ebd., 12) Indem sie versichern: »die Frauenunterdrückung ist nicht aus dem Familienleben als solchem ableitbar, sondern aus den kapitalistischen Verhältnissen selber« (ebd. 42), gelangen sie zu dem Schluß, die politisch autonome Frauenbewegung sei symptomatisch für kleinbürgerlichen Reformismus. Sie bedauern,

daß »die radikale Linke den Feministinnen die Führung der Bewegung überlassen hat« (ebd. 32). Dieser Versuch einer marxistischen Sichtweise der Frauenunterdrückung verschmilzt einfach die geschlechterspezifische Arbeitsteilung mit den Bedürfnissen des Kapitals in unterschiedlichen Stadien der kapitalistischen Akkumulation. Die Autorinnen widersprechen ausdrücklich der Auffassung, geschlechterspezifische Arbeitsteilung habe bereits vor dem Kapitalismus bestanden, und lassen das Problem der Frauenunterdrückung in den Gesellschaften, in denen sozialistische Revolutionen stattgefunden haben, völlig außer Acht. (...) Diese Analyse führt uns die Probleme eines reduktionistischen marxistischen Ansatzes in der Untersuchung der Frauenunterdrückung besonders deutlich vor. Der Gerechtigkeit halber sollten wir sie im Rahmen der Geschichte des marxistischen Denkens sehen, das Fragen der Geschlechterbeziehungen und der Herrschaft der Männer lange verleugnet oder an den Rand gedrängt hat. Reduktionismus und Funktionalismus sind Schwierigkeiten, mit denen viele Analysen noch zu kämpfen haben, deshalb ist es wichtig, allgemeine Einwände dagegen zu betrachten. Der Funktionalismus — im Marxismus sowie in anderen Erklärungsversuchen — enthält vielerlei Gefahren. Neben der grundsätzlichen Schwierigkeit, die zugeordnete »Funktion« eines bestimmten gesellschaftlichen Prozesses festzustellen, gibt es eine Tendenz anzunehmen, alle diese Funktionen könnten die Existenz des Prozesses selbst erklären. Das ist der Irrtum der Teleologie: Die Ansicht, die Erklärung für einen Gegenstand sei in der Suche nach seinem ursprünglichen »Zweck« zu finden. Damit wird die Möglichkeit ausgeschlossen, daß gar kein Zweck, keine Funktion für unser Verständnis wichtig ist. Es verhindert auch die Erkenntnis, daß die Funktion, die ein Gegenstand *heute* hat, gar nicht der ursprünglichen zu entsprechen braucht. Ein funktionalistisches Herangehen muß also notwendig die Historizität sozialer Strukturen und sozialer Prozesse verfälschen. Der Reduktionismus ist ein noch grundlegendes Problem in marxistischen Analysen der Frauenunterdrückung gewesen und ist es noch. Das sieht so aus: dies oder jenes Phänomen mag zwar in bestimmten Verhältnissen auftreten, es kann aber eigentlich nur mit anderen wirklich erklärt werden. Das Problem mit der Behauptung, die Frauenunterdrückung sei funktional für das Kapital, liegt nicht so sehr im Funktionalismus als vielmehr im *Reduktionismus*, weil die Geschlechterbeziehungen auf eine bloße Wirkung des Kapitalverhältnisses reduziert werden. Am auffälligsten zeigt sich diese Art der Verkürzung wohl in Analysen — heute als ökonomistisch bekannt —, die Phänomene ideologischer Natur auf ihre angenommenen ökonomischen Bestimmungsfaktoren reduzieren. Das Thema Frauenunterdrückung ist für solche Reduktion besonders anfällig. Es ist nicht klar, warum zwischen den spezifischen Formen der Männerherrschaft und beispielsweise den Interessen des Kapitals irgendeine Beziehung bestehen sollte, mindestens erscheint es in keiner der existierenden marxistischen Analysen als selbstverständlich. Darüber hinaus gibt es ja auch in anderen Produktionsweisen und historischen Epochen zahlreiche Formen vergleichbarer männlicher Herrschaft, was eine derartige Reduktion uneinsichtig macht. Wenn wir also solchen Argumenten begegnen, müssen wir uns die Gründe ganz genau ansehen, mit denen die Reduktionen vorgenommen werden — bis jetzt überzeugen sie nicht: Die Reduktion ist meist stillschweigend vorausgesetzt oder behauptet, anstatt diskutiert und belegt.

Veronica Beechey's Arbeit (1977) über weibliche Lohnarbeit stellt einen entscheidenden Bruch mit früheren marxistischen Formulierungen dar. Sie ist ein beeindruckender und einflußreicher Versuch, das Problem mit eindeutig feministischen Kategorien zu er-

klären. Zwar argumentiert sie nachdrücklich für eine Analyse der weiblichen Lohnarbeit im Licht der Vorteile, die diese Quelle billiger und flexibler Arbeitskraft für das Kapital darstellt, betont aber gleichzeitig, daß diese Analyse nur unter der Bedingung zutrifft, daß wir eine besondere Form der Familie voraussetzen: »Damit die Frauarbeit dem Kapital diese Vorteile bieten kann, muß eine patriarchalische Ideologie vorausgesetzt werden, verkörpert in einer geschlechterspezifischen Arbeitsteilung, die die Frau in die Familie verweist.« (ebd.) Obwohl Beechey den »patriarchalischen Charakter« der geschlechterspezifischen Arbeitsteilung nicht genauer bestimmt, wird deutlich, daß sie sich einen entscheidenden Schritt von den Formulierungen des Marxismus wegbewegt, der die Frauenunterdrückung mit den Bedürfnissen des Kapitals gleichsetzte. Beechey hat in ihrer Kritik an Marx recht, wo er die Beschäftigung von Frauen und Kindern unkritisch mit der Weiterentwicklung der maschinellen Produktion in Verbindung bringt, die weniger Muskelkraft von den Arbeitern erfordert. Sie erwähnt, daß es Gesellschaften gibt, in denen die Frauen traditionell die körperlich schweren Arbeiten verrichten und zeigt somit den »naturalistischen« Charakter der Marxschen Argumentation auf. Ihr eigenes Argument beinhaltet mehrere wichtige Aspekte: Weibliche Lohnarbeit ist deshalb für das Kapital von Vorteil, weil sie sehr billig ist. Die Löhne der Frauen zeigen, daß sie zu einem Satz bezahlt werden, der unter dem Wert der Arbeitskraft liegt und/oder daß der Wert der weiblichen Arbeitskraft geringer ist, als der männlichen. Es ist klar, daß dies für das Kapital vorteilhaft ist, denn es senkt das durchschnittliche Lohnniveau der Arbeiter. Beechey betont, daß die Existenz der Familie vorausgesetzt werden muß, damit die Frauarbeit für das Kapital vorteilhaft sein kann. Sie argumentiert weiterhin, daß die Stellung verheirateter weiblicher Arbeiterinnen analog der Stellung halb-proletarischer oder eingewanderter Arbeiter ist. (...) Die Krankenkassenverordnungen und die Verordnungen der Sozialversicherungen vorausgesetzt, die die verheiratete Arbeiterin als vom Mann abhängig betrachten, werden ihre Reproduktionskosten vom Lohn ihres Mannes gedeckt. Daher kann der individuelle Kapitalist, der eine verheiratete Frau beschäftigt, ihr einen niedrigen Lohn zahlen, der noch nicht einmal die Kosten deckt, die nötig sind, um sie tagtäglich als Arbeiterin zu reproduzieren. Er kann es deshalb, weil er sich die Vorstellung zunutze macht, ihre Arbeit als Lohnarbeiterin sei zweitrangig im Vergleich zu ihrer Rolle als Ehefrau und Mutter. Familienstruktur und Ideologie, die die Frauen von ihren Ehemännern (oder den Männern, mit denen sie zusammenleben) finanziell abhängig machen, ermöglichen es, ihnen Löhne zu zahlen, die unter dem Wert der Arbeitskraft liegen.

Beechey's Argument ist ein interessanter und fruchtbarer Fortschritt bei dem Versuch, Frauenarbeit in der kapitalistischen Produktion zu theoretisieren und ihre Forderung nach der Verknüpfung von weiblicher Lohnarbeit mit der Geschichte und Ideologie der Familie ist sehr hilfreich. Entscheidende Fragen, die mit problematischen Implikationen des Begriffs Reproduktion zusammenhängen, bleiben jedoch auch in ihrer Analyse unbeantwortet. Erstens ist mir nicht klar, warum es im Interesse des Kapitals sein sollte, Frauen Löhne zu zahlen, die für ihre Männer einen höheren Lohn notwendig machen, damit diese ihre Frauen unterhalten können. Es mag zwar im Interesse des einzelnen Kapitalisten sein, Frauen billig zu beschäftigen, letztlich ist es aber doch die Gesamtheit der Kapitalistenklasse, die diese Ordnung unterstützt. (...) Ebenso wenig ist klar, warum es ausgerechnet die Frauen sein müssen, die als Lohnarbeiterinnen in dieser nachteiligen Situation sind. (...) Auf jeden Fall fordert dies eine genauere Analyse der Art und Weise,

wie die Interessen der Arbeiterinnen unter die der organisierten männlichen Arbeiterklasse untergeordnet und von ihnen abgewiesen wurden, besonders während der entscheidenden Lohnkämpfe im 19. Jahrhundert. (...)

Maureen Mackintosh kritisiert in ihrer Besprechung des Buches von Claude Meillassoux, »Femmes, Greniers et Capiteaux« (Mackintosh 1977), daß der Autor nicht berücksichtigt, inwieweit die Reproduktionsverhältnisse »patriarchalisch« sind, wenn er den Nutzen vorkapitalistischer häuslicher Produktion für den Kapitalismus untersucht. Sie sagt deutlich, daß »das charakteristische Verhältnis, in dem sich die menschliche Gattung reproduziert, das Patriarchat ist: Die Macht der Männer über die Frauen, besonders über ihre Sexualität und Fruchtbarkeit« (ebd.). Mackintosh hat recht, wo sie dagegen argumentiert, daß die Kämpfe um die Reproduktion des Menschen auf eine Analyse der Produktion und Reproduktion der Gesellschaftlichkeit reduziert werden. Wenn aber die kritisierte Reduktion problematisch ist, so ist es die Trennung der beiden Bezugssysteme ebenso. Die Trennung wird von Lucy Bland u.a. in ihrem suggestiv betitelten Aufsatz: »Frauen 'außerhalb und innerhalb' der Produktionsverhältnisse« vorangetrieben bis zu dem Punkt, daß sie die Reproduktion der Arbeitskraft mit anderen Kategorien konstruiert, als die kapitalistische Produktion. Sie argumentiert: »Die umfassende weibliche Verantwortlichkeit für die Aufrechterhaltung und Reproduktion der Arbeitskraft kann in den Kategorien der kapitalistischen Produktionsweise allein nicht angemessen 'gedacht' werden. Die Rolle der Frauen im Haus — wie sie das Kapital sieht — kann nicht verständlich werden, wenn nicht mit berücksichtigt wird: — die spezifisch historischen und ideologischen Verknüpfungen der geschlechterspezifischen Arbeitsteilung mit bestimmten Formen der 'Familie', durch die die weibliche Sexualität als eine Sexualität organisiert wird, deren Ziel die Reproduktion ist; — die Wirksamkeit, die Ideologien von Häuslichkeit und romantischer Liebe für die Konstruktion der Weiblichkeit haben.« (Bland, Brunson, Hobson, Winship 1978) (...)

Sollten wir wirklich »Reproduktion« und »Reproduktion« in dieser Weise voneinander trennen? Müssen wir die biologische Reproduktion (in Begriffen von Geschlechterbeziehungen gedacht) von der sozialen Reproduktion (in Begriffen der Existenzbedingungen kapitalistischer Produktion gedacht) abkoppeln? (...)

Ideologie

Daß Feministinnen darauf insistieren, der Marxismus müsse die Frauenunterdrückung thematisieren und Theorien für ihre besondere Ausformung im Kapitalismus entwickeln, fällt historisch zusammen mit einer Umwälzung in der marxistischen Ideologietheorie. Feministinnen stellen die Behauptung von Engels infrage, daß der Eintritt der Frauen in die Produktion bereits die Männerherrschaft beenden könne. Sie haben sich gegen die Ansicht ausgesprochen, die Familie als Schauplatz der Frauenunterdrückung sei lediglich ein Relikt aus der vorkapitalistischen Zeit (Benston 1969). Sie gehen im Gegenteil davon aus, daß die Frauenunterdrückung und die geschlechterspezifische Arbeitsteilung in den kapitalistischen Produktionsverhältnissen verankert sind und daher unter diesem Aspekt untersucht werden müssen. Marxistische Feministinnen bestehen darauf, daß der Marxismus sowohl die Hausarbeit der Frauen, ihre schlecht bezahlte und ungesicherte Situation als Lohnarbeiterinnen, als auch die Familienideologie, die zur Unterdrückung von Frauen beiträgt, zur Kenntnis nimmt.

Zur selben Zeit hat es eine wesentliche Veränderung in der theoretischen Herange-

hensweise des Marxismus an den Ideologiebegriff gegeben. Entscheidend für diese Entwicklung ist die Arbeit von Louis Althusser gewesen. Althusser verwirft sowohl die Vorstellung von Ideologie als Verzerrung oder Manipulation der Wirklichkeit durch die herrschende Klasse als auch die Sichtweise, Ideologie sei einfach eine mechanische Abbildung (in Form von Ideen) der bestimmenden ökonomischen Basis. Er begreift Ideologie als eine Praxis, die relative Autonomie von der ökonomischen Basis besitzt (wobei jedoch letztere »in der letzten Instanz« bestimmend wirkt). Er definiert Ideologie als »gelebte Erfahrung«; sie stellt »das imaginäre Verhältnis der Individuen zu ihren realen Existenzbedingungen« dar (Althusser 1977, 33). (...)

Die feministische Herausforderung an den Marxismus und die Kritik am Ökonomismus im Marxismus sind historisch nicht rein zufällig zusammengetroffen. Es ist allgemein angenommen worden, daß die Frauenunterdrückung im wesentlichen auf der ideologischen Ebene stattfindet, daher ist leicht einsichtig, warum Feministinnen Argumente für die Wichtigkeit und die Autonomie ideologischer Prozesse bereitwillig aufgegriffen haben. Damit können sie die Bedeutung der Geschlechterteilung in der kapitalistischen Gesellschaftsordnung hervorheben. Die Ablehnung des Ökonomismus hat zu einer radikalen Prioritätsverschiebung des Ideologischen geführt, in dem die Frage der Geschlechtertrennung angesiedelt werden kann. Im neuen Marxismus wird es möglich, die Frauenunterdrückung als ein relativ autonomes Element der Gesellschaftsformation zu analysieren. (...) In dem Band »Language and Materialism« (London 1977) argumentieren Coward und ihr Ko-Autor John Ellis für einen neuen Erkenntnisgegenstand, »die wissenschaftliche Erkenntnis des Subjekts« in einer neuen »materialistischen Theorie der Signifikation« (Anm. der Übers. Semiotik, oder der Beziehungen zwischen Zeichen und Bezeichnetem). Sie kritisieren mit Recht Übertragungen marxistischer Kategorien auf den Bereich psychoanalytischer Untersuchungen und ebenso die Ansicht, die Psychoanalyse könne zur Erklärung der Konstruktion des Geschlechts an den Marxismus »drangehängt« werden. Sie begreifen Ideologie als eine Praxis der Repräsentation: Es ist die Art und Weise, wie ein Individuum seine oder ihre Rolle innerhalb des gesellschaftlichen Gesamtzusammenhangs lebt. Ideologie hat also Anteil an der Konstituierung dieses Individuums und ist in dem Maße erfolgreich, wie sie dazu beitragen kann, daß das Individuum die existierenden Machtverhältnisse als »natürlich« akzeptiert. Coward und Ellis weisen den ökonomischen Determinismus zurück. Er bedeutet für sie »die Vorstellung«, daß »die ökonomische Praxis wichtiger ist, als politische oder ideologische Prozesse innerhalb der gesellschaftlichen Entwicklung«. Sie bevorzugen den Versuch, die jeweilige Verknüpfung der drei Praxen (Politik, Ideologie, Ökonomie) in Abhängigkeit von den jeweiligen historischen Umständen zu begreifen (ebd., 69). (...)

Auch Cowards Aufsatz: »Rethinking Marxism« (1978) ist für die Diskussion wichtig, denn er zeigt die Beziehungen zwischen der Arbeit von Cutler u.a. (1978) und relevanten neuen marxistisch-feministischen Analysen. Coward meint, die Autoren seien für »sozialistische Feministinnen potentiell spannend, auch wenn sie sich nicht direkt mit dem Feminismus auseinandersetzen« (Coward 1978, 96). Warum? Coward skizziert die Beschränkungen des bisherigen Marxismus, der die Frauen auf zwei Arten an den Rand gedrängt hat. Erstens: Indem er darauf bestand, daß der zentrale Widerspruch der zwischen Kapital und Arbeit sei, hat er die Frauen unwichtig gemacht, sofern sie nicht produktive Lohnarbeiterinnen waren. Zweitens: Indem er auf der ökonomischen Determination bestand, sah er die Frauenunterdrückung als einen bloß ideologischen Effekt.

Coward argumentiert, daß die Zurückweisung der Determination durch die Ökonomie auf bestimmte theoretische Fortschritte zurückzuführen ist, die für den Feminismus von Bedeutung sind. Nach ihrer Auffassung muß nur eines unterstellt werden: die gesellschaftlichen Lebensbedingungen. Der Begriff der »Produktionsweise« sei gefährlich und irreführend und das Primat des Ökonomischen politisch nicht mehr notwendig. All dies basiert auf der von Coward energisch vertretenen These, wir hätten es nicht nötig, uns auf »epistemologische Theorien« zu berufen (z.B. »Determinat in letzter Instanz«). Sie definiert epistemologische Theorien wie folgt: »Epistemologische Theorien sind Theorien des Wissens, der Erkenntnis. Sie unterstellen einen eigenen Bereich von Begriffen und einen eigenständigen Bereich von Gegenständen, der außerhalb des Bereichs der Begriffe existiert, aber durch Begriffe erkennbar ist. Diese Theorien nehmen daher einen eigenständigen Erkenntnisprozeß an, durch den die Gegenstände im Diskurs erscheinen.« (ebd. 91f.) Coward lehnt epistemologische Theorien als entweder empiristisch oder rationalistisch ab, weil sie eine »reale« Welt annehmen, die in einem entsprechenden Diskurs abgebildet werden kann. Sie geht davon aus, daß die Ablehnung entscheidende Folgen für die feministische Analyse hat, denn sie biete einen Ausweg aus der furchtlosen Debatte (ob die Lage der Frauen im Interesse des Kapitalismus ist oder nicht), der nicht auf solche problematischen Begriffe wie »Patriarchat« zurückgreifen muß. »Die Familie z.B. braucht nicht mehr als monolithische Einheit mit oder ohne Entsprechung zur kapitalistischen Produktionsweise angesehen werden. Stattdessen wird es möglich, die Trennung der Geschlechter zu untersuchen, wie sie in den verschiedenen Institutionen und Praxen erscheint: In der staatlichen (Wohlfahrts-)Gesetzgebung, in den Arbeitsgesetzen, in den sexuellen Praxen. Manche dieser Praxen und Institutionen können für notwendige Existenzbedingungen gegenwärtiger Produktionsverhältnisse gehalten werden. (...) Es gibt keine allgemeine und notwendig ökonomische Existenzweise der Produktionsverhältnisse, es gibt nur die jeweils besondere Praxisform, in deren Zentrum ihre eigenen Existenzbedingungen stehen.« (ebd.) Coward argumentiert, daß — im Rahmen dieser Perspektive — »der Kampf innerhalb der politischen und ideologischen Instanzen eine Bedeutung gewinnt, die ihm bisher keine andere sozialistische Theorie zugestanden hat.« Das kann selbstverständlich richtig sein, aber es ist kein Grund, die zugrundeliegende theoretische Position zu akzeptieren, wenn sie ansonsten unhaltbar ist. Das offensichtlichste Problem ist die Tendenz in der Begrifflichkeit der Theorie selbst, den »Existenzbedingungen«, auch wenn sie noch so sorgfältig differenziert werden, einen ähnlichen Status zu geben, wie dem alten »Primat des Ökonomischen«, das ja abgelehnt wurde. Noch entscheidender ist vielleicht die Frage, ob die Probleme der Determination von ökonomischer, politischer und ideologischer Ebene, oder von kapitalistischer Produktionsweise und Frauenunterdrückung einfach dadurch gelöst werden können, daß wir jede Vorstellung von »Wirklichkeit« aufgeben. Die Position von Cutler, Hindess, Hirst und Hussain, die auch von Coward unterstützt wird, beruht darauf, daß es logisch keinen Unterschied zwischen dem »Wissen« und dem »Realen« geben könne. Sicher liegt hier ein Problem, da die Kategorien, in denen wir uns das »Reale« gedanklich aneignen, diskursiv konstituiert und nicht von der Wirklichkeit gegeben sind. Daher ist es richtig, wenn auch tautologisch bis zur Banalität, daß unser Wissen des »Realen« nicht außerhalb des Diskurses liegen kann. Es ist jedoch ein weiter Weg von hier bis zu der Behauptung von Rosalind Coward, daß es unweigerlich dogmatisch sei, *einen* Diskurs als die Wirklichkeit abbildend zu bevorzugen.

Das ist zum Teil eine Frage der Betonung: Cutler und seine Mitarbeiter meinen nicht, daß nichts außerhalb des Diskurses existiert (was eine Ablehnung des ontologischen Realismus wäre), sondern, daß wir zuverlässig kein Wissen ansammeln können, das eine wahre Beziehung zum »Realen« hat (eine Ablehnung des epistemologischen Realismus). Vom Standpunkt der Analyse ist jedoch die Konzession an einen ontologischen Realismus nutzlos, wenn wir damit nichts anfangen können hinsichtlich unseres Wissens über die wirkliche Welt. Es ist daher leicht zu sehen, wie mit diesem Ansatz die objektive Realität dauernd negiert wird. (...) Das Problem, das alle Sozialwissenschaften charakterisiert — unser »Wissen« ist selbst Gegenstand von Forschung —, kann nicht gelöst werden durch die Auflösung der erkennbaren Realität in unseren Diskurs darüber. (...)

Um diese Frage anzugehen, müssen wir den Stellenwert des »Realen« in der marxistischen Theorie betrachten. Es wird behauptet, der Marxismus sei wesentlich eine »realistische Wissenschaft«. (...) Es ist tatsächlich schwer zu sehen, wie die politischen Ziele des Marxismus erreicht werden könnten, wenn dies nicht der Fall wäre. Bhaskar (1979) behauptet — meiner Ansicht nach zu Recht —, daß die Gesellschaft — als Gegenstand der Untersuchung — weder von der empirischen Welt abgelesen, noch aus subjektiver Erfahrung rekonstruiert werden kann. Sie besteht aus Beziehungsstrukturen, die die Individuen selbst (wenn auch unbeabsichtigt) reproduzieren: »Die Konzeption, die ich vorschlage, sagt, daß die Menschen in ihren bewußten Handlungen diejenigen Strukturen meist unbewußt reproduzieren (und manchmal umwandeln), die ihre wesentlichen Produktionstätigkeiten beherrschen. Die Menschen heiraten also nicht, um die Kernfamilie zu reproduzieren und arbeiten nicht, um die kapitalistische Ökonomie aufrechtzuerhalten; dennoch ist genau das die unbeabsichtigte Wirkung (und das unerbittliche Resultat) ihrer Handlungen, sowie es notwendige Bedingung für sie ist.« (Bhaskar 1979, 44) Bhaskar geht davon aus, daß eine solche Analyse, die darauf beruht, daß Beziehungsstrukturen mit relativer Dauer reproduziert oder umgewandelt werden, historische Veränderungen beschreiben und erklären kann (ebenso wie sie die Gesellschaft zu einem möglichen und legitimen Erkenntnisgegenstand machen kann). (...) In der Diskussion der Begriffe Patriarchat, Reproduktion und Ideologie, wie sie in marxistisch-feministischen Arbeiten benutzt werden, habe ich versucht, einiges klar zu machen: Erstens, daß sie alle drei von zentraler Bedeutung für die Anliegen marxistisch-feministischer Wissenschaft sind. Zweitens, daß sie einige der fundamentalen Kontroversen zeigen, die diesen Arbeiten zugrunde liegen. Dies trifft insbesondere zu auf die Begriffe Patriarchat und Reproduktion, die den Gegensatz zwischen Marxismus und Feminismus repräsentieren. Sie lassen sich nicht leicht zur Versöhnung der beiden Ansätze benutzen, obwohl dies versucht worden ist. Drittens, daß alle drei Begriffe in sehr unterschiedlichen Bedeutungen benutzt werden und daß eine Klärung der verschiedenen Verwendungsweisen unbedingt notwendig ist. (Anm. der Übers.: Barrett schließt dieses Kapitel mit der Darstellung der Elemente, die sie im Fortgang ihrer eigenen Untersuchung behandeln wird.) (...)

Das Material, mit dem wesentlich gearbeitet werden muß, widerspiegelt die Fragen, denen die Frauenbewegung Aufmerksamkeit zugewandt hat. Die Unterdrückung der Frau im Kapitalismus beruht auf einer Reihe von Beziehungen zwischen verschiedenen Elementen. Die wichtigsten sind vielleicht die Organisation des Haushalts innerhalb der Ökonomie und die sie begleitende Familienideologie, die Arbeitsteilung und die Produktionsverhältnisse, das Erziehungssystem und die Aktivitäten des Staates. Die Kontinuität und die Zementierung dieser Unterdrückung kann jedoch nicht verstanden werden, ohne

die kulturellen Prozesse zu berücksichtigen, in denen Frauen und Männer unterschiedlich vorkommen. Es sind die Prozesse, in denen sie immer wieder als »Geschlechtersubjekte« hervorgebracht werden. Sie kann auch nicht verstanden werden ohne die Analyse der Sexualität und der Identität der Geschlechter und ohne die komplexe Frage zu untersuchen, in welcher Beziehung Sexualität und biologische Reproduktion zueinander stehen und wie diese Beziehung jeweils Frauen und Männer beeinflusst. (...)

Literaturverzeichnis

- Adamson, O.; Brown, C.; Harrison, J.; Price, J.* 1976: »Women's Oppression under Capitalism.« In: Revolutionary Communist Nr. 5
- Althusser, L.* 1977: Ideologie und ideologische Staatsapparate. Berlin (West)
- Barrett, M.; McIntosh, M.* 1979: »Christine Delphy: Towards a Materialist Feminism?« In: Feminist Review Nr. 1
- Beechey, V.* 1977: »Some Notes on Female Wage Labour in the Capitalist Mode of Production.« In: Capital and Class Nr. 3
- Benston, M.* 1969: »The Political Economy of Women's Liberation.« In: Monthly Review, September
- Bhaskar, R.* 1979: »The Possibility of Naturalism.« Brighton
- Bland, L.; Brundson, C.; Hobson, D.; Winship, J.* 1978: »Women 'Inside and Outside' the Relations of Production.« In: Women take Issue, edited by the Women's studies Group of the Centre for Contemporary Cultural Studies. London
- Coulson, M.; Magas, B.; Wainwright, H.* 1975: »Women and the Class Struggle.« In: New Left Review Nr. 89
- Cousins, M.* 1978: »Material Arguments and Feminism.« In: M/F Nr. 2
- Coward, R.; Ellis, J.* 1977: »Language and Materialism.« London
- Coward, R.* 1978: »Rethinking Marxism« (Discussion of Anthony Cutler, Barry Hindess, Paul Hirst and Athar Hussain, Marx's Capital And Capitalism Today). In: M/F, Nr. 2
- Delphy, C.* 1977: »The Main Enemy«. Women's Research and Ressources Centre, London
- Edholm, F.; Harris, O.; Young, K.* 1977: »Conceptualizing Women.« In: Critique of Anthropology Nr. 9/10
- Eisenstein, Z. (Hrsg.)* 1979: »Developing a Theory of Capitalist Patriarchy.« New York
- Firestone, S.* 1975: »Frauenbefreiung und sexuelle Revolution«. Frankfurt/M.
- Hindess, B.; Hirst, P.* 1977: »Mode of Production and Social Formation in PCMP: A Reply to John Taylor.« In: Critique of Anthropology Nr. 8
- Kuhn, A.* 1978: »Structures of Patriarchy and Capital in the Family.« In: Kuhn, Wolpe a.a.O.
- Kuhn, A.; Wolpe, A.* 1978: »Feminism and Materialism.« London
- Macciocchi, A.* 1979: »Female Sexuality in Fascist Ideology« In: Feminist Review Nr. 1
- Mackintosh, M.* 1977: »Reproduction and Patriarchy: a Critique of Meillassoux, Femmes, Greniers et Capitaux.« In: Capital And Class Nr. 2
- Millet, K.* 1971: »Sexual Politics«. London
- Secombe, W.* 1974: »The Housewife and her Labour under Capitalism.« In: New Left Review Nr. 83
- Woolf, V.* 1938: »Three Guineas«. London

Argument-Studienhefte (SH)

SH 47 Bärbel Kirchoff-Hund: Theorien sozialer Ungleichheit

Einführung in die politische Soziologie 1 7,— DM

SH 48 Wulf D. Hund: Interesse und Organisation

Einführung in die politische Soziologie 2 7,— DM

SH 50 Umweltfragen: Kommentierte Bibliographie (1)

Militär, Sozialistische Umweltpolitik, Alternative Technik 7,— DM

Londa Schiebinger

Libérale Philosophie zwischen Misogynie* und Phallokratie

Ein Frauenzimmer, das den Kopf voll Griechisch hat,
oder über die Mechanik gründliche Streitigkeiten führt,
mag nur immerhin noch einen Bart dazu haben;
denn dieser würde vielleicht die Miene des Tiefsinnes
noch kenntlicher ausdrücken, um welchen
sie sich bewerben.
(Immanuel Kant)

1. Das Schlupfloch des Strukturalismus

Ein Blick auf die zentralen Mächte moderner Industriegesellschaften enthüllt vorherrschende Wertstrukturen. Naturwissenschaft und Technologie im Dienste des Militärs bedrohen unsere Welt. Eine Erhebung der Vereinten Nationen ergab, daß 40% der Naturwissenschaftler und Techniker in der gesamten Welt direkt im Bereich militärischer Forschung und Entwicklung beschäftigt sind, d.h. 400.000 unserer Klügsten und Besten wetteifern um die Zerstörung der Welt (Die Tageszeitung v. 25.5.1981, S.9). Gleichzeitig wird zunehmend deutlich, daß die moderne Naturwissenschaft und ihre Philosophie auch indirekt, durch ihre innere Logik und Interessenstruktur, militärische Aggression unterstützen.

Einige Frauen sind heute der Ansicht, mit besonderem Vorrecht sprechen zu können. Schließlich sind nicht die Frauen verantwortlich für Kriege, Verschmutzung und Zerstörung der Umwelt oder Aggression im allgemeinen. Frauen repräsentieren alles »Gute« — Wärme, Liebe, Zusammenarbeit, Erhalt des Lebens. Für diese Frauen tragen die Männer die Schuld an den Problemen der modernen Gesellschaft. Wer schließlich trifft die Entscheidungen und wer hat uns diesen ganzen Mist beschert?

Findige männliche Theoretiker der Neuen Linken oder des Strukturalismus kontern damit, daß kein Mensch und keine Gruppe die Schuld trägt, vielmehr sind wir alle Produkt unseres Gesellschaftssystems. Dieser Sichtweise zufolge wollen Männer ebensowenig den Machtbereich übernehmen wie Frauen ein bequemes häusliches Leben: jeder ist bloße Schachfigur der allgegenwärtigen, allmächtigen Gesellschaftsstruktur.

Die Strukturalisten und die Theoretiker der Neuen Linken haben teilweise recht. Wie Elisabeth Beck-Gernsheim zeigt, ist die »männliche Logik«, die dem öffentlichen Bereich entspricht, und die »weibliche Logik«, die im Haushalt herrscht, Resultat geschlechterspezifischer Arbeitsteilung. Wenn diese Arbeitsteilung auch bereits vor dem kapitalistischen System existierte, so bleibt sie doch ein grundlegender Bestandteil der kapitalistischen und sozialistischen Gesellschaften.

Wenn also Frauen ebensowenig einen Erbanspruch auf das Gute haben wie Männer auf das Aggressive — wer oder was ist dann verantwortlich zu machen? Natürlich liegt eine simple Schuldzuweisung weder in der Absicht der Männer noch der Frauen, die mit

* Misogynie kommt aus dem Griechischen und bedeutet Frauenfeindlichkeit oder Frauenhaß. Eine Entsprechung für Männer ist mir nicht bekannt. Wenn in einer Sprache ein Wort fehlt, ist anzunehmen, daß die Vorstellung ebenfalls fehlt. Eine Erklärung bestünde darin, daß Frauen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts wenig Möglichkeiten besaßen, symbolische Kategorien festzuschreiben. Worte wie »Phallokratie« und »cockology« (cock = Hahn, auch Schwanz, d.Übers.), wie sie von einigen radikalen Feministinnen und Lesbierinnen verwendet werden, besitzen zwar eine anti-männliche Konnotation, richten sich aber gegen die politische Macht des Mannes und nicht einfach gegen ihre Körper. — Übersetzung: Gabi Mischkowski.

der jetzigen Situation nicht einverstanden sind. Eine vollständige Negierung von Verantwortlichkeit allerdings verhindert jeglichen Versuch gesellschaftlicher Veränderungen. Wer die Verantwortlichkeit einzelner Individuen, Klassen, Geschlechter und Gesellschaften verneint, veneint im gleichen Maße, daß eine Veränderung durch einzelne Individuen, Klassen, Geschlechter und Gesellschaften bewirkt werden kann. Solch ein Determinismus ist inakzeptabel.

Unsere gesamten Erfahrungen mit Reformen seit der Amerikanischen und Französischen Revolution haben gezeigt, daß eine gesellschaftliche Veränderung schwieriger zu bewerkstelligen ist als jemals vorgestellt. Die liberale Theorie einer Gesellschaftsveränderung mit legalen und politischen Mitteln stürzte Könige, tat aber wenig für die Befreiung von Frauen und Sklaven. Die sozialistische Strategie der Revolution verbesserte die ökonomischen Bedingungen der Arbeiter, brachte aber keine dauernde institutionelle Reform der Familie, der Brutstätte traditioneller sexistischer Verhaltensweisen. Neue Theoretiker, wie z.B. Michel Foucault und Roberto Unger, ebenso wie viele Feministinnen gehen nun davon aus, daß eine Veränderung der Gesellschaft die begriffliche Ebene, d.h. die Art und Weise, wie die Wirklichkeit gedacht wird, einbeziehen und umgestalten muß. Das heißt, wir müssen mißtrauisch sein gegenüber jeglicher selbstverständlichen Annahme darüber, wie Individuen und Gruppen sich in der Gesellschaft zu verhalten haben, wenn wir nicht in wechselseitig repressive Gesellschafts- und Geschlechterrollen zurückfallen wollen. — Wer also trägt die Schuld? — Jede(r) von uns, solange wir uns nicht von unseren begrifflichen Fesseln emanzipieren. Jede(r) von uns, solange nicht jede(r) Einzelne Strategien für die gemeinsame Veränderung entwickelt. Die komplexe Natur der Gesellschaftsveränderung entbindet uns nicht vom Handeln.

2. Wissen und Macht

Vier miteinander zusammenhängende Entwicklungen haben das gegenwärtige Wissenssystem produziert und dienen weiterhin seiner Reproduktion: die Entstehung des Kapitalismus, die wissenschaftlich-technische Revolution, die Säkularisierung der Gesellschaft und die Professionalisierung des Wissens. Seit den 70er Jahren schlossen sich feministische Theoretikerinnen, die die Militarismus, Konkurrenz und Gewalt begünstigende Struktur des Wissens und der Gesellschaft untersuchten, der Kritik wissenschaftlichen Denkens an. Da Frauen weitgehend von der gesellschaftlichen und intellektuellen Produktion ausgeschlossen sind, können sie die frische Perspektive von Außenseitern in die Gesellschaftskritik einbringen und sind gleichzeitig in der Lage, Wertsetzungen zu enthüllen, die für ihre männlichen Pendanten schwer zu erkennen sind, weil deren Sozialisation stärker mit einer spezifischen Denkweise verbunden ist.

Die neuen Theoretiker — Männer wie Frauen — gehen davon aus, daß das Verhalten sicherer durch Erziehung und Sozialisation kontrolliert werden kann als durch gesetzliche Mittel oder vertragliche Vereinbarungen. Ihre Schlußfolgerung besteht darin, daß eine durchgreifende Gesellschaftsveränderung nur von einer Emanzipation auf der Ebene des Denkens ausgehen kann. Sie sind sich des scheinbaren Zirkelschlußcharakters dieser Sichtweise bewußt: menschliches Wissen ist sowohl Resultat als auch formende Voraussetzung menschlicher Erfahrung. Wenn Verhaltens- und Denkweisen durch vergangene Erfahrungen und durch Sozialisation geformt werden, dann müssen die Institutionen verändert werden, um das Denken zu verändern; und umgekehrt, das Denken muß verändert werden, um die Institutionen zu verändern.

Im folgenden ist es meine Absicht, die gesellschaftliche Konstitution und Auswirkung unhinterfragter Wertannahmen in der Philosophie aufzudecken. Männliche Theoretiker wie Unger, Marcuse und Rorty sind so weit gekommen, die Gültigkeit der aufklärerischen Denkweise in Frage zu stellen, insbesondere ihre Entwicklung in den positivistischen und analytischen Traditionen. Die Dringlichkeit ihrer Argumente besteht in der von ihnen festgestellten Beziehung zwischen philosophischen Auffassungen von Wahrheit, Ethik und Argumentationsweise, die unsere begrifflichen Werkzeuge konstituieren, einerseits und der Sozialpolitik andererseits, die mit diesen Werkzeugen gebaut wird. Metaphysische Prinzipien entspringen nicht einfach einer philosophischen Tradition. Sie erhalten ihre Wirksamkeit aus ihrer Verbindung mit einer herrschenden Form gesellschaftlicher Organisation.

Ihre Sichtweise des liberalen aufklärerischen Denkens, das in den westlichen Gesellschaften nach wie vor vorherrschend ist, kann idealtypisch wie folgt rekonstruiert werden: Die Philosophie ist seit dem 17. Jahrhundert auf die Konstruktion eines unveränderlichen, neutralen und wissenschaftlichen Untersuchungsrahmens festgelegt. Die Vorstellung, was als wissenschaftlich galt, war von Männern wie Galilei, Locke und Kant geprägt worden und reduzierte die Gegenstände der Wissenschaft auf diejenigen, die mit Exaktheit erkannt und mit Vernunft analysiert werden konnten. Die grundlegenden erkenntnistheoretischen Kategorien des modernen Denkens nahmen als eine Reihe von Dualismen Gestalt an: das Gefühl wurde der Vernunft entgegengesetzt, Werte den Tatsachen, der Zweck dem Mittel, das Einzelne dem Allgemeinen. Die Eigenschaften des jeweils rechten im Dualismus-Paar sind repräsentative Bestandteile eines rationalen Diskurses und wissenschaftlicher Erkenntnis selbst. Die Eigenschaften des jeweils linken werden als unwissenschaftlich und als außerhalb des rationalen Diskurses und Entscheidungsprozesses stehend definiert. Das Denken der Aufklärung entstand zusammen mit dem Kapitalismus und der Säkularisierung des Wissens. Im gleichen Maße wie der aufkommende Kapitalismus das starre Klassengefüge der feudalen Gesellschaft verschob und die ökonomische Vorstellung vom »gerechten« Preis außer Kraft setzte, wurde die grundlegende erkenntnistheoretische Komponente des alten Glaubenssystems, das die Feudalgesellschaft ordnete, — die Lehre vom erkennbaren Wesen (*essentia intellectualis*) — ebenfalls revidiert.* Die Theorie vom Wesen der Dinge stellt das Wissen dar als eine beschauliche Widerspiegelung der Sphäre des Wesens oder objektiven Daseins der Dinge, das vor und außerhalb des menschlichen Denkens existiert. Da die Theorie des erkennbaren Wesens die moderne Unterscheidung zwischen »sein« und »sollen« — dem, was tatsächlich existiert, und dem, was existieren sollte — nicht trifft, sind Werte ebenso wie Tatsachen objektiv. Die liberale Lehre, daß es kein erkennbares Wesen gibt, ist die Basis des Prinzips subjektiver Wertsetzung und des Fetischs der Methodologie. Hinsichtlich des Zwecks wird die Vernunft eher instrumentell als reflektiv, indem sie eine manipulative Haltung gegenüber der Natur und anderen Individuen einnimmt. Die Festsetzung von Zwecken oder Werten liegt jenseits der Kompetenz instrumenteller Vernunft und wird somit von den Launen der individuellen Willen geleitet. Die politische Form der Entgegensetzung von formaler Vernunft und willkürlichem Gefühl ist der Gegensatz zwischen einem öffentlichen und privaten Bereich. Werte, die auf dem Prinzip der indi-

* Eine eindrucksvolle Darstellung der Wechselbeziehung zwischen philosophischen, ökonomischen und politischen Elementen im Glaubenssystem des Feudalismus und Liberalismus liefert Unger auf Grundlage von Marx, Weber und Durkheim.

viduellen Freiheit basieren, sind privat bestimmt und somit subjektiv. Die individuellen Bestrebungen werden durch einen Komplex öffentlicher Regeln koordiniert. Auf diese Weise setzt sich die Gesellschaft aus freien Individuen zusammen, die alle unter einer vermeintlichen Knappheit an Mitteln miteinander konkurrieren, um ihre individuellen Bedürfnisse zu befriedigen, und die durch die Logik der Marktwirtschaft zusammengehalten werden. Der Prozeß, durch den individuelle Zwecke erreicht werden, entfaltet eine erbarmungslose Vernunft, aber das Ganze — die Welt, in der der Frieden durch die Androhung von Krieg erhalten wird und wo die wirtschaftliche Produktivität von der Vergiftung der Umwelt abhängt — ist irrational.

Im Verlauf seiner Kritik der aufklärerischen Erkenntnistheorie betrachtet Richard Rorty die historische Entwicklung der professionellen Philosophie seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Dabei geht er so weit, die Philosophie in ihrer neueren begrenzten und hoch spezialisierten Form in Frage zu stellen. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden durch den Spezialisierungsprozeß, der dem modernen wissenschaftlichen Denken immanent ist, die Gegenstände der Naturwissenschaften, der Geschichtswissenschaft, Soziologie und Psychologie aus dem allgemeinen Bereich der Philosophie ausgegliedert und einzeln in getrennten, theoretisch unterschiedenen akademischen Abteilungen innerhalb der Universität eingerichtet. Rorty geht nun davon aus, daß im Verlaufe dieses Prozesses die Philosophie ihre professionelle Identität und akademische Würde dadurch fand, daß sie ihre Aufgabe als Erkenntnistheorie definierte. Hauptproblem der akademischen Philosophie wurde die Begründung eines zuverlässigen Wissens ohne Rückgriff auf Absolutheiten (Gott oder die unabwendbaren Entwicklungsgesetze des Marxismus) und ohne hoffnungsloses Zurückfallen in einen nihilistischen Relativismus. Sichere Erkenntnis konnte man nur über direkt wahrnehmbare und quantifizierbare Objekte gewinnen; andere Gegenstände und Untersuchungsmethoden wurden durch ihre »unbestimmte« Natur von der öffentlichen Erkenntnis ausgeschlossen.

Rorty schlußfolgert, daß die Erkenntnistheorie, wie sie von allen Variationen der Positivisten und Behavioristen verstanden und praktiziert wird, ein unfruchtbares Unterfangen ist. Es ist fruchtlos, weil die Kategorien der traditionellen Erkenntnistheorie die menschliche Erfahrung inadäquat »widerspiegeln«. Rorty fordert ein breiteres, menschlicheres Verständnis von Philosophie als »Bildung«, als einen Bewußtwerdungsprozeß, der die »Kruste von Konventionen« aufbricht. Indem Rorty aber die menschliche Zivilisation als einen Prozeß unbeschränkter Selbstverwirklichung faßt und die Philosophie als eine »unter vielen Beschreibungsmöglichkeiten unserer selbst« (Rorty 1981, S.391), bleibt er im Diskurs eines wertfreien, neutralen und idealistischen philosophischen Denkens verhaftet. Da er die traditionellen Kategorien der Erkenntnistheorie als abstrakt falsch faßt und nicht als gesellschaftliche Entstellungen, übersieht er die destruktiven Folgen einer Philosophie, die das logische und mathematische Denken als besten Weg zum Erkennen der Wirklichkeit setzt.

Unger geht mit seiner breiten Kritik an den ineinandergreifenden Komponenten der liberalen Kultur weiter. Er zeigt, daß im öffentlichen Bereich der Gesellschaft eine instrumentelle Vernunft vorherrscht, während im Privatbereich subjektive Werte regieren. Für Unger verkörpern Familie, Kunst und Religion harmonische Prinzipien und vertreten damit eine teilweise Realisierung seines Gesellschaftsideals. Allerdings faßt er Religion und Familie als Verkörperungen von Idealen und nicht als historische Institutionen, die auch für Unterdrückung und Gewalt verantwortlich sind. Und er fügt weiter hinzu, daß,

DAS ARGUMENT 132/1982 ©

3. Frauen als historische Wesen

Frauen sind nach wie vor von Physik, Mathematik, Philosophie und Kosmologie ausgeschlossen; von den Wissensfeldern also, die die höchsten Positionen in der gegenwärtigen Hierarchie des Wissens innehaben. In dem Jahrzehnt zwischen 1960 und 1970 erhielten Frauen nur 3% der verliehenen Dokortitel in Physik, 5 bis 6% in Mathematik, 13 bis 17% in Philosophie (Rossi/Calderwood 1973, S.256f.). Hinzu kommt, daß Frauen größtenteils von den Universitäten, dem Sicherheitsdepot des Wissens, ausgeschlossen wurden; 1977 gab es im gesamten Lehrkörper von Princeton nur 1% weibliche Professoren, in Yale 1,6%, in Harvard 3%, Columbia, Chicago und Stanford je 5% und in Berkeley, der Festung des amerikanischen Radikalismus, 5,6% (Graham 1979, S.112). Wenn es auch einige Frauen im Lehrkörper gibt, dann für gewöhnlich in niedrigeren Positionen und mit niedrigeren Gehältern. 1969 waren in den USA nur 9,4% der Professorenstellen mit Frauen besetzt, dagegen 34,8% der Lehrbeauftragtenstellen. Die Bezahlung für eine Professorenstelle belief sich im gleichen Jahr durchschnittlich auf 22.800 Dollar pro Jahr, ein Lehrbeauftragter erhielt 11.000 (Rossi/Calderwood 1973, S.208f.). Ich schätze aus eigener Erfahrung, daß die Situation in Europa eher schlimmer ist.

Die liberale Strategie der Gleichberechtigung verlangt, daß Frauen, ob sie wollen oder nicht, die konkurrenzbetonten, aggressiven Verstandeseigenschaften der männlich beherrschten öffentlichen Sphäre annehmen, und sie endet in einer Verewigung der gegenwärtigen gesellschaftlichen Programme und Denkweisen. Margret Thatchers Regierungsjahre in England verdeutlichen die Gefahr dieser Strategie besonders gut. Auf der anderen Seite aber ist die radikale separatistische Lösung, in der die Frauen die Machtergreifung und die Ersetzung der Männerherrschaft durch die Frauenherrschaft einschließlich einer weiblichen Philosophie und Symbolwelt anstreben, ebensowenig wünschenswert. Diese Strategie wäre — wie Simone de Beauvoir es formuliert — einem »Anti-Penisneid« gleichzusetzen. Indem sie eine einfache Negation der männlichen Werte vollzieht, bliebe sie im wesentlichen eine Kopie der männlichen Welt mit einem bloßen Austausch der herrschenden Kräfte an der Spitze. Das Ziel einer Kritik der Philosophie kann nicht gleich dem einer liberalen Kritik sein, die die Philosophie dergestalt

solange die gesellschaftlichen Bedingungen nicht verändert werden, ein individueller Rückzug aus der brutalen öffentlichen Sphäre in die Annehmlichkeiten von Liebe, Religion und Kunst illusorisch bleibt.

Aber Ungers totale Kritik ist in Wirklichkeit nur partiell. Das Vorhandensein einer konkurrenzbestimmten Denkweise im öffentlichen Bereich und die Bewahrung humanistischer Werte im Privatbereich, wo sie ihre Gültigkeit beibehielten, nachdem die Säkularisierung der Kultur die christliche Ethik aus ihrem öffentlichen Status vertrieben hatte, ist keine Frage von Illusionen. Vielmehr verewigen sie die tiefen Spaltungen in der kapitalistischen Gesellschaft. Mit der Entwicklung der Industrie und dem Wachstum des Kapitalismus verschärfte sich die Arbeitsteilung zwischen öffentlichem Bereich und Haushalt. Kulturell wurde die Familie zum Zufluchtsort aus der konkurrierenden Welt des Kapitalismus. Dieses Ideal der häuslichen Sphäre erreichte seinen Höhepunkt mit dem zunehmenden Reichtum des englischen Bürgertums im späten 19. Jahrhundert und findet bei Ruskin seinen besten Ausdruck:

»Dies ist die wahre Natur eines Heims — es ist der Ort des Friedens. Es ist der Zufluchtsort von allem Leid, von jeder Furcht, jedem Zweifel, jedem Kampf. Wenn es nicht dieser Zufluchtsort ist, dann ist es kein Heim; sobald die Ängste des Lebens hier eindringen und das wankelmütige, unbekannte, ungeliebte oder feindliche Leben mit Erlaubnis des Mannes oder der Frau die Schwelle überschreiten darf, ist es kein Heim mehr; es ist dann nur noch ein Teil der Außenwelt, über die man ein Dach gesetzt und in der man ein Feuer angezündet hat. Solange es aber ein geheiligter Ort ist, ein vestalischer Tempel, ein Tempel des Herdes, über den die Hausgötter wachen, vor den niemand kommen darf, der nicht mit Liebe empfangen werden kann — solange es dies ist und das Dach und das Feuer der Abglanz eines edleren Schutzes und Lichtes sind, wie der Schutz des Felsens im brachen Land und das Licht des Leuchtturms auf stürmischer See — solange all dies zutrifft, trägt es seinen Namen mit Recht.«

Wenige Ideologen der Familie und des Heims stellen die Konkurrenzgesellschaft außerhalb des Privathauses in Frage. Indem die Menschlichkeit in der häuslichen Sphäre regieren darf, wird die Unmenschlichkeit der öffentlichen Sphäre erträglicher gemacht.

Als Mütter und Ehefrauen symbolisieren die Frauen diese Werte der häuslichen Sphäre und sind in sie hineinsozialisiert worden. Ruskin fährt fort:

»Und wo immer eine wahre Frau ist, steht dieses Heim um sie her. Mögen auch nur die Sterne über ihrem Haupte stehen und Glühwürmchen in dem nachtkalten Gras das einzige Feuer zu ihren Füßen spenden, so ist doch das Heim um sie; das Heim erstreckt sich weit um die edle Frau, es ist schöner, als wäre es aus Zedernholz gebaut und purpurrot bemalt, und es läßt sein ruhiges Licht weit hinaus erstrahlen für die, die sonst heimatlos wären.« (Ruskin, 1947, S.144f.)

Dies ist das positive Bild. Negativ betrachtet, symbolisieren oder verkörpern Frauen eher das Gefühl als die Vernunft, das Einzelne eher als das Allgemeine. Ob negativ oder positiv, Frauen symbolisieren und praktizieren einen Komplex von Werten, der im Gegensatz zu den herrschenden Werten des militärisch-industriellen Komplexes steht. Die Philosophie entwertet somit mit ihrer Betonung der Logik und Mathematik genau die Werte, die historisch als weibliche definiert wurden. Die Frage, warum und wie Frauen als Symbole bestimmter Werte und als wirkliche historische Wesen von der Philosophie ausgeschlossen wurden und warum der Inhalt der Philosophie so frauenverachtend ist, ist nicht nur für Frauen, sondern für die Rekonstruktion unseres begrifflichen Instrumentariums, mit dem wir unsere Gesellschaft gedanklich erfassen, von großer Bedeutung.

DAS ARGUMENT 132/1982 ©

Recht besitzen, am akademischen Leben auf allen Ebenen teilzunehmen — als Schülerinnen, Studentinnen, Professorinnen und als höhere Verwaltungsangestellte —, wird oft angenommen, daß Frauen, wenn sie nur entsprechend qualifiziert sind, in allen akademischen Fächern gleich häufig vertreten sein können. Da dies nicht der Fall ist, wird oftmals bekundet, daß sich Frauen nicht genügend engagieren, um erstklassige Wissenschaftlerinnen zu werden oder daß Frauen einfach nicht theoretisch denken können. Diese Argumente treffen teilweise zu. Frauen *wollen* nicht durch ihren Eintritt in die Wissenschaft, so wie sie gegenwärtig praktiziert wird, zu gleichberechtigten Partnern in einem bereits verlorenen Spiel werden. Und Frauen *können* nicht theoretisch denken, weil das theoretische Denken größtenteils durch seine Entgegensetzung zu genau der Art von nicht-theoretischem Denken definiert wird, die — durch die Aufspaltung der gesellschaftlichen Rollen — traditionell den Frauen zugeschrieben wird.

Wichtiger noch, der Ausschluß aus Produktion und Reproduktion des Wissens ist umfassender als der bloße rechtliche Ausschluß und somit auch nicht durch die reine Abschaffung von Gesetzen rückgängig zu machen. Die erste und offensichtlichste Weise, auf die kulturelle Strukturen und Haltungen Frauen von einer vollständigen Teilnahme an Forschung und Lehre abhalten, ist die der Einstellungs- und Finanzierungspraxis. Die Beurteiler der Bewerber sind Männer, die die Kandidaten entsprechend ihrer eigenen Normen einschätzen. Meistens beruht die Unterlegenheit von Frauen in einer männlich konstituierten und beherrschten Wissenschaft auf den eher subtileren und kulturell tiefergehenden Formen, mit denen sie von der Ausübung der Wissenschaft ausgeschlossen werden.

Barbara F. Reskin zeigt, auf welche Weise die informellen Kommunikationsnetze für Frauen im allgemeinen unzugänglich sind. Diese Netzwerke, die für Forschung und Lehre in dieser hochspezialisierten Welt des modernen Wissens so wichtig sind, liefern Informationsaustausch, Ermutigung, Einschätzung und informelle Anerkennung, und sie basieren auf dem unhinterfragten Prinzip eines wechselseitigen Austauschs zwischen Kollegen mit ungefähr dem gleichen Status. Da Frauen allein durch ihr Geschlecht einen niedrigeren Status einnehmen, kann die Geschlechterschichtung selbst eine normale Kollegialität zwischen männlichen und weiblichen Wissenschaftlern verhindern. Wenn Männer und Frauen nicht in der traditionell kollegialen Weise miteinander verkehren, passen sich nicht in dem Geschlechterrollen des akademischen Beharrens in einer Weise an, in der

viduellen Freiheit basieren, sind privat bestimmt und somit subjektiv. Die individuellen Bestrebungen werden durch einen Komplex öffentlicher Regeln koordiniert. Auf diese Weise setzt sich die Gesellschaft aus freien Individuen zusammen, die alle unter einer vermeintlichen Knappheit an Mitteln miteinander konkurrieren, um ihre individuellen Bedürfnisse zu befriedigen, und die durch die Logik der Marktwirtschaft zusammengehalten werden. Der Prozeß, durch den individuelle Zwecke erreicht werden, entfaltet eine erbarmungslose Vernunft, aber das Ganze — die Welt, in der der Frieden durch die Androhung von Krieg erhalten wird und wo die wirtschaftliche Produktivität von der Vergiftung der Umwelt abhängt — ist irrational.

Im Verlauf seiner Kritik der aufklärerischen Erkenntnistheorie betrachtet Richard Rorty die historische Entwicklung der professionellen Philosophie seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Dabei geht er so weit, die Philosophie in ihrer neueren begrenzten und hoch spezialisierten Form in Frage zu stellen. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden durch den Spezialisierungsprozeß, der dem modernen wissenschaftlichen Denken immanent ist, die Gegenstände der Naturwissenschaften, der Geschichtswissenschaft, Soziologie und Psychologie aus dem allgemeinen Bereich der Philosophie ausgegliedert und einzeln in getrennten, theoretisch unterschiedenen akademischen Abteilungen innerhalb der Universität eingerichtet. Rorty geht nun davon aus, daß im Verlaufe dieses Prozesses die Philosophie ihre professionelle Identität und akademische Würde dadurch fand, daß sie ihre Aufgabe als Erkenntnistheorie definierte. Hauptproblem der akademischen Philosophie wurde die Begründung eines zuverlässigen Wissens ohne Rückgriff auf Absolutheiten (Gott oder die unabwendbaren Entwicklungsgesetze des Marxismus) und ohne hoffnungsloses Zurückfallen in einen nihilistischen Relativismus. Sichere Erkenntnis konnte man nur über direkt wahrnehmbare und quantifizierbare Objekte gewinnen; andere Gegenstände und Untersuchungsmethoden wurden durch ihre »unbestimmte« Natur von der öffentlichen Erkenntnis ausgeschlossen.

Rorty schlußfolgert, daß die Erkenntnistheorie, wie sie von allen Variationen der Positivisten und Behavioristen verstanden und praktiziert wird, ein unfruchtbares Unterfangen ist. Es ist fruchtlos, weil die Kategorien der traditionellen Erkenntnistheorie die menschliche Erfahrung inadäquat »widerspiegeln«. Rorty fordert ein breiteres, menschlicheres Verständnis von Philosophie als »Bildung«, als einen Bewußtwerdungsprozeß, der die »Kruste von Konventionen« aufbricht. Indem Rorty aber die menschliche Zivilisation als einen Prozeß unbeschränkter Selbstverwirklichung faßt und die Philosophie als eine »unter vielen Beschreibungsmöglichkeiten unserer selbst« (Rorty 1981, S.391), bleibt er im Diskurs eines wertfreien, neutralen und idealistischen philosophischen Denkens verhaftet. Da er die traditionellen Kategorien der Erkenntnistheorie als abstrakt falsch faßt und nicht als gesellschaftliche Entstellungen, übersieht er die destruktiven Folgen einer Philosophie, die das logische und mathematische Denken als besten Weg zum Erkennen der Wirklichkeit setzt.

Unger geht mit seiner breiten Kritik an den ineinandergreifenden Komponenten der liberalen Kultur weiter. Er zeigt, daß im öffentlichen Bereich der Gesellschaft eine instrumentelle Vernunft vorherrscht, während im Privatbereich subjektive Werte regieren. Für Unger verkörpern Familie, Kunst und Religion harmonische Prinzipien und vertreten damit eine teilweise Realisierung seines Gesellschaftsideals. Allerdings faßt er Religion und Familie als Verkörperungen von Idealen und nicht als historische Institutionen, die auch für Unterdrückung und Gewalt verantwortlich sind. Und er fügt weiter hinzu, daß,

solange die gesellschaftlichen Bedingungen nicht verändert werden, ein individueller Rückzug aus der brutalen öffentlichen Sphäre in die Annehmlichkeiten von Liebe, Religion und Kunst illusorisch bleibt.

Aber Ungers totale Kritik ist in Wirklichkeit nur partiell. Das Vorhandensein einer konkurrenzbestimmten Denkweise im öffentlichen Bereich und die Bewahrung humanistischer Werte im Privatbereich, wo sie ihre Gültigkeit beibehielten, nachdem die Säkularisierung der Kultur die christliche Ethik aus ihrem öffentlichen Status vertrieben hatte, ist keine Frage von Illusionen. Vielmehr verewigen sie die tiefen Spaltungen in der kapitalistischen Gesellschaft. Mit der Entwicklung der Industrie und dem Wachstum des Kapitalismus verschärfte sich die Arbeitsteilung zwischen öffentlichem Bereich und Haushalt. Kulturell wurde die Familie zum Zufluchtsort aus der konkurrierenden Welt des Kapitalismus. Dieses Ideal der häuslichen Sphäre erreichte seinen Höhepunkt mit dem zunehmenden Reichtum des englischen Bürgertums im späten 19. Jahrhundert und findet bei Ruskin seinen besten Ausdruck:

»Dies ist die wahre Natur eines Heims — es ist der Ort des Friedens. Es ist der Zufluchtsort von allem Leid, von jeder Furcht, jedem Zweifel, jedem Kampf. Wenn es nicht dieser Zufluchtsort ist, dann ist es kein Heim; sobald die Ängste des Lebens hier eindringen und das wankelmütige, unbekannte, ungeliebte oder feindliche Leben mit Erlaubnis des Mannes oder der Frau die Schwelle überschreiten darf, ist es kein Heim mehr; es ist dann nur noch ein Teil der Außenwelt, über die man ein Dach gesetzt und in der man ein Feuer angezündet hat. Solange es aber ein geheiligter Ort ist, ein vestalischer Tempel, ein Tempel des Herdes, über den die Hausgötter wachen, vor den niemand kommen darf, der nicht mit Liebe empfangen werden kann — solange es dies ist und das Dach und das Feuer der Abglanz eines edleren Schutzes und Lichtes sind, wie der Schutz des Felsens im brachen Land und das Licht des Leuchtturms auf stürmischer See — solange all dies zutrifft, trägt es seinen Namen mit Recht.«

Wenige Ideologen der Familie und des Heims stellen die Konkurrenzgesellschaft außerhalb des Privathauses in Frage. Indem die Menschlichkeit in der häuslichen Sphäre regieren darf, wird die Unmenschlichkeit der öffentlichen Sphäre erträglicher gemacht.

Als Mütter und Ehefrauen symbolisieren die Frauen diese Werte der häuslichen Sphäre und sind in sie hineinsozialisiert worden. Ruskin fährt fort:

»Und wo immer eine wahre Frau ist, steht dieses Heim um sie her. Mögen auch nur die Sterne über ihrem Haupte stehen und Glühwürmchen in dem nachtkalten Gras das einzige Feuer zu ihren Füßen spenden, so ist doch das Heim um sie; das Heim erstreckt sich weit um die edle Frau, es ist schöner, als wäre es aus Zedernholz gebaut und purpurrot bemalt, und es läßt sein ruhiges Licht weit hinaus erstrahlen für die, die sonst heimatlos wären.« (Ruskin, 1947, S.144f.)

Dies ist das positive Bild. Negativ betrachtet, symbolisieren oder verkörpern Frauen eher das Gefühl als die Vernunft, das Einzelne eher als das Allgemeine. Ob negativ oder positiv, Frauen symbolisieren und praktizieren einen Komplex von Werten, der im Gegensatz zu den herrschenden Werten des militärisch-industriellen Komplexes steht. Die Philosophie entwertet somit mit ihrer Betonung der Logik und Mathematik genau die Werte, die historisch als weibliche definiert wurden. Die Frage, warum und wie Frauen als Symbole bestimmter Werte und als wirkliche historische Wesen von der Philosophie ausgeschlossen wurden und warum der Inhalt der Philosophie so frauenverachtend ist, ist nicht nur für Frauen, sondern für die Rekonstruktion unseres begrifflichen Instrumentariums, mit dem wir unsere Gesellschaft gedanklich erfassen, von großer Bedeutung.

3. Frauen als historische Wesen

Frauen sind nach wie vor von Physik, Mathematik, Philosophie und Kosmologie ausgeschlossen; von den Wissensfeldern also, die die höchsten Positionen in der gegenwärtigen Hierarchie des Wissens innehaben. In dem Jahrzehnt zwischen 1960 und 1970 erhielten Frauen nur 3% der verliehenen Dokortitel in Physik, 5 bis 6% in Mathematik, 13 bis 17% in Philosophie (Rossi/Calderwood 1973, S.256f.). Hinzu kommt, daß Frauen größtenteils von den Universitäten, dem Sicherheitsdepot des Wissens, ausgeschlossen wurden; 1977 gab es im gesamten Lehrkörper von Princeton nur 1% weibliche Professoren, in Yale 1,6%, in Harvard 3%, Columbia, Chicago und Stanford je 5% und in Berkeley, der Festung des amerikanischen Radikalismus, 5,6% (Graham 1979, S.112). Wenn es auch einige Frauen im Lehrkörper gibt, dann für gewöhnlich in niedrigeren Positionen und mit niedrigeren Gehältern. 1969 waren in den USA nur 9,4% der Professorenstellen mit Frauen besetzt, dagegen 34,8% der Lehrbeauftragtenstellen. Die Bezahlung für eine Professorenstelle belief sich im gleichen Jahr durchschnittlich auf 22.800 Dollar pro Jahr, ein Lehrbeauftragter erhielt 11.000 (Rossi/Calderwood 1973, S.208f.). Ich schätze aus eigener Erfahrung, daß die Situation in Europa eher schlimmer ist.

Die liberale Strategie der Gleichberechtigung verlangt, daß Frauen, ob sie wollen oder nicht, die konkurrenzbetonten, aggressiven Verstandeseigenschaften der männlich beherrschten öffentlichen Sphäre annehmen, und sie endet in einer Verewigung der gegenwärtigen gesellschaftlichen Programme und Denkweisen. Margaret Thatchers Regierungsjahre in England verdeutlichen die Gefahr dieser Strategie besonders gut. Auf der anderen Seite aber ist die radikale separatistische Lösung, in der die Frauen die Machtergreifung und die Ersetzung der Männerherrschaft durch die Frauenherrschaft einschließlich einer weiblichen Philosophie und Symbolwelt anstreben, ebensowenig wünschenswert. Diese Strategie wäre — wie Simone de Beauvoir es formuliert — einem »Anti-Penisneid« gleichzusetzen. Indem sie eine einfache Negation der männlichen Werte vollzieht, bliebe sie im wesentlichen eine Kopie der männlichen Welt mit einem bloßen Austausch der herrschenden Kräfte an der Spitze. Das Ziel einer Kritik der Philosophie kann nicht gleich dem einer liberalen Kritik sein, die die Philosophie dergestalt rehabilitiert, daß sie Frauen die gleichwertige Fähigkeit eines abstrakten, verallgemeinernden Denkens zuerkennt. Sie kann auch nicht das gleiche Ziel wie eine radikale Kritik haben, die die instrumentelle Vernunft durch das irrationale Gefühl ersetzt oder das Abstrakte und Allgemeine durch das Konkrete und Einzelne. Beide Lösungswege halten an den grundlegenden Dualitäten der liberalen Gesellschaft und Theorie fest. Das Ziel einer heutigen Kritik aber sollte eher in der Begünstigung einer Philosophie und Gesellschaft bestehen, in denen die Werte, die traditionell den Frauen zugeschrieben und womit die Frauen aus dem öffentlichen Bereich ausgeschlossen wurden, gleichberechtigt neben denen stehen, die traditionell den Männern zugeordnet werden. Das hätte zur Folge, daß Selbstlosigkeit und Selbstbehauptung — die traditionellen Pole von Weiblichkeit und Männlichkeit — eine produktive Koexistenz in Männern und Frauen finden würden und soziales Verhalten wie gesellschaftliche Programme entsprechend gemildert würden.

Die Verwirklichung dieser radikalen Form von Gleichheit verlangt, daß man die Gefahren des gegenwärtigen Kampfes der Frauen um Gleichberechtigung im liberalen Rechtsstaat sieht. Im späten 19. Jahrhundert erkämpften die amerikanischen Frauenrechtlerinnen erfolgreich den Zutritt zur Universität. Heute, wo Frauen das gesetzliche

Recht besitzen, am akademischen Leben auf allen Ebenen teilzunehmen — als Schülerinnen, Studentinnen, Professorinnen und als höhere Verwaltungsangestellte —, wird oft angenommen, daß Frauen, wenn sie nur entsprechend qualifiziert sind, in allen akademischen Fächern gleich häufig vertreten sein können. Da dies nicht der Fall ist, wird oftmals bekundet, daß sich Frauen nicht genügend engagieren, um erstklassige Wissenschaftlerinnen zu werden oder daß Frauen einfach nicht theoretisch denken können. Diese Argumente treffen teilweise zu. Frauen *wollen* nicht durch ihren Eintritt in die Wissenschaft, so wie sie gegenwärtig praktiziert wird, zu gleichberechtigten Partnern in einem bereits verlorenen Spiel werden. Und Frauen *können* nicht theoretisch denken, weil das theoretische Denken größtenteils durch seine Entgegensetzung zu genau der Art von nicht-theoretischem Denken definiert wird, die — durch die Aufspaltung der gesellschaftlichen Rollen — traditionell den Frauen zugeschrieben wird.

Wichtiger noch, der Ausschluß aus Produktion und Reproduktion des Wissens ist umfassender als der bloße rechtliche Ausschluß und somit auch nicht durch die reine Abschaffung von Gesetzen rückgängig zu machen. Die erste und offensichtlichste Weise, auf die kulturelle Strukturen und Haltungen Frauen von einer vollständigen Teilnahme an Forschung und Lehre abhalten, ist die der Einstellungs- und Finanzierungspraxis. Die Beurteiler der Bewerber sind Männer, die die Kandidaten entsprechend ihrer eigenen Normen einschätzen. Meistens beruht die Unterlegenheit von Frauen in einer männlich konstituierten und beherrschten Wissenschaft auf den eher subtileren und kulturell tiefergehenden Formen, mit denen sie von der Ausübung der Wissenschaft ausgeschlossen werden.

Barbara F. Reskin zeigt, auf welche Weise die informellen Kommunikationsnetze für Frauen im allgemeinen unzugänglich sind. Diese Netzwerke, die für Forschung und Lehre in dieser hochspezialisierten Welt des modernen Wissens so wichtig sind, liefern Informationsaustausch, Ermutigung, Einschätzung und informelle Anerkennung, und sie basieren auf dem unhinterfragten Prinzip eines wechselseitigen Austauschs zwischen Kollegen mit ungefähr dem gleichen Status. Da Frauen allein durch ihr Geschlecht einen niedrigeren Status einnehmen, kann die Geschlechterschichtung selbst eine normale Kollegialität zwischen männlichen und weiblichen Wissenschaftlern verhindern. Wenn Männer und Frauen nicht in der traditionell kollegialen Weise miteinander verkehren, passen sie die gängigen Geschlechterrollen dem akademischen Rahmen in einer Weise an, in der die Rollendifferenzierung systematisch in die Wissenschaftlergemeinschaft eingeführt wird. Erstens werden die Rollen den Verwandtschaftsrollen nachmodelliert. Die Beziehung zwischen Professor und Student oder die akademische Vaterschaft kann den Studenten mit einem fix und fertigen Kommunikationsnetz versorgen. Dabei sind die akademischen Beziehungen genauso verschieden, wie die Vater-Sohn- und Vater-Tochter-Beziehungen, deren Nachbildungen sie sind. Eine Studentin steht zu ihrem väterlichen Professor oftmals in einer Beziehung, in der sich Unterwürfigkeit, Fügsamkeit und Zuneigung mischen, und sie versäumt dabei, eine mögliche Gleichheit mit dem Professor zu erreichen, die von einem männlichen Studenten erwartet wird.

Zweitens werden akademische Beziehungen zwischen Männern und Frauen nach den Eherollen gebildet. Diese Beziehungen setzen Wissenschaftler mit ungefähr dem gleichen Status voraus, die sowohl miteinander befreundet sind (und in manchen Fällen sogar verheiratet oder verliebt) als auch zusammenarbeiten. Da nicht viele Frauen einen gleichen akademischen Status innehaben, gibt es nur wenige solcher Beziehungen. Weil nor-

malerweise der Mann einen höheren akademischen Status besitzt, wird von ihm erwartet (und er tut dies auch meistens), die herrschende Rolle zu spielen, und ihm wird die meiste Aufmerksamkeit zuteil.

Drittens wird die traditionelle romantische Beziehung als Modell für die Mann-Frau-Beziehung im akademischen Bereich benutzt. Diese Art der Beziehung schmuggelt die schlimmsten Aspekte gesellschaftlicher Mann-Frau-Beziehungen in die wissenschaftlichen Beziehungen und endet in der Regel katastrophal für die Karriere der Frau. Wie sie es von klein auf gelernt hat, wird eine Frau in Ausnutzung ihres Charmes flirten, weil sie herausgefunden hat, daß einige Männer den Frauen, die bei einem kleinen Flirt mitmachen, mehr Aufmerksamkeit schenken. Doch selbst wenn sie auf diese Weise eine kollegiale Aufmerksamkeit, die sonst Frauen nicht zuteil wird, erhalten kann, ist der Preis hoch. Sowohl Männer als auch Frauen werden danach fragen, inwieweit das berufliche Fortkommen auf dem eigenen Verdienst oder auf sexueller Bevorzugung beruht. Gleichzeitig wird eine Frau, die versucht, den traditionellen gesellschaftlichen Erwartungen und Verdächtigungen einer romantischen Beziehung auszuweichen, indem sie mit ihren Kollegen auf einer rein beruflichen Ebene verkehrt, von denen oft als kalt und unweiblich verurteilt.

4. Frauen als kulturelle Symbole

Der Ausschluß von Frauen aus der philosophischen Praxis und Lehre ist in philosophischen Werken kodifiziert worden. Frauen wurden zu Symbolen für alles Unwissenschaftliche und Unphilosophische. Ich werde im weiteren die Arbeiten von Locke und das, was Hume, Rousseau, Kant und Hegel über Frauen aussagen, genauer beleuchten. Ansichten über Frauen tauchen meistens in der Diskussion über Ehe und Familie auf. Diese Philosophen gehen davon aus, daß das Leben und die Fähigkeiten von Frauen durch ihre Funktion als Ehefrau und Mutter definiert werden. Obwohl Locke und Rousseau, die Väter des liberalen Denkens im Westen, für die Staatsverfassung in Form eines Gesellschaftsvertrages zwischen freien und unabhängigen Individuen eintraten, beließen sie die Familie unter einem absoluten patriarchalischen Regiment. Es ist klar, daß die grundlegende politische Einheit der liberalen Philosophie die Familie mit einem männlichen Vorstand ist und nicht das erwachsene menschliche Individuum.

Im Verlaufe des 18. und 19. Jahrhunderts wurde die Ansicht über Frauen zunehmend negativer. Locke war in seinen 1690 veröffentlichten *Zwei Abhandlungen über die Regierung* für seine Zeit recht großzügig gegenüber Frauen. Er ging davon aus, daß sie innerhalb der Ehe mit ihrem Mann gemeinsame Rechte und Pflichten teilten. Aber bis 1740 hatte sich einiges in der europäischen Kultur geändert. Hume und Rousseau waren Frauen gegenüber offen feindlich gesonnen und schlossen sie von den aufklärerischen Idealen von Freiheit und Bildung aus. In dem Maße, wie die Aufklärung sich Deutschland näherte, verschlimmerte sich nur das Bild der Frau. Sowohl Kant als auch Hegel vertraten die Ansicht, daß die männlichen und weiblichen emotionalen und intellektuellen Eigenschaften natürlich und also unveränderbar sind. Die unaufgeklärte Polemik von Schopenhauer, 1851 geschrieben, wurde zu einem oft zitierten Klassiker misogynen Lehre (Schopenhauer 1913, S.682ff.).

In seinen *Zwei Abhandlungen über die Regierung* argumentiert Locke gegen die absolute Monarchie und für eine Regierung, die auf dem Konsens freier und gleicher Individuen beruht. Monarchistische Theoretiker wie Sir Robert Filmer leiteten das Herr-

schaftsrecht direkt ab aus der ererbten Gewalt des Vaters über die Kinder wie die gesamte Erde, die Adam von Gott als Schenkung erhalten hatte. Filmer berief sich dabei, wie Locke zeigt, zu Unrecht auf die Bibel: Gott verlieh die Herrschaft über die Welt und ihre Kreaturen nicht einem Mann, sondern der gesamten Menschheit, und er verlieh Adam auch keine fürstliche Gewalt über Eva, vielmehr gab er beiden einen gleichen Anspruch auf elterliche Gewalt. Dort, wo Locke unter Berufung auf die Vernunft oder die Bibel zeigen kann, daß die Individuen gleich sind, dort kann er auch zeigen, daß die Institutionen durch wechselseitiges Einverständnis geschaffen und daß kein Individuum eine natürliche Herrschaft über ein anderes besitzt. Dieses Argument gegen die absolute Monarchie führt er auch gegen absolute Patriarchen an. »Die eheliche Gesellschaft wird durch einen freiwilligen Vertrag zwischen Mann und Frau geschlossen. (...) Sie läßt die Frau in dem vollen und freien Besitz alles dessen, was im Vertrag als ihr besonderes Recht festgelegt worden ist, und gibt dem Mann keine größere Gewalt über ihr Leben, als sie auch über das seine hat.« (Locke 1977, S.248, 250) Scheidung und Kindererziehung werden ebenfalls über Vertrag geregelt. Lockes Theorie räumt den Frauen eine wichtige Gleichheit innerhalb der Familie ein. Er weist die absolute Gewalt des Ehemannes über Leben und Tod von Familienmitgliedern zurück und würde Grausamkeiten wie das Schlagen der Frau, das bis weit ins 20. Jahrhundert hinein gesetzliches Recht des russischen und chinesischen Mannes war und de facto noch immer ein Recht in der modernen Gesellschaft ist, ablehnen (vgl. Rowbotham 1972, Kap. 6 und 7).

Theoretisch teilen die Frauen mit den Männern die Beute von Gleichheit und Freiheit, die den absoluten Monarchen geraubt worden war. Aber die Richtung, die Lockes Argumentation einschlägt, schränkt die Anerkennung vollständiger politischer Gleichheit für die Frauen des 17. Jahrhunderts erheblich ein. Erstens besteht die Strategie, mit der Locke die absolute Fürstengewalt bekämpft, darin, die öffentliche, politische Sphäre des Lebens als einen Bereich zu definieren, der sich von der privaten, väterlichen Sphäre unterscheidet und auf anderen Grundlagen gebaut ist. Nach Lockes Schema entwickelt sich die patriarchalische Monarchie aus der patriarchalischen Familie. Im Naturzustand wird der Vater durch ein ausdrückliches oder schweigendes Einverständnis seiner Kinder der Fürst der Familie und übt allein die exekutive Gewalt aus, die jeder freie Mann naturgemäß als Monarch besitzt. Die öffentliche Sphäre beruht auf einem Gesellschaftsvertrag zwischen freien Individuen. Individuen sind in dem Maße frei, wie sie vernunftbegabt sind. Vernunftmäßig vertragliche Beziehungen, die durch ein unparteiisches Gesetz geregelt werden, erheben die gesellschaftlichen Beziehungen aus dem Naturzustand. Jedoch durchdringen diese vernunftmäßigen Vertragsbeziehungen nicht die Privatsphäre. Ehen werden zwar vertragsmäßig geschlossen und ein unparteiisches Gesetz regelt zunächst die Beziehungen zwischen Ehemann und Ehefrau, aber sobald sie einmal geschlossen sind, funktioniert die Familie entsprechend den Naturgesetzen. Während die gesellschaftlichen Beziehungen im öffentlichen Reich durch eine unparteiische Vernunft vermittelt werden, gehorchen die Beziehungen des Privatbereichs »natürlichen« Neigungen und Gewaltverhältnissen.

Locke schränkt die Vertragsgrundlage der Ehe noch weiter ein: Die Gesellschaft wird in erster Linie zum Schutze des Eigentums vor den Unsicherheiten des Naturzustandes gebildet. Die Familie existiert als eine politische Einheit innerhalb der Gesellschaft, um die richtige Weitergabe des Eigentums vom Vater auf den Sohn zu gewährleisten. Wenn Mann und Frau gemeinsame Entscheidungen hinsichtlich ihres gemeinsamen Interesses

und Eigentums treffen müssen, muß es gleichwohl eine *letzte* Entscheidung geben, und diese »fällt naturgemäß dem Manne als dem fähigeren und stärkeren Teil zu.« (Locke 1977, S.250) Auf diese Weise entdeckt Locke, daß die Unterordnung der Ehefrau unter ihren Mann eine natürliche Grundlage besitzt. Durch sein Versäumnis, die liberalen Prinzipien auf die familiären Beziehungen auszudehnen, ist Locke damit in der peinlichen Situation gefangen, von zwei Naturzuständen ausgehen zu müssen: einer, in dem ein Individuum in dem Maße frei ist, in dem es vernunftbegabt ist, und einer, in dem Frauen den Männern untergeordnet sind. Im Gegensatz zu späteren Philosophen unternahm Locke nicht den vermittelnden Schritt, die Unvernunft der Frauen zu beweisen, um die immanente Logik der Theorie zu sichern.

Im Denken der Aufklärung verlieren die Frauen sogar die von Locke angebotene begrenzte Anerkennung ihrer Gleichheit innerhalb der Familie. Die Schriften von Rousseau und Hume in den 1740er und 1750er Jahren stellen klar, daß »der Vater in der Familie befehlen« muß (Rousseau 1977, S.25). Mit den Entwicklungen innerhalb der europäischen Kultur zwischen 1690 und 1750 beginnen die Philosophen, die erwachenden liberalen Haltungen gegenüber Frauen, wie sie in Lockes Schriften begründet wurden, zu unterdrücken. Obwohl die liberale Theorie zusammen mit der industriellen Entwicklung Möglichkeiten einer neuen sozialen Mobilität eröffnet, bleibt das Privateigentum die Grundlage gesellschaftlicher Rechte und Privilegien. Die Familie bleibt die wesentliche gesellschaftliche Einheit zur Bewahrung der Erbschaft und möglichen Anhäufung von Reichtum. In dem Maße, wie die liberale Theorie die moralischen Prinzipien von göttlicher Sanktion befreit, müssen andere Mittel zur Sicherstellung der individuellen Moral, besonders der Moral der Frauen, gefunden werden, die dem gesellschaftlichen Interesse zur Aufrechterhaltung der Familienstruktur entsprechen. Im späten 17. Jahrhundert nehmen die Frauen die liberalen Theoretiker beim Wort und fangen an, ihre »natürlichen« Rechte zu fordern. Die aufkommende feministische Literatur in England streitet im Namen der Vernunft und des gesunden Menschenverstandes dafür, daß die Frau das gleiche gilt wie der Mann.

In der Mitte des 18. Jahrhunderts wird die Besorgnis um den Erhalt des Privateigentums immer lauter geäußert. Sowohl Rousseau als auch Hume gehen davon aus, daß »der Hauptzweck aller Tätigkeit des gesamten Hauses ... darin (liegt), das Erbe des Vaters zu erhalten und zu vermehren« (Rousseau 1977, S.25). Außerdem ist »ihm (dem Vater, d.Übers.) daran gelegen ..., sich zu vergewissern, daß die Kinder, die er anerkennen und ernähren muß, nicht anderen als ihm gehören« (ebd., S.27). Das Eigentum, das vom Vater auf den Sohn übergeht, macht eine solche Gewißheit der Vaterschaft bedeutsam, und zwar, nach Hume, so bedeutsam, daß sich aus der banalen anatomischen Tatsache, daß Vaterschaft und Mutterschaft nicht in gleicher Weise nachweisbar sind, »der gewaltige Unterschied zwischen der Erziehung und den Pflichten der beiden Geschlechter ergibt« (Hume 1888, zit. n. Agonito 1977, S.118f.). Die aufklärerischen Erörterungen um die notwendige Erziehung der Frauen zu Sittsamkeit und Keuschheit finden ihren Ursprung in eben diesem Interesse an einer unbestreitbaren Vaterschaft zum Erhalt des Privateigentums.

Die aufklärerischen Philosophen sind sich in der Regel bewußt, welche Rolle die Erziehung in der Verhaltensformung spielt. Helvétius und Baron d'Holbach sehen, daß die Unterschiede zwischen Mann und Frau aus der schlechten Erziehung der Frauen resultieren. Hume und Rousseau, die Väter des westlichen Denkens, sehen jedoch v.a., daß

Erziehung geeignet ist, die Unterordnung der Frau zu verewigen. Rousseau schließt die Frauen aus der liberalen Erziehung aus und drängt stattdessen darauf, daß ihre Erziehung auf die häuslichen Dienste beschränkt bleibt und daß sie »dazu erzogen werden, von Anfang an das Joch zu tragen, damit sie es nicht zu spüren bekommen«. Hume führt an, daß die Kontrolle durch gesetzliche Sanktionen nicht durchdringend genug ist, um den starken Versuchungen der Frauen zur Untreue entgegenzuwirken. Eine solche wichtige Angelegenheit kann nicht der Willkür und den Schlupflöchern des Gesetzes überlassen bleiben — der Wunsch nach Keuschheit muß in der Frau selber eingepflanzt und von gesellschaftlichen Konventionen kontrolliert werden.

Kant und Hegel verlieren die gesellschaftlichen Interessen, die eine Erziehung der Frauen zu Passivität und Sittsamkeit erfordern, aus dem Auge und argumentieren umgekehrt: Gerade weil Frauen passiv und fügsam sind, sind sie unerziehbar. Locke, Hume und Rousseau müssen auf antiquierte Argumente einer natürlichen Ordnung zurückgreifen, um die untergeordnete Stellung der Frau zu begründen, damit das glatte Funktionieren der Eigentumsinteressen in der Gesellschaft gewährleistet bleibt. Kant und Hegel schließen die Frauen von einer Teilnahme an der politischen Gesellschaft dadurch aus, daß sie die Frauen nicht als vernunftbegabte und damit freie Individuen, die zu abstraktem Denken fähig sind, anerkennen. Zum ersten Mal wird damit von Philosophen der Aufklärung auf einer Grundlage, die mit der liberalen Philosophie zu vereinbaren ist, den Frauen das Bürgerrecht verweigert. Aber auch hier bleibt die Berufung auf die Natur. Kant und Hegel ignorieren die Rolle der Sozialisation für die Prägung des individuellen Verhaltens und rekurren auf »angeborene« oder ererbte Geschlechtereigenschaften.

Kant hat eine deterministische Auffassung von geschlechtsspezifischen Eigenschaften, die in den Arbeiten von Schopenhauer, Freud und der Soziobiologen wiederkehrt. Nach Kant gefiel es anfangs der Natur, einen »reizenden Unterschied« zwischen den zwei Menschengattungen zu schaffen. Es liegt im Zwecke der Natur, daß die beiden, die gegensätzlich konstruiert sind, zu einer einzigen moralischen Person verschmelzen. Männer und Frauen werden durch ihren »Geschlechtertrieb« zum großen Zweck der Natur geführt. Die Erhabenheit des Mannes und die Schönheit der Frau »ist im Grunde über den Geschlechtertrieb verbreitet. Die Natur verfolgt ihre große Absicht, und alle Feinheiten ... sind nur Verbrämungen und entlehnen ihren Reiz doch am Ende aus eben derselben Quelle«. Da die Geschlechterordnung von Natur aus besteht, ist sie unveränderbar (Kant 1838, S.427, 435).

Hegel berichtet, daß das vage »Geistige« in einem Geschlecht sich entzweit. Das eine besitzt »die für sich seiende persönliche Selbständigkeit und ... das Wissen und Wollen der freien Allgemeinheit«, Macht und Herrschaft. Das andere existiert in einem Zustand immerwährender Subjektivität und Passivität und

»als Wissen und Wollen des Substantiellen in Form der konkreten Einzelheit und der Empfindung. (...) Der Mann hat daher sein wirkliches substantielles Leben im Staate, der Wissenschaft und dergleichen, und sonst im Kampfe und der Arbeit mit der Außenwelt und mit sich selbst, so daß er nur aus seiner Entzweiung die selbständige Einigkeit mit sich erkämpft, deren ruhige Anschauung und die empfindende subjektive Sittlichkeit er in der Familie hat, in welcher die Frau ihre substantielle Bestimmung und in dieser Pietät ihre sittliche Gesinnung hat.« (Hegel 1970, S.318f.)

Bei Hegel finden wir den reifen Ausdruck der Implikationen, die in Lockes grundsätzlicher Trennung zwischen öffentlicher und privater Sphäre angelegt sind. Frauen werden

nicht nur auf die häusliche Sphäre beschränkt, sie werden auch noch als Verkörperungen der für den Erhalt und die Verewigung dieser Sphäre notwendigen Eigenschaften angesehen. Sowohl Kant als auch Hegel behaupten somit, daß nicht nur die biologischen Unterschiede zwischen Mann und Frau, sondern auch die intellektuellen und emotionalen Unterschiede natürlich und unveränderlich sind und keine gesellschaftlich erworbenen Eigenschaften.

Rousseau und Hume treten für die Erziehung der Frauen in ihre spezifischen Geschlechterrollen ein. Kant und Hegel kodifizieren die erworbenen Geschlechterunterschiede, die sie in der europäischen Gesellschaft beobachten, und betrachten sie als natürliche Kategorien des weiblichen und männlichen Geistes, die solche Verhaltensweisen ermöglichen. Frauen sind von Natur aus ungeeignet als Bürger oder, wie Kant meint, Frauen wissen »nichts von Sollen, nichts von Müssen, nichts von Schuldigkeit. (...) Ich glaube schwerlich, daß das schöne Geschlecht der Grundsätze fähig sey ...« Nur die Scham und nicht der moralische Imperativ der Vernunft kann den unkontrollierbaren weiblichen Neigungen Einhalt gebieten. »Stehen Frauen an der Spitze der Regierung, so ist der Staat in Gefahr«, fürchtet Hegel, »denn sie handeln nicht nach den Anforderungen der Allgemeinheit, sondern nach zufälliger Neigung und Meinung.« Stattdessen werden Frauen zu Symbolen des Privatlebens. Wenn die Frau auch nicht für ernsthafte Unternehmungen geeignet ist, so »ist sie schön und bezaubernd, und das genügt.« Sie hat Charme, Verstand, Hingabe, Gefühl; und die Liebe ist ihr Reich.

Wenn Frauen mangels rationaler Fähigkeiten als Bürger ungeeignet sind, so sind sie auch für die höchsten Künste der Gesellschaft, der Wissenschaft und der Philosophie ungeeignet. Hegel spricht es ganz ungeschminkt aus: »Frauen können wohl gebildet sein, aber für die höheren Wissenschaften, die Philosophie und für gewisse Produktionen der Kunst, die ein Allgemeines fordern, sind sie nicht gemacht.« Kant bestimmt als »Inhalt der großen Wissenschaft des Frauenzimmers« die Menschen »und unter den Menschen den Mann. Ihre Weisheit ist nicht Vernünfteln, sondern Empfinden.«

»Mühsames Lernen oder peinliches Grübeln, wenn es gleich ein Frauenzimmer darin hoch bringen sollte, vertilgen die Vorzüge, die ihrem Geschlechte eigenthümlich sind und können dieselbe wohl um der Seltenheit willen zum Gegenstande einer kalten Bewunderung machen, aber sie werden zugleich die Reize schwächen, wodurch sie ihre große Gewalt über das andere Geschlecht ausüben. Ein Frauenzimmer, das den Kopf voll Griechisch hat, ... oder über die Mechanik gründlich Streitigkeiten führt, ... mag nur immerhin noch einen Bart dazu haben; denn dieser würde vielleicht die Miene des Tiefsinnes noch kenntlicher ausdrücken, um welchen sie sich bewerben.«

Kant und Hegel schließen in den Begriffen der westlichen philosophischen Werte die Frauen systematisch aus der philosophischen Tätigkeit aus: Frauen verkörpern das Gefühl und nicht die Vernunft, das Einzelne und nicht das Allgemeine, das Konkrete und nicht das Abstrakte.

5. Kulturelle Kategorien

Wie ist es möglich, daß Philosophen solche Ansichten vertreten? Wenn ich die Frage mit kantianischen Worten stelle, so nicht deshalb, weil ich nach natürlichen Kategorien des Geistes suche, die derartige Aussagen ermöglichen, sondern weil ich erstens die Kategorien in der philosophischen Argumentation suche, die derartige Äußerungen über Frauen ermöglichen, und zweitens die Interessenstruktur suche, die derartige kulturelle Kategorien wünschenswert machen.

Der Ausschluß der Frauen von der vollständigen Teilnahme am gesellschaftlichen und intellektuellen Leben wird durch die grundsätzliche politische und gesellschaftliche Trennung ermöglicht, die die liberale Philosophie zwischen der öffentlichen und Privatsphäre zieht und durch die jeweiligen ihnen zugeordneten erkenntnistheoretischen Kategorien. Die liberale Strategie zur Befreiung des Individuums aus der bestehenden Ordnung des korporativen Absolutismus bestand in der Argumentation, daß der Mensch durch Vernunft und gesunden Menschenverstand seine eigenen Werte und Zwecke bestimmt. Die Menschen stimmen der Beschränkung ihrer Freiheit durch die Teilnahme an der Gesellschaft zu, um ihre gemeinsamen Interessen zu schützen. Der Privatbereich, d.h. diejenigen Aktivitäten, die nicht Gegenstand vertraglicher Vereinbarungen sind, wird der Discretion des einzelnen überlassen. Die liberale Reform der Gesellschaft war jedoch nur eine Teilreform. Die liberalen Prinzipien der Aufklärung kamen nur in der öffentlichen Sphäre zur Wirkung. Die Privatsphäre blieb unverändert und Speicher christlicher Werte, die gerade erst im öffentlichen Bereich entthront worden waren.

Diese Teilreform unterminierte das liberale Instrument der Reform, die Vernunft als neutralen Maßstab. Die hierarchische, patriarchalische Familie, in der grundsätzliche soziale Einstellungen und Haltungen eingeübt werden, blieb ein musterhafter Sozialisationsagent für eine hierarchische und patriarchalische Weltanschauung.

Diese Teilreform ist Folge der ambivalenten Vorstellungen über die Natur in der liberalen Philosophie. Die Berufung auf die Natur diene sowohl der Befreiung als auch der Fesselung des Menschen. Seit Beginn war es Zweck der westlichen Wissenschaften, die Zwänge der Natur zu überwinden durch die Wendung der Naturgesetze zum Wohle des Menschen. Die Berufung auf den Naturzustand des Menschen als einen Zustand der Vernunft und Freiheit befreite die politische Gesellschaft des 17. Jahrhunderts vom feudalen Absolutismus. Die gleiche Berufung auf den Naturzustand der Frauen fesselte diese an einen Zustand der Unterordnung in der Privatsphäre. Anstatt die Reproduktionstätigkeiten der Frauen als eine Naturnotwendigkeit zu betrachten, die mit wissenschaftlichen Mitteln kontrolliert und überwunden werden können, diene den liberalen Philosophen das, was sie als natürliche Schranken der Frauen wahrnahmen, zur Rechtfertigung ihres Ausschlusses aus Politik, Wissenschaft und Philosophie.

Die liberalen Philosophen strebten keine permanente Trennung zwischen öffentlicher und Privatsphäre, zwischen Vernunft und Gefühl an. Diese sollten vielmehr als Mann und Frau im Eheleben vereinigt werden, um eine einzige moralische Einheit zu bilden. Die moderne Gesellschaft bewegt sich allerdings in eine andere Richtung. Bei den jüngeren Berufstätigen in den USA und Europa dringt die Logik der öffentlichen Sphäre in den Privatbereich ein und beherrscht ihn. Die Frauen trachten sowohl in der Arbeit als auch im Privaten danach, Männer zu werden. Die Lebensarrangements werden häufig durch einen formellen oder informellen Vertrag getroffen, der einen gleichen Anteil an Pflichten und Verantwortlichkeiten festlegt. In den Alternativgruppen tendiert das Private dazu, das Öffentliche zu verdrängen — die Gruppen sind Alternativen zu den etablierten gesellschaftlichen Institutionen. Gruppenverbindlichkeit und Zusammenarbeit sind ausschlaggebend. Angesichts der Widersprüche in der liberalen Gesellschaft versuchen sowohl die jungen Berufstätigen als auch die Alternativgruppen, sich dadurch einen Lebenszusammenhang zu schaffen, daß sie entweder vollständig innerhalb des öffentlichen oder innerhalb des privaten Wertesystems leben. Beides sind Teillösungen. Die neuen feministischen Theoretikerinnen fordern dagegen die moralische Einheit der

menschlichen Gesellschaft durch die Aufdeckung der Interessen, die hinter der willkürlichen Trennung von Privatem und Politischem stehen.

Literaturverzeichnis

- Agonito, Rosemary (Hrsg.), 1977: History of Ideas on Woman, New York.*
Graham, Patricia, 1979: Women in higher education: a report to the Ford Foundation, in: Hanna Schöpp-Schilling, Women's Studies, Women's Research and Women's Research Centres: Recent Developments in the USA and in the FRG, Women's Studies International Quarterly, H.2.
Hegel, Georg W.F., 1970: Grundlinien der Philosophie des Rechts, Frankfurt/M.
Hume, David, 1888: A Treatise of Human Nature, hrsg. v. L. Selby-Bigge, Pk.III, Part 2, Sect. 12, London. Zit. n. Agonito, a.a.O.
Kant, Immanuel, 1838: Kritik der Urtheilskraft und Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen, hrsg. von Karl Rosenkranz, Leipzig.
Locke, John, 1977: Zwei Abhandlungen über die Regierung, hrsg. v. Walter Euchner, Frankfurt/M.
Rorty, Richard, 1981: Der Spiegel der Natur: Eine Kritik der Philosophie, Frankfurt/M.
Rossi, Alice, und Ann Calderwood (Hrsg.), 1973: Academic Women on the Move, New York.
Rousseau, Jean Jacques, 1977: Politische Ökonomie, hrsg. u. übers.: v. Hans-Peter Schneider und Brigitte Schneider-Pachaly, Frankfurt/M.
Rowbotham, Sheila, 1972: Women, Resistance and Revolution, London.
Ruskin, John, 1947: Of Queens Gardens (Sesame and Lilies, Ausz.), bearb. v. Norbert Thomé, Paderborn.
Schopenhauer, Arthur, 1913: Parerga und Paralipomena. Kleine philosophische Schriften, Bd. 2, München.
Unger, Roberto, 1975: Knowledge and Politics, New York.



Gulliver, Deutsch-Englische Jahrbücher, Band 10

Frauenstudien

Theorie und Praxis in den USA und Großbritannien
 16,80 DM (f. Stud. 13,80 DM) AS 71: ISBN 3-88619-022-6

Gulliver 10 erschließt Studierenden und Lehrenden Problem- und Arbeitsgebiete der Frauenstudien und will damit zugleich einen aktuellen Beitrag zur Diskussion in der Frauenbewegung leisten. Eine Unterrichtseinheit, in der die Alltagswirklichkeit der Frauen den Weiblichkeitsbildern gegenübergestellt wird, bereitet anti-sexistische Materialien für den Englisch-Unterricht auf.

GULLIVER erscheint zweimal jährlich und kann abonniert oder im Rahmen eines AS-Auswahlbros (mind. 3 aus ca. 20 einer Jahresproduktion) bezogen werden. Informationen gibt der Argument-Vertrieb. (Abo-Preis: 14,80 DM/12,80 DM f. Stud., jeweils incl. Versandkosten)

Argument-Vertrieb · Tegeler Str. 6 · 1000 Berlin 65

ARGUMENT-VERLAG BERLIN

Donna J. Haraway

Klasse, Rasse, Geschlecht als Objekte der Wissenschaft

Eine marxistisch-feministische Darstellung der sozialen Konstruktion des Begriffs der produktiven Natur und einige politische Konsequenzen*

'Had we but world enough and time
This Coyness, Lady, were no crime'
'to his Coy Mistress' Andrew Marvel

Sind Geschlecht und Arbeit veraltete Begriffe?

Feminismus und Marxismus scheinen ebenso natürliche Verbündete wie Feinde in fast allen Fragen, die für aktuelle als auch mehr traditionelle fortschrittliche politische Auseinandersetzungen in den Vereinigten Staaten wichtig gewesen sind. Probleme von Technologie, Wissenschaft und Entwicklung bilden keine Ausnahme. Sozialistisch-feministische Theoretiker haben wiederholt auf den liebenden Haß hingewiesen und dafür das Bild einer mißglückten Brautwerbung und Ehe benutzt (Weinbaum 1978, Hartmann 1979). Obwohl beide aus historisch besonderen und doch allgemein bedeutsamen gesellschaftlichen Unterdrückungsverhältnissen hervorgegangen sind, haben diese beiden weltpolitischen Bewegungen keinen erfolgreichen Zusammenschluß erreicht und können dies auch nicht angesichts der entscheidenden ungelösten Auseinandersetzungen, die für beide Bewegungen den Kern ihrer Analyse und Praxis bilden.

Im Mittelpunkt der Auseinandersetzung stehen jene zentralen Kategorien mit so unterschiedlicher Bedeutung wie Arbeit und Geschlecht, Produktion und Reproduktion. Streitpunkt zwischen Marxismus und Feminismus ist die Formulierung einer politisch effektiven Analyse des Entstehens, Bestehens und Veränderns des Alltagslebens, seine Befreiung von der Herrschaft durch Geschlecht, Rasse und Klasse. Die Rolle von Wissenschaft und Technologie bei der Gestaltung des Alltagslebens rückt immer mehr und unausweichlich in den Mittelpunkt.

Angesichts der äußersten Bedrohung durch die Gefahr eines Atomkrieges und andere kaum geringere Bedrohungen der Kämpfe gegen Herrschaft aus so vielen Richtungen, argumentieren viele Sozialisten noch immer, daß Feministinnen sich zurückzunehmen scheinen, den Ernst der heutigen Krisen in ihrer frauzentrierten Analyse und Politik anscheinend nicht erkennen, politischen Luxus betreiben. Andererseits fühlen Feministinnen weiterhin, daß dieser linke Anspruch eine Verführung aufnötigt und keinen ehrenhaften Heiratsantrag verfolgt. Der Feminismus wird keine Mätresse des Sozialismus sein. Darüber hinaus sind viele Feministinnen der Meinung, daß auch eine Ehe nicht unbedingt ein ehrbarer Zustand ist, sondern ein Besitzverhältnis. Dabei können sie auf Versuche eines Teils der von Männern beherrschten Linken in den Vereinigten Staaten verweisen, mit einer Glorifizierung der traditionellen Familie und sogar einem Plädoyer für eine »revolutionäre Kernfamilie« auf die politische Bedrohung zu antworten, die die aufsteigende fast faschistische Rechte mit ihrer familienzentrierten Rhetorik und ihrer offensichtlichen Anziehungskraft auf sehr große Teile der weißen Arbeiterklasse in

* Vortrag, gehalten auf der Internationalen Sozialismus-Konferenz 1981 zum Thema Sozialismus, Wissenschaft, Technologie, Entwicklungsstrategien; Cavtat, Jugoslawien, September 1981. Übersetzung: Frigga Haug und Diète Oudes Luijs.

Nordamerika bildet. Inzwischen dürfen die Feministinnen zusehen, wie ihre Rechte bezüglich der Fortpflanzung ausgehöhlt werden, wie die extreme Armut, besonders für Frauen jeder Hautfarbe, ansteigt, wie sexuelle Gewalt wieder zunimmt, einschließlich körperlicher Angriffe auf Lesben und Homosexuelle, wie Frauen dadurch behindert werden, daß sie von den meisten Quellen der Macht ausgeschlossen werden, ganz sicher da, wo es um technische und wissenschaftliche Zuständigkeit geht.

Aber diese Unterscheidung der Sozialisten von den Feministinnen ist zu scharf. Einerseits koexistieren diese beiden Gesichtspunkte oft in ein und demselben Menschen. Andererseits erkennen wichtige Teile der gemischten Linken in den Vereinigten Staaten immer mehr die Legitimität einer autonomen Frauenbewegung und die Stärke der theoretischen Ansprüche, die die elementare Bedeutung der geschlechtsspezifischen Herrschaft und der damit verbundenen Arbeitsteilung bei der Entstehung oder zumindest der Ermöglichung von Klassenherrschaft betreffen. Darüber hinaus entwickelt sich eine vielversprechende sozialistisch-feministische Theorie, welche einschneidend Schwächen der marxistischen Theorie kritisiert, wo sie die fundamentale Rolle der Frau bei der Produktion des Alltagslebens nicht erkennen kann (Hartsock 1982).

Aber sowohl weißen Feministinnen wie Sozialisten wurde vorgeworfen, sie hätten sich der Vernachlässigung der Rassenproblematik in Theorie und Praxis schuldig gemacht. In den Vereinigten Staaten gelingt es sowohl den feministischen wie den sozialistischen Analysen und Bewegungen nicht, die Masse der Leute zu erreichen, die mit ihnen sympathisieren müßten — Frauen und Arbeiter, wie auch immer definiert.

Schließlich fühlen feministische Aktivistinnen sich oft verunsichert und äußerst frustriert von der außerordentlichen Macht der Gebärmutter-Politik, die die Frauenbewegung vom 19. Jahrhundert an bestimmt. Wenn sie auch wissen, daß Kernwaffen und Atommacht, grob gesprochen Wissenschaft und Technologie, und die Klassenstrukturen im allgemeinen Frauenthemen sind, schreiben und arbeiten Feministinnen doch mehr über sehr geschlechtlich bestimmte Themen wie Abtreibung, Pornographie und Vergewaltigung. Einige Gründe liegen auf der Hand: eine Selbstbestimmung bei der Fortpflanzung gibt es nicht; sie ist aber eine Vorbedingung für vieles andere bei einer nicht-hierarchischen revolutionären Veränderung, und die Männerherrschaft wird innerhalb und außerhalb der Vereinigten Staaten sehr weitgehend durch eine kulturelle und körperlich-sexuelle Schreckensherrschaft aufrechterhalten. Aber andere Gründe entgehen uns. Wieso haben Feministinnen nicht mit derselben Überzeugungskraft Analysen wissenschaftlicher und technologischer Entwicklungen hervorgebracht, wie solche über Fortpflanzungsrechte?

Wie kommt es, daß solche Analysen schwerlich zu finden sind, obwohl Frauen weltweit die Hauptarbeitskraft für die führenden modernen wissenschaftlichen Industrien, wie die Elektronikindustrie, stellen? Warum fehlen sie, obwohl etwa 80% des Zuwachses der Beschäftigten in den Vereinigten Staaten seit dem 2. Weltkrieg aus Frauen und Jugendlichen besteht? Die traditionelle männliche Arbeiterklasse scheint nicht dort beschäftigt, wo viele grundlegende gesellschaftliche Veränderungen stattfinden. Warum wissen wir nicht mehr über die historischen Auswirkungen der heutigen wissenschaftlichen, technologischen und ökonomischen Entwicklungsstrategien auf der ganzen Welt, innerhalb bestehender oder manchmal neu aufgezwungener gesellschaftlicher Verhältnisse einer weltweiten Männerherrschaft, sowohl in den »kapitalistischen« als auch in den »sozialistischen« Ländern? Feministinnen, besonders sozialistische Feministinnen,

sollten eine ganze Menge zu sagen haben, z.B. über Technologietransfer in patriarchalischen Gesellschaftssystemen. Und logischerweise müßten alle Sozialisten ein großes Bedürfnis haben, etwas über diese Materie zu erfahren.

Wieso scheint der Feminismus so an die Geschlechtsfrage als Frage der Biologie gebunden? Anders gefragt: Warum scheint der Sozialismus so mit dem »Arbeiter« als Quelle allen Seins verheiratet zu sein und der Feminismus wie durch eine Nabelschnur mit diesem anderen mythischen produktiven Wesen »Frau« verbunden? Es scheint richtig, die Frage so zu stellen, insbesondere, da weder der Arbeiter als Mann oder Menschheit noch die Frau-als-Mutter heutzutage als sehr produktiv im alten Sinne erscheinen; beide sind nahe daran, mythisch wie tatsächlich den sehr produktiven Führungskontrollsystemen zu verfallen, die mit Automatisierung, Elektronik, Vervielfältigungs-, Kopier- und Kommunikationsindustrien verbunden sind. In manch wesentlicher Hinsicht scheint die arbeitende/gebärende Produktion und Reproduktion des Alltagslebens bedroht durch technologische Veraltung — und damit zugleich die traditionellen Formulierungen von Sozialisten und Feministinnen und ihre Familienzweise. Vieles wird von diesen Entwicklungen in Frage gestellt, einschließlich unserer analytischen Kategorien: Arbeit und Geschlecht.

Produktive Natur: Ein historischer Überblick

Ohne vorzugeben, daß ich all diese Probleme lösen könnte, möchte ich einige Überlegungen vorbringen über Arbeit und Geschlecht, Arbeiter und Frauen, Klasse und Geschlechterfrage vom Standpunkt sowohl einer sozialistischen Feministin als zugleich einer Historikerin der Biologie. Insbesondere werde ich eine These aufstellen über die Entstehung von Klasse, Rasse und Geschlecht und andere entscheidende Gegenstände wissenschaftlicher Erkenntnisse in den Humanwissenschaften der letzten 200 Jahre in einem Versuch, die tiefgreifenden Verbindungen zwischen Bedeutungssystemen (wie Kosmologie/Mythos) und Systemen, die Bedeutung schaffen (wie Technologie/Wissenschaft), zu erforschen. Ich schließe mit einigen politischen Reflexionen über Teilerfolge und notwendige Schritte für eine sozialistisch-feministische Entwicklung in Wissenschaft und Technologie.

Die von den Humanwissenschaften konstituierten und untersuchten Gegenstände tragen während der letzten 200 Jahre einige sehr interessante, gemeinsame Eigenschaften: Sie sind fruchtbare Objekte, die durch physiologisch-organische (oder, seit kurzem, technologisch-kybernetische) Prinzipien der funktionalen Arbeitsteilung angeordnet sind. Am wichtigsten dabei ist, daß die Humanwissenschaften generative Körper untersuchen, Körper, die aus eigenem Antrieb wachsen und sich vermehren, reproduzieren, expandieren, diversifizieren, sich verzweigen aus inneren Beweggründen, und Körper, die von eigener Kontrolllogik regiert werden. Die funktionale Arbeitsteilung, die die Struktur moderner Erkenntnisgegenstände in der Biologie und den Sozialwissenschaften (ob kapitalistisch oder sozialistisch) regiert, beruht auf einer Teleologie des Wachstums und eingebauter Kontrollpläne natürlicher Fruchtbarkeit. Diese Kontrollpläne sind eng mit den sich verändernden möglichen historischen Formen und Technologien der Beherrschung fruchtbarer Systeme verflochten. Kurz, Natur wurde besonders in den modernen kapitalistischen Gesellschaften als ein Produktions-Reproduktions-System konstituiert, dessen Hauptbestandteile — Frau, Rasse und Klasse — durch die Gesetze fruchtbarer Arbeit regiert werden. In einem wichtigen Sinn können Menschen des 19.

und 20. Jahrhunderts im Westen nur (rational, wissenschaftlich) Gegenstände *erkennen*, die in diesen sehr spezifischen historischen Formen konstituiert sind; und diese Formen tragen Bedeutungen und Techniken mit sich, die Herrschaft erzwingen und herausfordern.

Ich möchte diese sehr allgemeine Behauptung kurz durch Aspekte aus der Geschichte der Humanwissenschaften veranschaulichen, besonders aus Biologie und Gesellschaftstheorien. Es ist bekannt, daß Biologie und Soziologie funktionalistische Diskurse mit eingebauten (und von Klasseninteressen bestimmten) Theorien über Macht sind. Marx' eigne Kritik dieser Dimension sozialwissenschaftlicher Erkenntnis ist eine der überzeugendsten (Figlio 1978; Harvey 1979; R.M. Young 1977 und 1981).

Aber ich möchte zum späten 18. und frühen 19. Jahrhundert zurückgehen, zu Thomas Robert Malthus, Adam Smith, Andrew Ure, Charles Babbage, Henri Milne-Edwards, Charles Darwin und Herbert Spencer. Betrachten wir die Gesetze des Bevölkerungswachstums, der natürlichen Produktion und der menschlichen Arbeit, wie sie in den Schriften dieser Leute auftreten, um einiges Licht auf den Haupterkenntnisgegenstand der Biologie bis zum 2. Weltkrieg zu werfen — den Organismus. Ich will die Konstitution des Organismus zum technischen und wissenschaftlichen Erkenntnisgegenstand (d.h. *nicht* als ein bloß ideologisches Epiphänomen wahrer Wissenschaft) untersuchen, der tiefgehend von den Praktiken des kapitalistischen Patriarchats strukturiert ist. Wenn Marx auch die Klassengebundenheit der politisch-ökonomischen Erkenntnis sah, konnte er doch die grundlegenden Elemente männlicher Herrschaft, eingebaut in Organismen und ihren Eigenschaften, einschließlich menschlicher Arbeit und menschlicher, biologischer und gesellschaftlicher Reproduktion, nicht sehen. Er konnte diese Elemente nicht sehen ohne einen materialistischen feministischen Standpunkt, der historisch noch nicht konstituiert war.

Malthus' (1789) benutzte Beschreibungen der Gesetze »natürlicher« Produktivität zweier großer Wachstumsquellen (Landwirtschaft und menschliche Bevölkerung), um zu zwei bedeutungsschwangeren Behauptungen zu kommen: Er ließ alle Arten gesellschaftlicher Verbesserung zu, solange zwei gesellschaftliche Formen aufrechterhalten würden: Erstens Privateigentum an Produktionsmitteln, und zweitens männliche Vorrherrschaft in der Ehe, verbunden mit männlichem Eigentum an weiblicher Produktivität, besonders an Kindern. Malthus stellt einen frühen und außergewöhnlich einsichtsvollen Versuch dar, Vorgänge in Natur und Gesellschaft in Begriffen von Produktionsgesetzen und nicht von unterstellter Harmonie zu formulieren. Was spätere Theoretiker im Wettlauf um die Verdammung seiner unlegbar von seiner Klassenzugehörigkeit beeinflussten Wissenschaft nicht sehen wollten, war seine Erkenntnis der verbundenen Notwendigkeit von männlicher Herrschaft und Kapitalismus, obwohl die Formen männlicher Herrschaft sich von denjenigen in der vorkapitalistischen patriarchalen Familie sehr stark unterscheiden würden. Malthus bestimmte zögernd die Schlüsselemente Arbeit und Geschlecht in der Gesellschaftsform des Patriarchats.

Für die Theorien über das wesentliche Strukturprinzip von Produktionssystemen (einschließlich Landwirtschaft, menschlicher Bevölkerungen, Familien, Frauen, Rassen, Fabriken) beziehe ich mich auf Adam Smith, Charles Babbage und Andrew Ure. Dieses Prinzip ist die *hierarchische Arbeitsteilung*, wobei das Problem der Aneignung des Mehrprodukts zugleich gestellt und gelöst wird durch Theorien über organische (soziale und biologische) Kontrollsysteme. Menschliche, pflanzliche und tierische Körper sind

ebenso wie Maschinen und soziale Gruppen alle Glieder organischer Systeme. Wohl kein Theoretiker der Arbeitsteilung, angefangen bei Smith bis zu den zeitgenössischen post-Taylor'schen kybernetischen Ergonomisten, ignorierte die Frage der Systemkontrolle. Und alle diese Theoretiker versuchten eine Theorie der Arbeitsteilung (von Effizienz und Fortschritt in Produktionssystemen) zu formulieren, die ausschließlich aus *inneren* Kräften (z.B. natürlichen und rationalen) zu wirken schien. Organizistische Theorien, wie die der funktionellen Arbeitsteilung, verboten bestimmte Kontrollarten (oder müssen die Arbeitsweise bestimmter Kontrollarten maskieren, weil diese nicht länger als wissenschaftlich anerkannt werden können). Besonders verbieten sie Beherrschung von außen, die nicht in den Gesetzen effizienter Produktion selbst verankert ist. Sowohl Biologie (natürliche Ökonomie) wie auch Gesellschaftstheorie (politische Ökonomie und Soziologie) suchen im Grunde nach einem Verständnis von Kontrollsystemen (und das bestimmt ihre Erkenntnisgegenstände) in Begriffen innerlich wirkender Prinzipien. Die Effizienz ist ein besonderes Beispiel eines solchen Prinzips. Zielorientierte wechselseitige Abhängigkeit der Systemglieder für die Formung eines modernen vernünftigen Ganzen (Organismus, Gesellschaft oder andere Objekte wissenschaftlicher Erkenntnis) ist die angegebene Organisationsweise. Diese Prinzipien gelten unabhängig von dem Problem der »Reduktion« sozialer auf biologische Gesetze oder dem des angemessenen Verhältnisses von sozialen und biologischen Diskursen.

Als Vertreter für die Überlegungen, die die Biologie des 19. Jahrhunderts strukturierten, sollen der französische Physiologe Henri Milne-Edwards, der englische Naturalist Charles Darwin und der englische Biologe und Sozialtheoretiker Herbert Spencer dienen. Für Milne-Edwards war organische Effizienz eine Funktion der physiologischen Arbeitsteilung, für Darwin und Spencer war sie entscheidendes Prinzip ihres Verständnisses von moderner natürlicher Ökonomie als System ausgedehnter produktiver Macht, das ohne äußere Intervention strukturiert ist und arbeitet.

Der zeitgenössische französische Mikrobiologe und Genetiker François Jacob hat in seinem Werk 'Logic of Life' überzeugend die absolut zentrale Errungenschaft der Biologie des 19. Jahrhunderts hervorgehoben, ihre Gegenstände (z.B. Populationen, physiologische Systeme, Zellen) so zu formulieren, daß sie keine externen Prinzipien von Harmonie oder Kontrolle benötigten.

Jacob verstand biologische Gegenstände als *arbeitende* Systeme. Aber wie Marx konnte er nicht verstehen, daß biologische Gegenstände als arbeitende Systeme auf-tauchten, die zuinnerst durch hierarchische geschlechtliche Prinzipien der Effizienz strukturiert sind.

Der Hauptaspekt geschlechtlicher Prinzipien, die organische Systeme strukturieren, betraf die Beziehungen von Fortpflanzung und Kontrollfunktion.

In den Verbindungen, die die reproduktive und die Nervenphysiologie in der Biologie des 19. und 20. Jahrhunderts bis zum zweiten Weltkrieg untereinander hatten, wurde diese Beziehung am deutlichsten sichtbar. Nicht zufällig brachten Biologen des 19. Jahrhunderts in ganz Europa wie auch in den Vereinigten Staaten und in Japan ein reiches Wissen über organische Reproduktion, Regeneration, geschlechtliche und ungeschlechtliche Arten organischer Produktion ans Tageslicht. Es stellte sich heraus, daß die meisten organisch »effizienten« Systeme Säugetiere sind — hauptsächlich natürlich der Mensch mit »seiner« überlegenen körperlichen und gesellschaftlichen Arbeitsteilung, einschließlich der Familie, Teilung von Heim, Markt und Arbeitsplatz, und eigenen Be-

reichen für Männer und Frauen wie für Klassen. Biologen über hierarchische, aber streng innere wechselseitige Abhängigkeit von Reproduktions- und Nervensystemen in der Produktion und in den Umwandlungen von Organismen finden sich im 19. und frühen 20. Jahrhundert im Überfluß. Diese Denkweise erreichte in der Biologie wohl ihren Höhepunkt in der Synthese von Physiologie, Ethologie und Gesellschaftstheorie in der Psychobiologie der Universitäten von Yale, Chicago und Harvard in den 20er und 30er Jahren. Diese biologischen Schulen sind eng mit der Entwicklung antimarxistischer Theorien von Gesellschaftssystemen vor und nach dem 2. Weltkrieg in den Vereinigten Staaten verbunden.

Geschlecht und Arbeit hatten im organischen Funktionalismus, der sich vom späten 18. Jahrhundert an konstituierte, einen ebenbürtigen organischen Partner: *Rasse* als ein wissenschaftliches Objekt. Ebenso wie Klasse und Geschlecht innere Funktionsregeln erforderten, so auch Rasse; und ebenso wie Geschlecht und Arbeit erforderte das Rasse genannte Objekt eine physische, ja sogar physiologische Basis: Rasse erforderte einen Körper, und man gab ihr einen Körper im organischen Plan der Dinge, der nach einer interdependenten inneren Kontrolllogik und nicht durch auferlegte Beherrschung »von außen« arbeitete. Imperialismus und Sklaverei haben einen bekannten natürlichen Beigeschmack.

Soweit Natur als Erkenntnisobjekt konstituiert war, hatte sie einen Körper, der nach den Prinzipien der Kontrolle seiner Früchte erstellt war. Die schwarzen Sklavinnen in der Neuen Welt erfuhren in der Zwangsfruchtbarkeit und sexuellen Knechtschaft am schärfsten die Logik solcher Kontrollsysteme. Die Geschichte der physischen Anthropologie, Psychologie, Evolutionstheorie und vieler anderer Zweige des organischen Funktionalismus sind voll davon, Rasse als modernen Erkenntnisgegenstand zu konstruieren. Diese Geschichte ist in zu vieler Hinsicht häßlich, ebenso wie die Geschichte von Geschlecht und Arbeit als wissenschaftliche Gegenstände.

Aber man kann die vielen Biologen, die rassische Unterlegenheit begründen, nicht als »schlechte Wissenschaft«, als Ideologien beiseiteschieben und die Biologie hinüberretten, die die Aussagen über rassische und geschlechtliche Unterlegenheit verwirft. So leicht entkommt man nicht den Diskursen, die Teil des gesellschaftlichen Wirkens moderner Herrschaftsformen waren. Insbesondere ist es entscheidend, zu verstehen, daß das wissenschaftliche Verständnis von produktiven Kontrollsystemen, wie in der Biologie, nicht nur Herrschaftsprinzipien nicht ausschloß; sie waren notwendig oder zumindest logisch eingebaut.

Von biologischen Organismen zu Biobestandteilen

Bevor ich die gesellschaftlichen Kämpfe kommentiere, die diese allzu rasche Skizze der Ideengeschichte durchsetzt, möchte ich meine unverblümete These um einen Schritt weiterbringen. Ich möchte behaupten, daß der organische, physiologische Funktionalismus und seine bevorzugten Gegenstände (Organismen, Rassen, Arbeiter, Frauen) in den zwanzig Jahren von 1930 bis 1950, besonders während des 2. Weltkrieges, eine grundlegende Veränderung durchmachten. Die gesellschaftliche Praxis der Biologen während des Krieges nimmt einen breiten Raum in dieser komplexen Geschichte ein. Biologie und andere organistische Diskurse hörten in einer wichtigen Hinsicht auf zu existieren; sie wurden durch die kybernetische Kommunikationswissenschaft ersetzt, die von Prinzipien des kybernetischen Funktionalismus beherrscht wurde.

Diese Entwicklung brachte das Vermögen, intern regulierte, sich selbstgenerierende Kontrollsysteme wissenschaftlich zu verstehen, sehr viel weiter. Die Erkenntnisgegenstände machten grundlegende Veränderungen durch; ebenso die Kontrolllogik, und dies ist für Sozialisten und Feministinnen von großer Bedeutung, wenn sie wirksame politische Analysen formulieren wollen. Man kann die Veränderung überall wahrnehmen; z.B. in der Umwandlung der Ökologie organisistischer Gemeinschaftstheorien in die von Ökosystemen; und zweitens in den Umwandlungen des Zentrums der Biologie (und des Erklärungsstandards) von organismischen Untersuchungen der Beziehungen zwischen Kopf (Nerven) und Geschlecht (Hormonen) zu Behandlungen von Kommunikationssystemen, des Kodierens, Kopierens und der Ausdrucksfunktion. Genetik, Immunologie, Neuroendocrinologie, Ethologie — alle weisen diese Umwandlung auf. Moderne Biologie dreht sich um Durchflußraten über fließende Grenzen hinweg und um die Kontrolle solcher Raten als Problem in Informationstransfer und Systemproduktivität. Ein Blick in ein modernes Handbuch der Biologie, z.B. »Life on Earth«, ein Buch das an den führenden amerikanischen Biologiefachbereichen an großen Universitäten gemeinhin verwendet wird, wird den Skeptiker überzeugen, daß Organismen nur interessante und komplexe technologische Muster (device) moderner Art sind, d.h. Kommunikationsmaschinen, die in einen intensiven kapitalistischen Marktwettbewerb um Verbesserung genetischer Tauglichkeit verstrickt sind. Biologische Objekte wurden im Prozeß dieser Umwandlung massiv verkleinert; die kleinsten Wachstums- und Kontrollelemente sind nicht traditionelle Organismen und ihre hierarchischen interdependenten Systeme. Automatisches Kopieren, Vervielfältigen und Umwandlungen sind die Schlüsselprozesse der Kommunikationswissenschaften dieser Biobestandteile. Biologie ist eine sehr moderne Kommunikationstechnologie. Ihre Gegenstände sind kybernetische Befehls- und Kontrollsysteme.

Kosmologien/Technologien

Vieles müßte über diese außerordentliche Geschichte gesagt werden. Ich möchte an dieser Stelle das Außerordentliche nicht genauer ergründen, sondern aus der Geschichte Einsichten für die Beziehungen von sozialistischer und feministischer Politik in Wissenschaft und Technologie gewinnen.

Erstens ist es schwierig, einen strengen Unterschied zwischen Wissenschaft und Technologie aufrechtzuerhalten. Sie sind von Anfang an produktive technische Systeme gewesen, ob man sich nun auf Bevölkerungen, Organismen, Ökosysteme, Zellorganellen oder Genome bezieht. Natürlich haben moderne Instrumente (wie Zentrifugen, Computer, Heizungsvorrichtungen usw.) moderne Biologie ermöglicht. Aber darüber hinaus sind biologische Gegenstände tatsächlich technologische Gegenstände gewesen, d.h. Mittel, um Bedeutungen in der materiellen Welt hervorzubringen. Wir sollten auf die gegenwärtigen Entwicklungen der DNA-Technologie und verwandter industrieller Biologie blicken (und haben dies auch getan), die so sehr unsere gängige Vorstellung der Trennung zwischen Organischem und Technischem verwirren und bedrohen. Die Natur ist keine Amme, sondern ein von innen gesteuertes, in hohem Maße militarisiertes, sehr produktives Kommunikationssystem. Diese Feststellung gilt sowohl für die mythische Ebene als auch für die Ebene der heutigen technischen Errungenschaften. Biologische Einheiten sind Organe — d.h. Produktionswerkzeuge.

Zweitens kann man konstatieren, daß die von Sozialisten und Feministinnen so ge-

rühmten Kategorien — Arbeit und Geschlecht — und die Menschen, die diese funktionellen, grundlegenden Kräfte verkörpern — Arbeiter und Frauen (Männer hatten nicht in der gleichen Weise ein Geschlecht; sie waren sicherlich nie wie Frauen »das Geschlecht«) — bei ihrem Entstehen schon nicht unproblematisch waren und sogar einem noch bestürzenderen möglichen Ende entgegengehen. Scheinbar feststehende ontologische Kategorien stellen sich als historisch konstituierte Erkenntnisgegenstände in rassistisch-kapitalistisch-patriarchalen Gesellschaftsformen heraus. Historische Materialisten werden von dieser Art Behauptung nicht wirklich erschüttert; sie glauben, daß alles historisch konstituiert ist, auf Basis der Art, in der Erkennende und Handelnde die mannigfaltigen Aspekte der Selbstgestaltung zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten tatsächlich handhaben. Die Konstruktion materialistischer historischer Standpunkte, die ein Verständnis von Arbeit und Geschlecht erbrachten, wurde nach vielschichtigen Kämpfen in sich weltweit verändernden Bedingungen erreicht. Aber das Ausmaß in dem Sozialisten und Feministinnen historisch dem Humanismus angehören, d.h. einem Diskurs, der sich mit der hierarchischen Produktion der Menschen als dem höchsten Produktivkontrollsystem befaßt, ist zumindest philosophisch ärgerlich.

Aber über die Schwerverdaulichkeit hinaus können Feministinnen und Sozialisten vielleicht einige notwendige Einsichten gewinnen in einige der Ursachen unserer theoretischen Starre, unserer andauernden Unfähigkeit, eine wahre und vollkommene Einheit zu bilden, weil wir uns mit unzulänglichen und vielleicht anachronistischen Kategorien wie Arbeiter und Frauen, Arbeit und Geschlecht verheiratet haben. Zum Beispiel können wir Feministinnen uns klarer werden über unsere Fixiertheit auf das Geschlecht und das Geschlechtliche, trotz unseres Wissens, daß die ganze Welt — und nicht nur Mutterschaft und Fortpflanzungsfreiheit — ein feministisches Thema ist. Frauen sind in radikaler Weise historische Produkte; die weiblichen Menschen haben in den letzten Jahrhunderten der westlichen Welt ihre Konstituierung im sexualisierten funktionalistischen Diskurs nicht vermeiden können. Natürlich fahren wir fort, unsere Politik geschlechtsspezifisch zu betreiben und Arbeit in eher geschlechtsspezifischen Kategorien zu verstehen; und wir betrachten traditionelle Sozialisten wachsam. Feministinnen haben sich schließlich mit dem Thema Sexualität und Geschlecht nicht nur als einem Bedeutungssystem, sondern auch als einem hochentwickelten Gesellschaftssystem, das diese Bedeutungen produziert und auferlegt, herumgeschlagen. Deswegen drehen sich feministische Analysen der reproduktiven Technologie, der Gesundheitssysteme und sogar der Kerntechnologie weiterhin um die Kosmologien/Technologien, die uns immer wieder zu Frauen machen. Ähnliches kann zum sozialistischen Verständnis und zu sozialistischer Praxis in Bezug auf Arbeit als ein System von Bedeutungen/Technologien, das den Menschen, ja sogar die Menschheit, schafft, gesagt werden. Es ist fast unmöglich gewesen, politische Rhetorik ohne diese produktive Logik zu formulieren. Man sollte sich darüber im Klaren sein, daß dieser Zustand auch seine guten Seiten hat. Eine kurze Betrachtung der Dialektik und des befreienden Reichtums der Widersprüche in diesen modernen, sozialen Erkenntnis-/Technologiesystemen, die Arbeiter, Frauen und Farbige als ihre Produkte hervorgebracht haben, erinnert uns daran, daß wir von eben diesen Standpunkten und Verfassungen in der Welt erfolgreich kämpfen.

Drittens könnte die hier vorgestellte Analyse einige Aspekte der gegenwärtigen Kämpfe und Debatten über Klassenstrukturen erhellen, so wie sie in technologisch hochentwickelten Gesellschaften entstehen. Ich bin der Meinung, daß eine Beschäftigung mit

den Elektronik- und Kommunikationsindustrien außerordentlich hilfreich ist, voller Widersprüche für Sozialisten und Feministinnen. Auf der Ebene der Bedeutungen/Mythen/Kosmologien (vergessen wir nicht, daß die Unterscheidung zwischen Mythos und Technologie gleitend ist) veranschaulichen diese Industrien ganz andere Bilder von Macht und Kontrolllogiken als die vor dem zweiten Weltkrieg bekannten. Moderne Kontrolle arbeitet mit Hilfe der statistischen Kontrolle kleinster Elemente und nicht mit Hilfe einer Mikrotherapie zusammenhängender Einzelkörper. Moderne Kontrolle dreht sich um Belastungsanalyse möglicherweise überladener Systeme. Moderne Produktivkontrolle dreht sich um rasche Zusammensetzung bzw. Trennungen und Neuzusammensetzung aller Systembestandteile — biotischer oder anderer. Frauen, Körper und Fabriken sind alle dieser Logik unterworfen. Moderne Kontrolle dreht sich um Raten von Informationsflüssen über Grenzen; vieles ist innerhalb statistischer, genau abgesteckter Grenzen erlaubt, sogar der Glaube an die individuelle Autonomie und Kreativität in Bezug auf Arbeit und Geschlecht und deren Praxis, innerhalb gewisser Grenzen. Es ist alles eine Frage der Raten und ihrer Handhabung. Finanzleute wissen, daß Ratenkontrolle mehr als ein Wortspiel ist; ebenso Embryologen und Enzymologen. Auf der Ebene der Technologien und der konkreten sozialen Organisation des Alltagslebens (denken wir daran, daß Technologie und Bedeutung buchstäblich zwei Seiten derselben Münze sind) können wir anfangen, die Struktur der internationalen Arbeitsteilung zu verstehen, welche abhängt von der Wiedererstehung der Frauen auf neue Weise, die einer ausgebeuteten hochentwickelten Technologie angemessen ist (Grossman 1980). Die klassischen Trennungen nach Klasse und Rasse unter den Frauen werden ausgebeutet, um weltweit führende Industrien zu ermöglichen, die für die männlich-herrschende Kriegsvorbereitung und moderne soziale Systeme im allgemeinen zentral sind. Aber zur gleichen Zeit sind die Bedingungen für den Aufbau neuer Arten bewußter, organisierter Verbindungen zwischen Frauen, mit weltverändernden Folgen außergewöhnlich und historisch neu. Die Elektronik- und Kommunikationsindustrien machen die Verbindungen des Alltagslebens für Frauen in Sunnyvale, Kalifornien und Penang, Indonesien, wirklich. Alle diese Frauen als auch Sozialismus und Feminismus als Weltbewegungen müssen diese Verbindungen in befreiende soziale Kräfte verwandeln, statt daß sie neue Methoden sind, um Frauen auszubeuten. Eines ist sicher: Frauen sind keine weltweite zweitrangige oder marginale Arbeitskraft; sie sind der Schlüssel zu den größten modernen, auf der Basis von Wissenschaft operierenden Industrien der Welt, in Büros, Märkten, Häusern und Fabriken. Wenn Sozialisten, zumindest in den Vereinigten Staaten weiterhin die traditionelle männliche Arbeiterklasse als einzig konstitutives Element sehen wollen, werden sie verfehlen, wie gearbeitet wird und von wem. Wenn Feministinnen weiterhin alles sexualisieren, wird ihnen entgehen, wie Frauen in dieser modernen Welt wieder versammelt werden und für wen.

Für eine sozialistisch-feministische Politik in Wissenschaft und Technologie

Ich möchte jetzt von diesen umfassenden und extremen Ansprüchen weg einige näherliegende Ziele und Bedürfnisse des sozialistischen Feminismus (die politische Position, die wir m.E. alle erringen sollten) in Bezug auf Wissenschaft und Technologie betrachten. Meine geographische und soziale Herkunft beschränkt viele meiner Aussagen auf die Vereinigten Staaten, schlimmer noch, begrenzt sie auf die Perspektive der überwiegend weißen Radikalen.

Als erstes sollten wir das schreckliche Problem der Klassen- und Rassenteilung unter den Frauen in den Vereinigten Staaten in Bezug auf Wissenschaft und Technologie ins Auge fassen. Bei einer vor kurzem abgehaltenen politisch recht konservativen nationalen Konferenz zum Thema Frauen in Wissenschaft und technischen Berufen, auf der mehr farbige Frauen waren als bei den meisten von Weißen organisierten feministischen Versammlungen, wurde eine klare Tendenz deutlich: Berufliche Möglichkeiten für Frauen in Wissenschaft und Technologie werden in den nächsten zehn Jahren in dem eng mit dem militärischen Sektor verbundenen Forschungs- und Entwicklungsgebiet liegen. Die meisten Frauen im Arbeitsbereich Wissenschaft und Technologie werden weiterhin die untersten Positionen einnehmen, d.h. als schlecht bezahlte und leicht ersetzbare (betrifft die einzelnen) »ungelernte« Arbeitskraft (wir müssen aufpassen, wenn wir den Begriff »ungelernte« Arbeitskraft verwenden; er wird öfter als Synonym für alle Arten von Frauenarbeit verstanden, vor allem, wenn sie kaum bezahlt wird). Desweiteren werden die Arbeitsplätze im Büro überwiegend weißen Frauen vorbehalten bleiben, während Arbeitsplätze in der Produktion eher für farbige Frauen erreichbar sind. Ferner wird die Sozialpolitik für eine ständige Massenproduktion von vor allem farbigen Jugendlichen sorgen, die kaum lesen und schreiben können, um der Lebensmittelindustrie und anderen automatisierten Produktionszweigen mit hohen Wachstumsraten Personal zu liefern. Das Leben der Frauen wird bis in die Besonderheiten von Körperbewegung und Körperstruktur hinein mit der Maschinerie der entwickelten Technologie verbunden sein, aber wir werden weitgehend unwissend bleiben in der Frage, wie wir und diese Technologie arbeiten, weitgehend machtlos, Technologie zu ändern, und deshalb weitgehend unfähig, die Technologie, die Bedeutungen schafft, zu kontrollieren. D.h. wir werden machtlos bleiben, es sei denn, wir schaffen eine in Theorie und Praxis weitaus wirksamere politische Bewegung als wir sie jetzt haben. Diese Bewegung *muß* Möglichkeiten einschließen, feste Verbindungen herzustellen zu Menschen, die, obwohl sie außerhalb der Vereinigten Staaten leben, tief in unser Leben eingebaut sind, gewöhnlich zu unserem ausbeutbaren Vorteil. Wie wird eine schwarze, in der Forschung beschäftigte Computeranalytikerin, angestellt bei Intel und die Erste in ihrer Familie mit einer anständigen Ausbildung, fähig sein, wirksame, auf Befreiung gerichtete Verbindungen aufzunehmen mit einer Jugendlichen aus Taiwan, die am Fließband einer Elektronikfabrik steht? Wie können wir Widerstand erwarten gegen die Beherrschung eines so großen Teils des gesellschaftlichen Lebens durch militärische Technologie, wenn unser Alltagsleben in wachsendem Umfang von Arbeitsplätzen abhängt, die von dieser Technologie geschaffen werden? Weiße Feministinnen haben nicht gelernt, sich hier groß einzumischen, und wir werden es nicht lernen, wenn wir abgesondert bleiben. Es ist ebenso wenig ermutigend festzustellen, daß die Gewerkschaften in den Vereinigten Staaten, die z.B. ohne Erfolg die Belegschaften im »Silicon Valley«, Kalifornien, zu organisieren versuchen, selten Frauen und noch weniger farbige Frauen als Organisatoren und Planer miteinbeziehen. Die Frauen stellen dort etwa 80% der industriellen Arbeitskraft. Inzwischen wird die chemische Vergiftung von Arbeiterinnen routinemäßig als Streß diagnostiziert. Wo sind die chemischen Toxologen der Arbeit? Und wo ist die politisch zugängliche Kritik an den Streßideologien? Warum sind so viele Linke noch immer auf die männlichen Bergleute, Stahlarbeiter und Arbeiter in der Autoproduktion fixiert?

Wir müssen darauf bestehen, daß entwickelte Technologie für die Befreiung von Frauen und anderen da ist und so benutzbar von Frauen für ihre selbstbestimmten

Zwecke. Man sollte diese Forderung im Lichte der Erfahrungen sehen, die bei dem Satellitenprojekt der nationalen Frauenagenda 1978 gemacht wurden, das dazu bestimmt war, technisch kompetente Frauen zusammenzubringen für eine, über Satelliten übertragene nationale Frauenkonferenz zu von Frauen bestimmten Themen. Das Projekt schlug fehl, weil männliche Techniker eine solche Weltraumdiskussion über Abtreibung und Lesben verweigerten (vgl. Jan Zimmermann, in Conference proceedings, Women and Technology, 1979). — Der Weltraum sollte für männliche Zwecke rein bleiben. Man könnte schwerlich ein dichtereres Beispiel für die Konfrontation von Sexualpolitik mit sich als neutral setzender phallischer Technologie finden.

Feministinnen müssen Methoden zur Analyse und Herstellung von Technologien finden, die zu einem Leben führen, wie wir es alle wollen, ohne Herrschaft über Rasse, Geschlecht und Klasse. Solche Ziele werden manchmal dazu führen, daß wir auf kleine dezentralisierte, überschaubare Technologien drängen. Derartige Technologien sind nicht synonym mit sanft, weiblich und einfach. Sie erfordern geschultes Wissen und Fähigkeiten, und sie sind nicht automatisch Ersatz für eine auf größerem Raum operierende Technologie.

Schließlich müssen Feministinnen Wege finden, zusammen mit anderen Sozialisten umfassende stabile Organisationen aufzubauen, die einander nicht unterordnen, während wir weiter für die Fruchtbarkeit unserer jeweiligen Einsichten kämpfen, sogar wenn diese einander widersprechen. In diesem sehr skizzenhaften Entwurf habe ich versucht, einige der symbolischen und materiellen Hindernisse auf dem Wege zu einer erhofften Einigung von Marxismus und Feminismus in Bezug auf Wissenschaft und Technologie zu beschreiben. Ich hoffe, daß wir, in dem Bewußtsein, daß unsere analytischen Kategorien historische Werkzeuge sind, die z.T. bestimmen, was wir aufbauen können, unser wissenschaftliches und politisches Handwerk besser erlernen werden.

Literaturverzeichnis

Dies ist eine sehr unvollständige Liste von zumeist in den Vereinigten Staaten erschienenen, zumeist sozialistisch-feministischen Schriften, die für die Erarbeitung einer feministischen Position über Wissenschaft, Technologie und Entwicklung nützlich sind.

Englischsprachige Zeitschriften:

Science for the People, 897 Main St., Cambridge, Massachusetts 02139

Radical Science Journal, 9 Poland Street, London W1

Pandore, 4 rue Chevreuse, 75006 Paris

Feminist Issues (English language sister of Questions Feministes) 2948 Hillegass, Berkeley, California 94705

Signs: Journal of Women in Culture and Society, Stanford Univ., Stanford, California 94305

Feminist Studies, care of Women's Studies Program, Univ. of Maryland, College Park, Maryland 20742

Quest: A feminist Quarterly, P.O. Box 8843, Washington, D.C. 20003

Off Our Backs, 1724-20th St. N.W., Washington, D.C. 20009

Bücher und Aufsätze

al-Hibri, Azizah, ed., Technology and Human Affairs, St. Louis Mosby (Beachtenswert der von dieser libanesischen Marxistin und Feministin herausgegebene Band über Frauen, Wissenschaft und Technologie in einer internationalen Zeitschrift über Frauenstudien (in Vorbereitung). Ebenfalls wichtig ist ihre Arbeit über Frauen und Islam)

Balbo, Laura, The Servicing work of Women and the capitalist state erscheint in Political Power and Social Theory

- Callon, Michel and Latour, Bruno*, Unscrewing the Big Leviathan. How do actors macro-structure reality and how do sociologists help them do so? in: K. Knorr and A. Cicourel, eds.: *Advances in Social Theory and Methodology*, London: Routledge and Kegan Paul, 1982, (in Vorbereitung)
- Committee for Abortion Rights and against Sterilization Abuse (CARASA)*, *Women under Attack: Abortion, Sterilization Abuse, and Reproductive Freedom*, New York, 1979 (P.O. Box 124, Cathedral Station N.Y., N.Y. 10025)
- Chodorow, Nancy*, *The Reproduction of Mothering*, Univ. of California Press, 1978
- Delaney, Samuel*, *Tales of Neveryon*, Bantam Books. (eine science-fiction Geschichte mit wichtigen Überlegungen über Verbindungen von Technologie, Herrschaftsstrukturen, wie Klasse und Geschlecht und gesellschaftlichen Möglichkeiten)
- Delphy, Christine*, For a materialist feminism, *Feminist Issues* 1, no.2 (Winter, 1981): 69-76
- Easlen, Brian*, *Science and Sexual Oppression*, Sussex: Harvester Pr., 1981
- Ehrenreich, Barbara, and English, Deidre*, *For Her Own Good: 150 Years of the Experts' Advice to Women*, N.Y.: Anchor, 1978
- Eisenstein, Zillah, ed.*, *Capitalist Patriarchy and the Argument for Socialist Feminism*, N.Y.: Monthly Review Press, 1978
- Eisenstein, Zillah*, *The Radical Future of Liberal Feminism*, N.Y.: Longman, 1981
- Fields, Connie*, *The Life and Times of Rosie the Riveter*. (Dies ist ein Film über die Rüstungsarbeit von Frauen während des 2. Weltkriegs in den Vereinigten Staaten mit wichtigen Folgerungen für eine Analyse staatlicher und industrieller Manipulation »weiblicher« Ideologien über Technologie. Man kann ihn ausleihen bei Clarity Educational Films, P.O. Box 315, Franklin Lakes, N.Y. 07417.)
- Figlio, Karl*, Chlorosis and chronic disease in 19^c Britain: The social constitution of a somatic illness in capitalist society, *Social History* 3, no.2 (1978): 167-97
- Gordon, Linda*, *Women's Body, Women's Right: A Social History of Birth Control in America*, N.Y.: Grossman, 1976 (Eine wichtige Argumentation über die Verbindungen von gesellschaftlichen Verhältnissen und technologischer Entwicklung mit direkten Folgen für feministische Politik)
- Griffin, Susan*, *Woman and Nature: The Roaring Inside Her*, N.Y.: Harper-Colophon, 1980 (A sustained prose-poem on the history of women, nature, and science)
- Grossman, Rachael*, *Women's Place in the Integrated Circuit*, *Southeast Asia Chronicle*, no.66 and *Radical America*, Jan/Feb. 1980
- Hacker, Sally*, *Women and agribusiness*, *Science for the People* 10, no.2 (March/April, 1978): 15-28
- Hafkin, Nancy and Bay, Edna, eds.*, *Women in Africa: Studies in Social and Economic Change*, Stanford Univ. Pr., 1976 (Enthält mehrere Aufsätze zum Studium der technologischen Entwicklung, die die männliche Herrschaft in großem Maßstab vertieft oder sogar erst einführt.)
- Haraway, Donna*, *The biological enterprise: Sex, mind and profit from human engineering to sociobiology*, *Radical History Review* 20 (spring/summer 1979): 206-37
- Haraway, Donna*, *The high cost of information in post World War II evolutionary biology: Ergonomics, semiotics and the sociobiology of communication systems*, *Philosophical Forum*, special double issue on sociobiology, forthcoming, 1982
- Harding, Sandra, and Hintikka, M.P., eds.*, *Dis-covering Reality: Feminist Perspectives on Metaphysics, Methodology, and the Philosophy of Science*, Dordrecht: Reidel, 1982
- Hartmann, Heidi*, *The unhappy marriage of marxism and feminism: Towards a more progressive union*, *Capital and Class*, no.8, summer 1979, pp. 1-33
- Hartsock, Nancy*, *Money, Sex and Power*, N.Y.: Longman, 1982 forthcoming (Dies ist die ausgereifteste Formulierung eines feministisch materialistisch historischen Standpunkts.)
- Harvey, David*, *Population, resources, and the ideology of science*, *Economic Geography* 50 (1979): 256-77
- Holmes, Helen; Haskins, B.; Gross, M., eds.*, *Birth Control and Controlling Birth (1980) and The Custom-Made Child? (1981)*, Clifton, N.J.: Humana Press
- Hubbard, Ruth, et al*, *Women Look at Biology Looking at Women*, Cambridge, MA: Schenkman, 1979 (Dieses Buch hat eine gute Bibliografie zu Frauen, Biologie und Medizin.)

- Jacob, François*, *The Logic of Life*, N.Y.: Pantheon, 1974 (Eine gute Geschichte über die Biologie als ein Diskurs über produktive Systeme.)
- Joseph, Gloria, and Lewis, Jill, eds.*, *Common Differences: Conflicts in Black and White Feminist Perspectives*, N.Y.: Anchor-Doubleday, 1981
- Keller, Evelyn Fox*, *Gender and science, Psychoanalyse and Contemporary Thought I* (1979): 409-33
- Kuhn, Annette and Wolpe, Anne Marie, eds.*, *Feminism and Materialism*, London: Routledge and Kegan Paul, 1978 (vgl. mit Eisenstein, *Capitalist, patriarchy, um die Hauptähnlichkeiten- und Differenzen in der feministisch sozialistischen Arbeit in den Vereinigten Staaten und England herauszufinden.*)
- Lim, Linda Y.C.*, *Women workers in multinational corporations: The Case of the electronics industry in Malaysia and Singapore*, Michigan Occasional Papers, no.IX, Fall 1978 (Available from Mich. Occ. Papers, 1058 L.S.A. Building, Ann Arbor, Michigan 48109)
- Malthus, T.R.*, *An Essay on the Principle of Population, as it affects the Future Improvement of Society*, London 1789
- Merchant, Carolyn*, *The Death of Nature: Women, Ecology, and the Scientific Revolution*, N.Y.: Harper and Row, 1980 (Ein wichtiger Versuch, das 15. bis 18. Jahrhundert und die Geschichte von Wissenschaft und Technologie im Lichte von Feminismus, Marxismus und Umweltdenken neu zu begreifen.)
- Mora, Magdalena and Del Castillo, Adelaida R., eds.*, *Mexican Women in the U.S.: Struggles Past and Present*, Chicano Studies Research Center Publications, occasional paper no.2, Univ. of California at Los Angeles (wichtig, um das Verhältnis von Frauenarbeit, Kapitalismus und Technologie zu erkennen)
- Nash, June and Safa, Helen, I., eds.*, *Sex and Class in Latin America*, N.Y.: Praeger, 1976
- National Center for Appropriate Technology*, *Something Old, Something New, Something Borrowed, Something Due: Women and Appropriate Technology*, (a Directory of Organizations) P.O. Box 3838, Butte, Montana 59701
- Pacific Studies Center*, *Silicon Valley: Paradise or Paradox. The Impact of High Technology Industry on Santa Clara County, 1977* (867 West Dana St., no.204, Mountain View, California 94041)
- Piercy, Marge*, *Woman on the Edge of Time*, N.Y.: Fawcett-World, 1977 (dies ist eine wichtige science-fiction-Analyse der Verbindungen von Rasse, Geschlecht und Klasse in einer möglichen Zukunft und von bio-medizinischer Kontrolltechnologie heute.)
- Roberts, Helen, ed.*, *Women, Health and Reproduction*, London: Routledge and Kegan Paul, 1981
- Russ, Joanna*, *The Female Man*, Bantam Books (dies ist ein wunderbarer science-fiction Bericht über vier mögliche historische Entwicklungen des genetisch »gleichen« Individuums. Ich glaube, daß Russ die beste einer Menge feministischer science-fiction Autoren in den Vereinigten Staaten ist)
- Salaff, Janet*, *Working Daughters of Hong Kong*, London: Cambridge Univ. Pr., 1981
- Sargent, Lydia, ed.*, *Women and Revolution*, Boston: Southend Pr., 1981
- Traweek, Sharon*, *The social construction of time and space in the particle physics community in Japan and the United States: A cross cultural ethnographic study*, Ph.D. dissertation, Board of Studies in the History of Consciousness, Univ. of California at Santa Cruz, in progress (Dies ist ein Teil der neuen Anthropologie moderner Naturwissenschaft, die die Vernetzung von Kosmologie, wissenschaftlicher Theorie, wissenschaftlicher sozialer Praxis und Maschinerie untersucht.)
- Turshen, Meredith*, *The impact of colonialism on health and health services in Tanzania*, *International Journal of Health Services* 7, no.1 (1977): 7-35 (Dieser Artikel ist wichtig für die Untersuchung der Folgen des kolonialen Marktes und der technologischen Entwicklung auf Frauen und Kinder.)
- Weinbaum, Batya*, *The Curious Courtship of Women's Liberation and Socialism*, Boston: Southend Press, 1978
- Wilson, Edward, et al*, *Life on Earth*, 2nd ed., Sunderland, MA: Sinauer, 1978 (Ausgezeichnetes modernes biologisches Handbuch, welches klar herausarbeitet, daß die gegenwärtigen biologischen Erkenntnisobjekte industrialisierte und teilweise militarisierte Befehls-Kontrollsysteme sind.)

- Wiseman, Frederick*, Primate, 1974 (Ein Film, der über Xippora-Film, Boston erhältlich ist. Ein Gelehrter zeigt die Unterscheidung nach Geschlecht, Rasse und Klasse in der täglichen Wissensproduktion in einem größeren bio-medizinischen Labor. Er zeigt die Integration der Mensch-Tier-Maschinerie in einem Rahmen, der in der westlichen Wissenschaft Subjekt und Objekt trennt.)
- Women in Latin America*, special issue of *Latin American Perspectives*, 12/13, no 1 (autumn, 1977). Univ. of Chicago Press
- Women and National Development*, special issue of *Signs* 3, no.1 (autumn, 1977), Univ. of Chicago Press
- Women and Science Collective*, *Alice through the Microscope: The Power of Science over Women's Lives*, London: Virago, 1980
- Women's Resource Center*, Univ. of Montana, Missoula, MT, *Women and Technology: Deciding What's Appropriate*, Conference Proceedings, 27-29 April 1979
- Young, Iris*, Socialist feminism and the limits of dual systems theory, *Socialist Review*, no.50/51, spring 1980, pp. 169-88
- Young, Robert M.*, Science is social relations, *Radical Science Journal* 5 (1977): 65-131 (Dieser Artikel entwickelt eine wichtige radikale marxistische Version der sozialen Konstruktion allen Wissens. Er liefert auch eine der besten Bibliografien radikaler wissenschaftlicher Literatur in engl. Sprache.)
- Young, Robert M., and Levidow, Les, eds.*, *Science, Technology, and the Labour Process*, Humanities Press, 1981

* * *

Scientific Community

Der Meister spricht über nachhegelsche Philosophie. Die mehr als 1000 zu seinen Füßen — im Audi Max spricht man immer so, daß die Hörer durch das stundenlange Emporrecken ihrer Köpfe steife Hälse bekommen, wollen sie auch nur die Beine des Vortragenden sehen — die mehr als 1000 Hörer also folgen den nicht sehr leicht verständlichen Ausführungen zum fundamentalistischen Anspruch a-priorischer Philosophie. Viele Anwesende gehören offensichtlich zu einer Gemeinde; das grenzt die anderen aus, erhöht die einen. Man erkennt es an der heiteren Beflissenheit in den Zügen, die Wohlgefallen zu verstehen gibt, somit Verständnis und — da dies gezeigt wird mit sichtlichem Vergnügen, lange bevor es überhaupt etwas zu verstehen gibt, weiß man als einfacher Hörer, daß man da nicht dazugehört. Die meist männliche Gemeinde nickt sich zu; einige Anhängerinnen bemühen sich, die Darstellung von Dazugehörigkeit nachzuahmen; über Reihen hinweg knüpft das einverständige Lächeln ein dichtes Netz.

Und worum geht es dem Meister? Er möchte, so sagte er, den Anspruch an die Vernünftigkeit retten und dennoch den Fundamentalismus der Philosophie, das Richtertum über alle Kultur verwerfen.

Die Siegermiene seiner Gemeinde straft seine Worte Lügen.

fh

Redaktionelle Vorbemerkung: Die beiden folgenden Textstücke haben wir mit freundlicher Genehmigung des Budapester Lukács-Archivs sehr viel umfangreicheren Arbeiten entnommen. Der erste Beitrag, von László Sziklai, dem Direktor des Lukács-Archivs, entstammt einem unveröffentlichten Aufsatz, in dem Sziklai Lukács' Vorarbeiten zur »Zerstörung der Vernunft« ausführlich darstellt, analysiert und in den Zusammenhang von Lukács' eigener und der allgemeinen politischen Entwicklung stellt. Der Lukács-Text ist entnommen einem umfangreichen unveröffentlichten Werk »Wie ist Deutschland zum Zentrum der reaktionären Ideologie geworden«, dort dem 4. Kapitel, »Der Faschismus als theoretisches und praktisches System der Barbarei«, das allein 120 Typoskriptseiten umfaßt. Die Veröffentlichung dieser Arbeit wird vom Lukács-Archiv vorbereitet.

László Sziklai

Georg Lukács, Kritiker der faschistischen Philosophie

Der Kampf von Lukács gegen die Ideologie des Faschismus, dieser entscheidende denkerische Aspekt seiner Tätigkeit 1930-1945, ist noch nicht seiner *Bedeutung*, seinem *Umfang* gemäß erkannt. Bedauerlicherweise ist eben der Teil des Lukács-Erbes in Vergessenheit geraten, bis auf den heutigen Tag unbekannt oder unveröffentlicht geblieben, der eine kritische Auseinandersetzung mit der deutschen Ideologie, mit der Geschichte der bürgerlichen Philosophie im 20. Jahrhundert darstellt. Dieser Teil des Oeuvres ist auch dem Umfang nach nicht unbedeutend. Ihn so bald wie möglich kennenzulernen, könnte nicht nur die Legende zertrümmern, Lukács hätte sich in den 30er Jahren, vorwiegend aus politischen und taktischen Gründen, von der Philosophie ab- und — den *Jungen Hegel* ausgenommen — sich ausschließlich der Ästhetik zugewandt, sondern auch eine gewisse Proportionsverschiebung im Lukács-Image aus diesen Jahren herbeiführen.

Der Bedeutung nach ragen von den unveröffentlichten Werken zwei Manuskripte von der Stärke je eines Bandes heraus. Das erste, *Wie ist die Faschistische Philosophie in Deutschland entstanden?*, wurde 1933 in Moskau zu Papier gebracht, das andere, *Wie ist Deutschland zum Zentrum der reaktionären Ideologie geworden?*, entstand fast ein Jahrzehnt später, als Lukács nach Taschkent evakuiert war (1941-1942); es ist nicht so sehr eine Variante, als eher eine eigenartige *Fortsetzung* des ersten. Bei der Sichtung des vergessenen Nachlasses sei ferner eine in Taschkent veröffentlichte Broschüre von Lukács erwähnt: *Der Kampf zwischen Humanismus und Barbarei* ebenfalls als selbständiger, einheitlicher und originaler Band zu betrachten, obgleich gewisse Kapitel (oder deren Varianten) bereits früher in verschiedenen Zeitschriften erschienen waren.

Sehr aufschlußreich sind die zwei, die Genese der faschistischen Ideologie behandelnden Manuskripte auch für das Verständnis der Laufbahn, geistigen Entwicklung von Lukács. Nicht zuletzt, weil die Entstehungsgeschichte der *Zerstörung der Vernunft* erst im Spiegel all dieser Manuskripte tatsächlich ausgeleuchtet wird; erst durch sie kann man sämtliche Frühphasen der Vorgeschichte dieser mächtigen und — selten genug im Lukács-Oeuvre — beendeten Monographie konkret einsehen. Die Forschung im Quellengebiet von Lukács' Kritik an der irrationalistischen Philosophie wird hoffentlich dazu beitragen, daß dieses von so vielen Seiten und so vielen Personen verbittert angefochtene, nur von sehr wenigen verteidigte Werk, das Michael Lifschitz einmal im Genieblitz eine »Kritik der unreinen Vernunft« nannte, schließlich die ihm gebührende Einschätzung erhält. (...)

Der wichtigste geschichtliche Umstand, der den Geist des 1941-1942 geschriebenen zweiten Buches über den Faschismus prägt, ist der Ausbruch des zweiten Weltkriegs und

der Überfall auf die Sowjetunion. Anfang der 30er Jahre gilt das Hauptinteresse Lukács', wie gesehen, der Kritik der faschistischen Ideologie; obgleich in dieser Kritik auch die *Praxis* des Nationalsozialismus entsprechenden Raum erhält, ist ihre Analyse *theoretisch* nur von zweitrangiger Bedeutung. Das durch den Weltkrieg ausgeweitete Genozid, in das sämtliche fortschrittlichen Personen, die Völker und die Kultur einbegriffen wurden, kurz: die in Erfahrung gebrachte Praxis des Faschismus — modellierte den Gedankengang Lukács' in mehr als einer Hinsicht um. Zum einen erhält innerhalb der philosophie- und ideologiegeschichtlichen Untersuchung der Frage, wie der Faschismus zustande gekommen ist, mit gleichem Nachdruck auch die Frage Platz, wie und wieso die faschistische Theorie zur Praxis werden konnte, auf welche Weise Nazideutschland mit den Waffen, die durch seine Ideologen entwickelten Ideen verwirklicht. In diesen späteren Schriften ist also bereits das theoretische *und* das praktische System der Barbarei Gegenstand der Betrachtungen. (...)

Der durchaus aktuelle Gesichtspunkt, wonach Faschismus das praktische System der Barbarei ist, läßt zum anderen ein für Lukács unerhört schwerwiegendes Dilemma in den Vordergrund rücken: die Frage nach der Beziehung zwischen Faschismus und deutschem Volk. Im Augenblick von Hitlers Machtergreifung lautete Lukács' Frage, wieso Menschenmillionen in Deutschland an die lächerlich verworrene Ideologie des Faschismus glauben können. Damals schrieb Lukács die hypnotische Wirkung dem Mystizismus, der Demagogie zu, sein Ausgangspunkt war also die Beschaffenheit der Ideologie selbst. Anfang der 40er Jahre lautete die Frage anders: »Wie ist das deutsche Volk, einst führend in der europäischen Humanität, bis hierher gesunken? Ist es noch dasselbe Volk? Oder ist es durch das Gift des faschistischen Regimes, der faschistischen Ideologie, ein durch und durch barbarisches Volk geworden?« Auf das Dilemma, ob das deutsche Volk schuldig sei oder unschuldig, antwortete er vor allem mit dem bekannten Gedanken von Marx: »Einer Frau und einer Nation wird die unbedachte Stunde nicht verziehen, worin der erste beste Abenteurer ihnen Gewalt antun konnte.« Es gelte zu erklären, wieso der moralische und geistige Fall der deutschen Nation eintreffen konnte. Dazu aber, so Lukács, müsse man auch ihre einstige *Größe* aufzeigen. Die Antwort ist also vorwiegend *historischer* Natur, und sie stellt nicht einfach die ideologiegeschichtlichen Zusammenhänge voran.

Das aber betrifft nur die Genese, nur die Vergangenheit des Dilemmas. Sehr kräftig erscheint in Lukács' Gedankenwelt in der Zeitspanne zwischen den Schlachten bei Moskau und Stalingrad die *Zukunft des deutschen Volkes nach dem Zusammenbruch des Hitlerregimes*; das Unterpfand des Aufstiegs sei das Ausmerzen der faschistischen Ideologie, der Ausbau und die Festigung der deutschen demokratischen Bewegung. Das Verhältnis zwischen deutschem Volk und Faschismus betrachtet Lukács nunmehr nicht mehr von der Ideologie her, sondern vielmehr vom Gesichtspunkt der *Wirkungsmechanismen* (Propaganda, Werbung usw.); auch beruft er sich auf *Massenstimmungen* (Antikapitalismus, Enttäuschung an der Weimarer Republik, Antidemokratismus, nationalistische Gefühle usw.), die die Verbreitung des faschistischen Gifts förderten, die hypnotische Macht des Faschismus stärkten. Da Lukács in diesen Jahren den gesellschaftlichen Funktionen größere Aufmerksamkeit schenkt, über Mittel nachdenkt, mit deren Hilfe die reaktionären Ideen »auf die Straße« gelangt sind, erscheinen in seinem Gedankengang neben erkenntnistheoretischen Belangen der Ideologie auch Beschreibungen gewisser ihrer ontologischen Eigenschaften.

Wie ist Deutschland zum Zentrum der reaktionären Ideologie geworden?

Wir haben bereits ausführlich dargestellt, wie in der deutschen Ideologie seit Schopenhauer immer stärker eine Bewegung zur Erniedrigung der Vernunft, zur Verherrlichung der Unmittelbarkeit, der Intuition, der Triebe etc. entstanden ist und wie diese Bewegung sich im imperialistischen Zeitalter immer stärker — in der Form von pseudohistorischen Mythen — konkretisiert hat, um in der Weimarer Zeit bereits als politischer Mythos aufzutreten, um die Vernunft als niederträchtige Anmaßung asozialer Kräfte zu denunzieren.

Diese philosophische Entwicklung hat, wie wir gesehen haben, viel tiefere als rein philosophische Grundlagen. Die Stellung der Elite der deutschen Intelligenz inmitten der reaktionären Entwicklung Deutschlands hat den besonderen Charakter, die führende Rolle der deutschen Ideologie in dieser allgemeinen Tendenz des kapitalistischen und imperialistischen Niedergangs, der Zerstörung der Werte der klassischen Periode bestimmt. Jetzt ergreift diese gegen die Vernunft gerichtete Tendenz breite Massen, auch die der Arbeiterklasse, und Argumente, die von den Arbeitern bisher wirkungslos abgeprallt sind, erhalten bei ihnen jetzt eine bereitwillige Empfänglichkeit. Denn für die Massen wird die Frage von Vernunft oder Irrationalität noch schärfer als Lebensfrage und nicht als bloß theoretisches Problem gestellt, als für die Intelligenz. Die großen Fortschritte der Arbeiterbewegung, die klare Perspektive auf erfolgreiche Kämpfe zur Besserung ihrer Lage, auf absehbaren Sturz des Kapitalismus haben die Arbeiterklasse dazu geführt, in ihrem eigenen Leben, in ihrer eigenen historischen Entwicklung etwas Vernünftiges und Gesetzmäßiges zu sehen; jeder erfolgreiche Tageskampf, jede Abwehr der Reaktion (z.B. zur Zeit des Sozialistengesetzes) hat diese Weltanschauung in ihnen verstärkt, hat sie zur überlegenen Verachtung der damals plumpen, religiös-irrationalistischen Propaganda des reaktionären Lagers erzogen.

Mit dem Sieg des Reformismus, mit der Teilnahme der Reformisten am Weimarer System hat sich diese Lage im Kern geändert. Schon die Vorstellung der Vernünftigkeit erhielt einen gründlich geänderten Akzent. Bernstein hatte bereits den revolutionären Kampf um die sozialistische Gesellschaft, um das »Endziel« als utopisch herabzusetzen versucht und stellte diesen Bestrebungen die platte und philisterhafte »realpolitische Vernünftigkeit« des Kompromisses mit der liberalen Bourgeoisie, der Anpassung an die kapitalistische Gesellschaft gegenüber. Seitdem die Sozialdemokratie regierende Partei geworden ist, herrschte in ihr, in ihrer Propaganda und vor allem ihren Taten diese »realpolitische Vernünftigkeit«. Diese Propaganda mischte sich in den ersten Revolutionsjahren mit demagogischen Versprechungen der baldigen Sozialisierung, der Verwirklichung des Sozialismus auf diesem »vernünftigen« Wege, im Gegensatz zu dem »unvernünftigen Abenteuerertum«, zur »irrealen Katastrophenpolitik« der Kommunisten. Die »relative Stabilisierung« machte die Herrschaft der Bernsteinschen Vernunft in Theorie und Praxis des Reformismus zu einer absoluten. Und die Linie dieser »realpolitischen Vernünftigkeit« wurde in der Epoche der großen Krise vom herrschenden Reformismus mit eiserner Energie aufrechterhalten. »Vernunft« bedeutete also praktisch für die Massen: bei Lohnherabsetzungen nicht zu streiken, sondern sich diesen zu fügen; bei Verminde-

rung der Arbeitslosenunterstützung, bei Ausscheidung immer größerer Massen aus dem Unterstütztwerden sich jeder Demonstration, jedem energischen Schritt zu enthalten; bei den blutigsten faschistischen Provokationen auszuweichen, sich zurückzuziehen, die Kraft der Arbeiterklasse, ihre Beherrschung der Straße nicht zu verteidigen, sondern, wie Dimitrow diese Politik richtig charakterisierte, der Gefahr so zu entgehen, daß man die Bestie nicht reizt.

So hat die reformistische »Vernunft« die Arbeiterklasse nicht nur in den Kämpfen gegen den imperialistischen Kapitalismus, gegen den sich zur Machteroberung rüstenden Faschismus praktisch widerstandsunfähig gemacht, sondern hat auch die alte Überzeugung von der Vernünftigkeit der historischen Entwicklung, die durch richtig geführte Kämpfe zur Verbesserung der täglichen Lage der Arbeiterklasse und letzten Endes zu ihrer vollständigen Befreiung führt, kompromittiert und zersetzt. Die reformistische Propaganda gegen die Sowjetunion hat diese Entwicklung noch dahin verstärkt, daß der Heroismus der russischen Arbeiterklasse als unnütz, zweckwidrig, ergebnislos dargestellt wurde.

Diese Entwicklung hatte in der Arbeiterklasse selbst sehr verschiedene Konsequenzen. Eine verhältnismäßig große Vorhut wendete sich vom Reformismus weg, um die alten Traditionen des Marxismus in der neuen, dem imperialistischen Zeitalter gemäßen Form, in der des Leninismus, weiterzubilden. Eine breite Schicht erstarbte auf dem Niveau dieser »realpolitischen Vernünftigkeit« und wurde praktisch unfähig, gegen den Faschismus wirksam zu kämpfen. Es gab aber eine verhältnismäßig beträchtliche Masse, besonders unter den jungen, infolge der verzweifelten Krisenlage von Ungeduld geladenen Arbeitern, bei denen diese Entwicklung eine Erschütterung ihres Glaubens an die Vernunft überhaupt, an die revolutionäre Vernünftigkeit der historischen Entwicklung, an die innige Verknüpfung und Zusammengehörigkeit von Vernunft und Revolution hervorgebracht hat. In dieser Schicht war also, gerade infolge ihrer theoretischen und praktischen Erziehung durch den Reformismus eine Bereitwilligkeit da, in ihre Weltanschauung die moderne Tendenz der Antivernünftigkeit, die Verachtung von Vernunft und Wissenschaft aufzunehmen, sich dem Wunderglauben des Mythos hinzugeben.

Das bedeutet selbstverständlich nicht, daß solche erbitterten Jungarbeiter zu Lesern und Verehrern von Nietzsche oder Spengler geworden wären. Da aber der Gegensatz von Verstand und Gefühl für die Massen aus dem Leben selbst herauszuwachsen schien, mußte in ihnen auch ideologisch eine Empfänglichkeit für diese Lehre entstehen. So bestand die »Genialität« Hitlers und der faschistischen Propaganda gerade darin, diese modern-reaktionären Gedankentendenzen aus den philosophischen Büchern, aus den Hörsälen der Universität auf die Straße hinauszutragen, ihren reaktionären Inhalt in einer solchen Sprache auszudrücken, die den ideologischen Bedürfnissen verzweifelter, ihres Wegs verlustig gewordener, auf rettende Wunder harrender Massen entspricht.

Noch ausgeprägter war die Bereitschaft für die Aufnahme solcher irrationalistischen Wunderlehren bei Kleinbürgertum und Bauernschaft. In ihnen war von jeher der irrationalistische Einfluß durch Kirche und offizielle preußische Weltanschauung stark verbreitet. Die linken bürgerlichen Parteien unterschieden sich in Bezug auf »realpolitische Vernünftigkeit« selbstverständlich nicht vom Reformismus, ist ja dieser in seinen Ursprüngen nichts anderes als eine Anpassung der revolutionären Arbeiterbewegung an jene Grenzen, die die Klasseninteressen der liberalen Bourgeoisie vorschreiben. In der Weltanschauung und dementsprechend in der Presse der linksbürgerlichen Parteien herrsch-

te aber seit Jahrzehnten immer stärker die modern-reaktionäre Ideologie. Wir haben wiederholt darauf hingewiesen, daß z.B. die ersten Vorkämpfer des Nietzscheanismus linksbürgerliche Intellektuelle gewesen sind; ebenso stand die Sache in Bezug auf Spengler und andere führende Ideologen der irrationalistisch-reaktionären Tendenzen der Weimarer Republik. Der auf der Oberfläche unüberbrückbar scheinende Gegensatz zwischen »realpolitischer Vernünftigkeit« in der Praxis und irrationalistischer Mystik im Denken wurde durch den immer stärker sich herausbildenden Relativismus überbrückt, der, wie wir ebenfalls gesehen haben, gerade in der Weimarer Periode einen ausgesprochenen soziologisch-politischen Akzent erhalten hat. (Soziologie des Wissens etc.) Wenn also in den von diesen Parteien beeinflußten Massen eine Enttäuschung an der »realpolitischen Vernünftigkeit« eintrat — und sie mußte in der großen Krise eintreten —, so waren diese Massen von vornherein ideologisch wehrlos gegen jede antivernünftige, antiwissenschaftliche Propaganda des irrationellen Mythos.

Diese Wehrlosigkeit verstärkt sich noch dadurch, daß ja im Leben alle Probleme der nationalen Existenz ebenfalls mit diesem weltanschaulichen Problem verknüpft waren. Die Durchführung des Versailler Friedens mit allen seinen nationalen Erniedrigungen, wurde ja ebenfalls mit den Argumenten der »realpolitischen Vernünftigkeit« begründet. Daraus ergab sich für die Massen das folgende prinzipiell falsche, aber aus dem Leben, aus der politischen Praxis herausgewachsene Dilemma: entweder sich »vernünftig« jeder nationalen Erniedrigung zu unterwerfen, oder sich irrational-heroisch, an ein Wunder glaubend, in den Kampf zu werfen. Damit wird auch in diesen Massen der Unglaube an die Vernunft, die Herabsetzung der Vernunft als unfruchtbar, verräterisch, ruchlos befestigt. Umso mehr als sich hier in der Krise — den verschiedenen Klassenlagen entsprechend verschieden — ähnliche Konflikte entwickeln, wie beim Proletariat, und die regierenden Parteien der Weimarer Republik bei jeder unpopulären, die Interessen der Massen tief verletzenden Maßnahmen ebenfalls immer an die »Vernunft« appellierten. Die Tendenz gegen die Vernunft verkoppelt sich hier naturgemäß viel stärker in einer zur Einheit der nationalen und sozialen Frage als beim Proletariat. Und es ist selbstverständlich, daß auf diese Weise der weltanschauliche Irrationalismus, der, wie wir oben gezeigt haben, in der Theorie der bürgerlich-republikanischen Parteien dieser Zeit die vorherrschende war, diesen Massenstimmungen eine pseudophilosophische Grundlage gab.

Die Ideologie des Widerstandes gegen die nationale Erniedrigung in den verschiedensten Schichten des Kleinbürgertums als etwas Anti-Vernünftiges, als bejahenswerte heroische Torheit hat eine ziemlich lange Vorgeschichte in den verschiedenen reaktionären militärischen Geheimbünden, Verschwörungen etc., die auf die Jugend des Kleinbürgertums einen großen Einfluß ausübten, die große Teile der faschistischen Funktionäre praktisch ausbildeten. Eine solche Ideologie der heroischen Torheit des nationalen Widerstandes erhält noch eine besondere Stütze durch die Theorie des von uns bereits hervorgehobenen »Fronterlebnisses«. Diese Theorie appelliert einerseits an die starken nationalen Gefühle, indem sie die siegreichen ersten Kriegsjahre als nationalen Aufschwung mit der späteren Erniedrigung kontrastiert. Andererseits gibt sie den starken, aber verworrenen romantisch-antikapitalistischen Gefühlen der kleinbürgerlichen Jugend eine faßbare, konkrete Gestalt, indem sie diese heroische Torheit, die gefährlichen und abenteuerhaften Erlebnisse der Geheimbünde und Militärverschwörungen mit der flachen und öden Prosa des kleinbürgerlichen Alltagslebens, mit der kleinlich-»vernünftigen« »Sekurität« des bürgerlichen Daseins überhaupt konfrontiert. (Man denke an die

ebenso romantisch-antikapitalistische Gegenüberstellung von Militär- und Kapital-Arbeiter-Verhältnis bei Nietzsche.)

Nach unseren bisherigen Betrachtungen erscheint es selbstverständlich, daß alle diese Theorien in der deutschen Jugend eine breite pseudohistorische Fundamentierung erhalten konnten. Da die deutsche Geschichte keine solche Einheit des nationalen und revolutionären Aufschwung kennt, wie die französische, da die fortdauernde Geschichtsfälschung die progressiven Momente, die Ansätze zu einer solchen Vereinheitlichung des nationalen und sozialen Aufstiegs teils aus der Geschichte verschwinden läßt, teils reaktionär umfälscht, ist es nur natürlich, daß der Intuitivismus, die Antivernünftigkeit dieser verzweifelt nationalen Tendenzen notwendig, auch bei subjektiv ehrlich überzeugten, persönlich zu jedem Opfer bereiten Intellektuellen, Kleinbürgern oder Bauern eine mehr oder weniger starke, zumeist eher mehr als weniger starke reaktionäre Note erhält.

Frigga Haug (Hrsg.)

Frauenformen.

Alltagsgeschichte und Theorie weiblicher Sozialisation.



**FRAUEN-
FORMEN
AS 45**

„Wir wollten ein Frauenbuch schreiben und darin für andere Frauen festhalten, was wir gemeinsam gelernt haben, und warum es für die Frauenbewegung wichtig war. Wir, das ist eine Arbeitsgruppe im Sozialistischen Frauenbund Westberlin, Lehrerinnen, Technische Zeichnerinnen, Sekretärinnen, Psychologinnen, Musikerinnen und eine Ärztin...

Unser erster Versuch...hatte den Makel der meisten wissenschaftlichen Texte: er handelte überhaupt nicht von Frauen...Wir schrieben Geschichten, in denen wir versuchten, zunächst Eigenarten und Verhaltensweisen an uns zu untersuchen und zu begreifen, unter denen wir selbst litten und die wir bislang als 'Eigenschaften' von Frauen hinnahmen...“ (Aus dem Vorwort). 230 S., 1980 (AS 45) 16,80 DM/Stud. 13,80 DM

Frigga Haug (Hrsg.)

Frauen – Opfer oder Täter? Diskussion.

Diskussionsbeiträge aus dem In- und Ausland, die der auf der Volksuni 1980 gehaltene Vortrag Frigga Haugs auslöste, sind in diesem Studienheft zusammengestellt. 71 S., 1981. 5,- DM (SH 46)

Frauengrundstudium.

Überregionales Frauenprojekt. Wozu brauchen Frauen die Wissenschaft? Was soll ein Frauengrundstudium? Ein Vorschlag für Frauen, die das Lernen selbst in die Hand nehmen wollen. 64 S., 1980. 5,- DM (SH 44)

Emanzipation der Frau. Sexualität und Herrschaft.

Aufsätze aus den Jahren 1962-1972. 60 S., 1980. 8,- DM (SH 36)

Argument-Vertrieb: Tegeler Straße 6, 1000 Berlin 65

ARGUMENT-VERLAG BERLIN

Michael Bochow

Über Negt/Kluge »Geschichte und Eigensinn«*

»Den Gegensatz zwischen einem Naturverhältnis und einem gesellschaftlichen Verhältnis in der Ökonomie bezeichnet Adam Smith mit der Feststellung: 'Ich habe noch nie zwei Hunde gesehen, die einen Knochen tauschen'. Der Austausch, der das gesellschaftliche Verhältnis kennzeichnet, bezieht sich auf den Tausch von Dingen, von Erfahrungen und auf Beziehungsverhältnisse der Personen. Es ist leicht einzusehen, daß diese drei Ökonomien: die der Produktion, die in entfalteter Form Nationalökonomie wird, die Erfahrungsökonomie und die Beziehungsökonomie, wechselseitig aufeinander einwirken.« (778)

Den Verknüpfungen und den Überlagerungen der genannten drei Dimensionen menschlicher Praxis nachzugehen, diesen komplizierten und sehr anspruchsvollen Versuch haben O. Negt und A. Kluge in ihrem neuen Buch unternommen. Angestrebt wird hierbei kein neues Theoriegebäude, das auf die Kontinuität des Irrtums der theoretischen Vorläufer verweist, um für sich selbst die Lösung bisher nur unzulänglich geklärter Forschungsprobleme zu beanspruchen. Als wesentlich für das Vorgehen von Negt/Kluge muß vielmehr die spezifische Form der Durchführung ihrer Analyse wie auch die damit zusammenhängende Form der Darstellung hervorgehoben werden. Dies findet seinen Ausdruck schon in der äußeren Präsentation des Textes. Die Gemeinschaftsarbeit kann als unfertiges und ausuferndes Konglomerat von Einfällen und Exkursen, Bildern und Bildchen mißverstanden werden. Allein das Inhaltsverzeichnis des fast 1300 Seiten umfassenden Bandes macht einen leicht surrealistischen Eindruck. Die Verwirrung verstärkt sich beim Weiterblättern: Ist dies eine zitierfähige wissenschaftliche Arbeit oder ein esoterisch bleibender Selbstverständigungsversuch? »Geschichte und Eigensinn« ist sicherlich eine Sammlung von Geschichten, ebenso wie es ein Bilderbuch ist; es ist aber auch ein hochorganisierter Text, der sich mit großer Beharrlichkeit an seinem Gegenstand abarbeitet: »Der Kern des Problems liegt in einer Entflechtung von kapitallogischer Geschichte und geschichtlicher Prägung der Arbeitsvermögen.« (691)

Im Gegensatz zur Kapitallogik verhält sich die Ökonomik des Gegenpols nicht »systematisch« (37). Dieser Sachverhalt begründet den besonderen Zugriff auf Geschichte wie auch die Darstellungsweise. Negt/Kluge machen in ihrem Buch von einer Arbeitsform Gebrauch, »die lebendige Verhältnisse, als wären es Dinge, nebeneinanderlegt, auseinanderlegt, versammelt, in der Verstreuung verfolgt, ausprobiert. Eine solche Arbeitsweise nennt Lévi-Strauss die des Bastlers.« (222) Den Inhalt eines Bastelkastens kann man inventarisieren; die Methode des Bastlers hat man damit nicht erfaßt. An diesem Ort eine »Inhaltsangabe« von »Geschichte und Eigensinn« anzustreben, ginge an der Arbeitsweise der Autoren wie auch der von ihrem Werk erforderten besonderen Form der Aufmerksamkeit vorbei. Die Konzentration auf bestimmte methodische Aspekte, die hier erfolgt, ist der Versuch, dem eigensinnigen Charakter des Buches Rechnung zu tragen.

Wenn Negt/Kluge von Geschichte sprechen, konfrontieren sie den Leser mit etwas Zerstückeltem, fragmentarisch Zusammengewachsenem: »Gattungsgeschichte und Geschichte haben keine lineare Verbindung zueinander; die Gattungsgeschichte ragt in geschichtliche Prozesse hinein, aber in welcher Weise sie hier wirksam ist, hängt wesentlich immer von den besonderen geschichtlichen und gesellschaftlichen Bedingungen ab« (24, Fn.4). Ziel ihrer Untersuchung ist nicht eine vollständige Rekonstruktion der deutschen Geschichte. Methodisch verweisen Negt/Kluge auf Habermas' Versuch einer »theoretisch-narrativen Mischform«. »Wir untersuchen: (1) Diejenigen Muster in den Arbeitsvermögen, die

* Negt, Oskar, und Alexander Kluge: Geschichte und Eigensinn. Verlag Zweitausendeins, Frankfurt/M. 1981 (1283 S., Ln., 20,— DM)

der Tendenz der Verallgemeinerung und Universalisierung nicht folgen: Steuerungen oder Anteile in der Struktur von Arbeitskräften, die in unserem Lande als Besonderung sich erhalten; (2) den Entstehungsgrund der an der zunehmenden Abstrahierung teilnehmenden Eigenschaften aus dem geschichtlich-besonderen Verhältnis des Landes.« (542)

Der Fokus der historischen Analyse ist demnach die Prägung des Arbeitsvermögens. Die drei Teile des Buches sind Annäherungen an diesen Gegenstand auf der Ebene seiner geschichtlichen Organisation, seiner besonderen Entwicklung in Deutschland und seiner Einbindung in Gewaltverhältnisse. Jede dieser Ebenen fächern die Autoren nochmals auf, so werden z.B. die konstituierenden »Elemente einer politischen Ökonomie der Arbeitskraft« (87ff.) und die »Arbeitsweise der Intelligenz« (415ff.) als gesonderte Dimensionen untersucht. Laufende Kommentare sichern den Zusammenhang mit dem Generalthema.

Der Reichtum des Arbeitsvermögens wie auch seine katastrophischen Verwüstungen erfahren einen Höhepunkt in der bürgerlichen Gesellschaft. In keiner anderen Gesellschaftsformation spitzt sich die Trennung der Produzenten von den umfassend entwickelten Produktionsvoraussetzungen derart zu. Gesellschaftliche Organisation auf der Basis gesellschaftlicher Anarchie ist das unlösbare Problem. Dieser Erfahrungsgehalt reflektiert sich schon in der Philosophie des Deutschen Idealismus. »Die Idee des Gesamtarbeiters, die bei Kant, Fichte und, nimmt man den prozessierenden Widerspruch, auch bei Hegel, vorgeprägt ist, ist ... zentral mit dem Problem der Synthesis, der synthetischen Verbindung der einzelnen am Subjekt haftenden Tätigkeiten verknüpft ...« (1244f.) Der Preis jedoch, den die idealistische Philosophie, vor allem die Hegels, für die Einlösung ihres Totalitätsanspruchs bezahlt, ist die Ausgrenzung dessen, was in die Systematik des Reflexionsergebnisses nicht mehr hineinpaßt: »Die synthetische Arbeitsleistung von Hegel wird durch Kritik nicht besser. Der einzige Vorwurf gegen sie: was sie ausgrenzt. Es kann kein erschütternderes Resultat geben als die Darstellung des preußischen Staats als des Produkts der Weltgeschichte.« (739)

Negt/Kluge suchen nach den von Marx »Lebenseister« genannten geschichtlichen Triebkräften, aus denen heraus der empirische Gesamtarbeiter produziert. Unterhalb des alten Gesamtarbeiters der bürgerlichen Gesellschaft wächst ein neuer heran, mit anderen Eigenschaften und mit neuen Organisationsformen. Der »alternative Gesamtarbeiter«, der auf der Unterseite der empirischen Gesamtarbeit arbeitet, ist im direkten Verfahren jedoch nicht greifbar; zwar ist er in keiner Weise Abstraktion, weder real noch gedanklich, seine »Konkretionen sind aber verdeckt und nur als Spuren zu lesen« (1233). Emanzipation macht es zum analytischen und praktischen Erfordernis, die alte, von der bürgerlichen Gesellschaft gewaltsam erzwungene Einheit des gesellschaftlichen Arbeitsvermögens aufzulösen und die Realisierung der Arbeitskraft der Wirksamkeit der Kapitallogik zu entziehen. »Zunächst mag dieser Schritt wie ein Sprung in die Realitätslosigkeit erscheinen, weil die Übermacht der toten Arbeit über die lebendige jeden Versuch, die Strukturgesetze lebendiger Arbeitskraft zu untersuchen, zur Utopie verdammt ...« (1231) Vor diesem Hintergrund gewinnt das Ungeordnete an der Arbeit von Negt/Kluge seinen Sinn. Nur um den Preis gewaltsamer Harmonisierungen ließe sich der fragmentarische Charakter des Endergebnisses überdecken.

Arbeitskraft ist eine »ungeheure Sammlung« der Vorgeschichte von Eigenschaften; daraus, daß sie nicht als für sich existierende geschichtlich werden konnte, bezieht sie ihre verändernde Energie. »Sie verhält sich dann aber zur Vorstellung ihres eigenen Begriffs ungesättigt. Nicht, weil sie etwas ist, sondern weil sie etwas zu werden vermag, hat sie das Vermögen, alle verschiedenen bestimmten Gestalten anzunehmen, unter den geschichtlichen Bedingungen aber vorwiegend die Gestalt der Nicht-Identität. Dies ist ihr Stachel.« (90) Wenn Negt/Kluge von Nicht-Identität sprechen, geht es ihnen um die Kritik am klassischen Identitätsbegriff. Die gebildete und besitzende Oberschicht hatte

im Europa des 18. und frühen 19. Jahrhunderts ein Konzept der Persönlichkeit entwickelt, das die Außenwelt des Individuums mit seiner Innenwelt integriert. Diese Art von gelingender Identität hat es jedoch auch in der Oberschicht und im Zeitraum der Klassik nur unter enormen Kosten gegeben. »Die emphatische Persönlichkeit ist olympisch und statuarisch. Radikale Versuche zur Identität kosten das Leben oder Teile der Kommunikation (Hölderlin, Kleist). Für die proletarische Klasse sprechen wir nirgends von solcher Identität.« (376) Als angemessener für die Analyse von gelingender individueller und gesellschaftlicher Emanzipation halten Negt/Kluge die Kategorie des »Eigensinns«. Sie konzentrieren sich auf die Fähigkeit der Individuen, den gesellschaftlichen Überdruck auszuhalten und trotz aller Beraubungen und Blockierungen ihrer Lebenszusammenhänge Protest- und Widerstandspotentiale zu entwickeln. Die Möglichkeit der »Selbstregulierung« von Individuen und ihrer gesellschaftlichen Zusammenhänge wird auf den verschiedensten Ebenen menschlicher Vergesellschaftung ausgelotet. Selbstregulierung im engeren Sinne bezeichnet für Negt/Kluge den subjektiven Anteil an geschichtlichen Prozessen. Die entwickeltste Stufe von Selbstregulierung nennen sie dann »Eigensinn«. »Ein darauf achtender Begriff ist materialistisch.« (55) Was einen Sinn hat, ist keine Definitionsfrage. Was Sinn hat, ist von den Begriffen Vernunft, Wirklichkeit, Glück und Zusammenhang nicht zu lösen (377). Eigensinn und Zusammenhang sind komplementäre Begriffe. Mit dieser Sichtweise vermeiden Negt/Kluge trotz ihrer emphatischen Hinwendung zu subjektiver Erfahrung, die »subjektive« Dimension menschlicher Vergesellschaftung gegen deren »objektive« auszuspielen: »In den gesellschaftlichen Beziehungen von Menschen zueinander ist es nur von der Perspektive des Untersuchungsinteresses her möglich, zu sagen, ob es sich um ein objektives oder ein subjektives Verhältnis handelt. Der Substanz nach sind gesellschaftliche Beziehungen beides.« (519) Der Kritik am Subjekt-Objekt-Dualismus entspricht die Zurückweisung einer Dichotomisierung von Natur und Gesellschaft. »Es finden sich ebensovielle Unterscheidungen von natürlich und konstruiert, wie es von Menschen hergestellte subjektiv-objektive Verhältnisse gibt ...« (55)

Bestimmend für Negt/Kluges Versuch, in der Analyse menschlicher Sozialisierungs- und gesellschaftlicher Arbeitsprozesse diesem subjektiv-objektiven, natürlich-künstlichen Charakter von Gesellschaft gerecht zu werden, ist die Kritik an den Abstraktionsleistungen sozialwissenschaftlicher Theoriebildung. Diese programmatische Kritik führt zur Polemik gegen das »Ideal des Automaten in der Orthodoxie«. Ein solches Ideal ist »immer mit einer Wendung gegen die Erfahrung verbunden: Theorie pure gegen Theorie impure« (303). Das Votum für die Theorie impure ist kein grundsätzlicher Einspruch gegen die Anstrengungen des Begriffs. Der kenntnisreiche und souveräne Umgang von Negt/Kluge mit ihrer theoretischen Ahnenreihe Kant, Hegel, Marx, Nietzsche, Freud, Horkheimer und Adorno zeigt, daß weder Eklektizismus noch der Obskurantismus der Neuen Philosophen zum Programm erhoben wird. Die Besonderheit der von Negt und Kluge angestrebten materialistischen Methode erweist sich vor allem in ihrem differenzierten Bezug auf die beiden großen Idealisten Kant und Hegel und den illusionslosen Realisten Freud. Die intensive Auseinandersetzung mit Kant und Freud läßt sie nie vergessen, daß die epochale Leistung von Marx in der Analyse der Klassenstruktur und der Ökonomie der bürgerlichen Gesellschaft für die Untersuchung der damit noch nicht erfaßten Dimensionen menschlicher Lebenspraxis mehr Probleme aufwirft als löst. Um bestimmte weiße Flecken auf der Landkarte des Marxismus zu tilgen, bleibt für Negt/Kluge insbesondere die Verknüpfung von Soziologie und Psychoanalyse ein erst in Ansätzen eingelöstes Erfordernis. Daß die differenzierte Rezeption marxistischer und psychoanalytischer Theoriebildung die Schwächen eines naiven Freudomarxismus vermeidet, zeigen die Abschnitte »Der Anteil von Frauenarbeit an der Menschenproduktion« (309ff.) und »Beziehungsarbeit in Privatverhältnissen« (863ff.), die zu den gelun-

gensten (und auch verständlichsten?) der Arbeit gehören. Die Qualität der in einer gelingenden Mutter-Kind-Beziehung erreichten Bedürfnisbefriedigung nehmen Negt/Kluge zum analytischen Ausgangspunkt (310ff.) ihrer Überlegungen. Die von einer solchen Beziehung ausgehenden »Sehnsüchte und Wiederherstellungsversuche in den Bewegungen von Gesellschaft und Geschichte« stellen für sie eine »Grundausrüstung an Utopiek« (311) dar. In dieser Perspektive erfährt die Dialektik der Aufklärung eine ganz eigene Interpretation. Der Prozeß einer unaufhaltsamen Verbreitung instrumenteller Vernunft macht sie nicht zwangsläufig zu einer negativen Dialektik. Vielmehr ermöglicht die psychosoziale »Inkubationszeit« (37) der Mutter-Kind-Beziehung den Aufbau von Fähigkeiten (Vermögen) und Motiven, die Anlaß zu Hoffnung geben können: »Ihre (der Menschen, d.Verf.) Vermögen ... stammen aus früheren Wurzeln, je nachdem, wer ihnen als Kind zugehört hat, zu welchem Hinhören sie bei sich oder anderen Vertrauen entwickelt haben. Man kann einen solchen Prozeß der Zuwendung als die Urzelle von Aufklärung begreifen.« (1000)

Der Prozeß der Zuwendung, die Fähigkeit der Hingabe (450), das Vermögen der Empathie sind für Negt/Kluge auch unabdingbare Eigenschaften für den kompliziertesten Verständigungsversuch, den Gesellschaften bisher hervorgebracht haben: den der Wissenschaft. Daß das Instrumentarium der Wissenschaft nicht ihre mimetische Grundlage — mit deren Hilfe sie arbeitet — negiere, ist eine der Forderungen aus der Dialektik der Aufklärung, die Negt/Kluge übernehmen (424). »Die Vermögen von Arbeit und Sprache ... sind nicht Produkt von Abstraktions- und Schlußvermögen, sondern subjektiver Erfolg des Konkretionsprinzips und in den Poren mimetisch.« (162) Ein solches hermeneutisches Verständnis von Kommunikations- und Objektivierungsprozessen hat weitgehende methodische Folgen.

»Man muß die Inadäquanz des bloßen Gedankens einerseits aushalten, andererseits nach Auswegen suchen, d.h. nach einer dialektischen Untersuchungsmethode ... sie kann nicht in bloßer Grammatik bestehen.« (712) Dies führt zum Kern: »Dialektik ist ungrammatisch.« (711) So gibt es auch keine Grammatik der Wahrheitsfindung, der Wissenschaft sich anvertrauen könnte, um, einmal auf den richtigen Weg gesetzt, auch zum richtigen Ziel zu gelangen. Die Konsequenzen hieraus für den individuellen Prozeß der Bewußtseinsbildung wie auch für den gesellschaftlichen Prozeß der Aufklärung sind erheblich: »Es gibt keinen Ort, Standpunkt, keinen Produktionsprozeß, kein Kollektiv, das zuverlässig bei der Produktion von Bewußtsein, das Richtige vom Falschen trennt und gewissermaßen 'ungeheure Sammlungen' von Richtigem anlegt. Alle historischen Versuche ... nach dem Prinzip einer Arche Noah vorzugehen, die auf der Sintflut schwimmt und die richtigen Paare von Tieren und Menschen verwahrt, beruhen auf Abstraktionsschritten ... Es ist ... mit dem richtig Richtigen das falsche Richtige substriert worden. Der Preis für ein Mehr an Objektivität heißt: die Substanz geht gegen Null. 'Philosophie impure' transportiert den Erfahrungsgehalt der großen Philosophie. Reine Philosophie wäre inhaltsleer.« (792) — Dennoch ist es gerade die Reine Theorie, von der sich die Intellektuellen besonders angezogen fühlen; dieser Umstand hat zur Folge, daß die Arbeit der Intelligenzarbeiter meist nur zu Professionalität, nicht zur Intelligenz ihrer Produkte führt (415). So verstanden ist das Buch von Negt/Kluge zugleich eine Warnung wie auch eine Empfehlung. »Wir müssen, wie die Gebrüder Grimm, uns aufmachen, suchen und einsammeln, auf dem ganzen Weg rückwärts: auf dem des geschichtlichen Fortschritts und dem der lebensgeschichtlichen Fortschritte liegt das Verlorengegangene oder Übersehene verstreut.« (995) Negt/Kluge plädieren *nicht* dafür, Grimms Märchen an die Stelle der Handbücher der empirischen Sozialforschung zu setzen. Gegen die überzogenen Deutungsansprüche philosophischer und soziologischer Systemkonstruktionen setzen sie allerdings die Einsicht: »Die Sicherheit klassischer Orientierung ist eine Sehnsucht, keine Praxis.« (1004)

Norbert Kostede

Luhmann im Wohlfahrtsstaat

Funktionalismus, Politische Theorie und Politik

Wenn der Funkkontakt abgebrochen ist, wenn wichtige Kontrollinstrumente ausfallen, die Regionen innerhalb des verbliebenen Flugradius in wetterschwere Nacht getaucht, wenn die Maschine sich nach undurchschaubaren Regeln selbst bewegt, wenn dann Besatzung und Passagiere zwischen Entsetzen und Schweigen über den Schuldigen streiten, über ein Versagen dieses oder jenes Personals, über ein optimales Maß an Komplexität und Differenzierung von Technik und Organisation, ja, wenn sie über eigene Anmaßungen, über die Vernunft des zivilisierten Menschen selbst streiten, dann heißt es, fest im Glauben stehen: daß das *Blindflugsystem* noch funktioniert. Fasten your seat belts please. — Das Ende dieser kleinen Metapher führt uns sehr nahe an den theorieleitenden Gedanken des hohen Funktionalismus heran. Wenn ich im folgenden Luhmanns Analysen des Wohlfahrtsstaates (II), seine Politikberatung (III) und einige gesellschaftstheoretische Prämissen (IV) vorstelle, werde ich diesen Gedanken durchspielen, etwas verzerren und ich darf ein paar radikale Zweifel aussprechen.

I

Niklas Luhmanns Buch »Politische Theorie im Wohlfahrtsstaat«* (1981a, Seitenzahlen in runden Klammern beziehen sich hierauf) ist von Position und Duktus her angelegt, zumindest als Einleitung einer theoriegeschichtlichen Wende gelesen zu werden. Nicht ohne erste Wirkung, »kopernikanische Entschiedenheit« unterstellt da ein Rezensent.¹ Alle, alle großen politischen Theorien der Neuzeit, welche die Herausbildung von demokratischer Verfassung und Wohlfahrtsstaat ermöglicht haben, sind für Luhmann rückständig, überholt, analytisch unbrauchbar schon insofern, als sie eine Gesamtverantwortung der Politik und ihre führende Rolle in der Gesellschaft konzipieren oder fordern. Dieses expansive Politikverständnis trage nur zur Selbstüberforderung des Wohlfahrtsstaates bei, dessen Schwierigkeit, mit aktuellen Problemlagen fertig zu werden, sich ja herumgesprochen hat. Eine erfolgreichere, effektivere Politik jedenfalls hätte die Grenzen ihrer Möglichkeiten zu erkennen, zu akzeptieren und zu verantworten.

Wer mit dem Zeitgeist per du ist und nun vielleicht das Interesse an der Lektüre des Buches verliert, der wird den spannenderen Teil, die Analyse, verpassen. Diese kreist um drei zentrale Konstruktionsmerkmale des Wohlfahrtsstaates, Inklusion, Selbstreferenz und dreistellige Binnendifferenzierung des politischen Systems. Eine vereinfachende Übersetzung der Begriffe und Operationen bei Luhmann ist nicht so ohne weiteres möglich, zumal als Skizze nicht, auch nicht durch Rückgriff auf die Quellen seiner Argumentation.² Ich will deshalb kurz an unser Alltagsverständnis vom »Wohlfahrtsstaat« erinnern, vielleicht wird dadurch das Spätere etwas durchsichtiger.

Wir sind gewohnt, die Entstehung des Sozialstaates als Reaktion auf die Brisanz früher Klassenkonflikte zu sehen, die sich im Rahmen kapitalistischer Industrialisierung abspielen. Wenn, sagen wir, seit der Jahrhundertwende die Arbeiterschaft und ihre Organisationen lernen, neben und zunehmend anstelle von Revolten auf der Klaviatur demokratischer Rechte zu spielen, finden ihre Ansprüche Zugang zum Kalkül der um Wählermehrheit konkurrierenden politischen Eliten. Der Sozialstaat entsteht und lebt fort als eine politische Lösung sozialer Widersprüche, die, weil sie nicht auf deren Ursachen antwortet, von Gehässigen als »Klassenkompromiß« denunziert wird, was die Betroffenen aber nur selten überzeugen konnte.

Um die Durchführung seiner sozialen Aufgaben zu finanzieren, ist der Staat am wirt-

* Günter Olzog Verlag, München 1981 (158 S., br., 14,80 DM)

schaftlichen, steuerbaren Erfolg aller interessiert. Nicht allein der Sicherung ihres Eigentums, nicht allein der Infrastruktur kapitalistischen Wachstums halber interveniert der Staat in den Wirtschaftsprozess, sondern auch, um die »Kompromißlösung Sozialstaat« erhalten zu können. (Was sich für die konkurrierenden politischen Akteure als Frage der Machterhaltung darstellen kann.) Diese Formel hat darum seit der vorletzten Weltwirtschaftskrise eine zusätzliche Komponente bekommen, die unter dem Namen Keynesianismus ja bekannt und mittlerweile in schlechten Ruf gekommen ist. Denn sozial- wie wirtschaftspolitische Interventionskosten stellen eine zuweilen riskante Belastung der Ökonomie dar. Wenn Steuerlasten Investitionsspielräume zusätzlich einengen, wenn die Preisbildung auf dem Arbeitsmarkt durch sozialpolitische und institutionelle Verstärkungen gewerkschaftlicher Verhandlungsmacht unelastisch wird und Gewinnspannen einengt, ist den Sozialstaatsverwaltern das neoliberale Lamento sicher. Und umgekehrt, mit neuen oder erneuten wirtschaftlichen und sozialen Notlagen von Beschäftigten und Arbeitslosen, verstärkt sich die Kritik an bürokratischen, gängelnden, ineffektiven und unzureichenden Maßen und Formen der Sozialpolitik. Kurzum: die Zahl und die Komplexität der vorgefundenen und selbstproduzierten Probleme des Sozialstaates wird immer größer, seine Ressourcen hingegen, etwa Loyalität und Finanzmasse, zur Lösung dieser Probleme dringend benötigt, werden immer unzureichender. So weit unsere Urteile und Vorurteile, die sich aber, dies nur nebenbei, von politikwissenschaftlichen Zeitdiagnosen unterschiedlichster Provenienz nur wenig unterscheiden.

II

Luhmann vereinfacht die derart beschreibbare Sachlage im Sinn von: Abstrahieren. (Was Vereinfachung im Gegensinn angeht, muß ich wegen gebotener Kürze kräftig drauflegen.) Zum einen präzisiert er die Begriffsdifferenz Sozialstaat-Wohlfahrtsstaat dadurch, daß er das Wechselspiel von sozialem Anspruch und politischer Kompensation aus dem Themenbereich »Folgen der Industrialisierung« (Sozialstaat) ablöst und für alle möglichen Gesellschaftsbereiche gelten läßt, in denen sich Probleme, soziale Unterschiede, Defizite usw. ausmachen lassen (Wohlfahrtsstaat). Zum anderen sieht er in der als »kompensatorisches Prinzip« benannten Logik des Wohlfahrtsstaates eine Tendenz zur Universalisierung dieses Handlungsprinzips angelegt, die schließlich in den Zirkel mündet, wo staatliche Kompensationen kompensiert werden (müssen). Eine Tendenz folglich, die zunehmend die Handlungsfähigkeit des Staates, seine »Kompensationskompetenz«, in Frage stellt.

Derartige einleitende Begriffs- und Grenzbestimmungen markieren zugleich die Analyserichtung. Es kommt Luhmann darauf an, diejenigen Mechanismen des politischen Systems zu analysieren, welche (a) jene Tendenz zur Universalisierung des kompensatorischen Prinzips bewirken (»Expansionismus«) und welche (b) die darin angezeigte »Selbstüberforderung« des Wohlfahrtsstaates bewirken. Letzteres ist gewissermaßen eine »strukturelle Sehschwäche« des politischen Systems gegenüber den Grenzen seiner Kompetenz, eine Eigenschaft, die in Gestalt kurzfristiger Kalküle, verspäteter Reaktionen auf Krisen oder wahlorientierter Zielsetzungen für Luhmann, und natürlich für die Politikwissenschaft insgesamt, verallgemeinert werden kann und im folgenden, in Anlehnung an seine Begriffe, als *Wahrnehmungsdefizit* der Politik bezeichnet werden soll.

Inklusion gilt in vielen soziologischen Theorien als Prinzip der personalen oder kollektiven Teilhabe an Funktionssystemen, Luhmann liest es hier als wohlfahrtsstaatliche Motorisierung der Politik: Das politische System, Produkt der sozialen Differenzierung im Übergang zur Neuzeit, hat für ihn die Funktion, den gesellschaftlichen Bedarf an kollektiv-bindenden Entscheidungen zu erfüllen und diese durchsetzungsfähig zu machen. Wie einerseits die konstitutionelle Festschreibung von Grundrechten und Gewaltenteilung den bürgerlichen Freiheitsraum gegen funktionsbedingte Staatsmacht abzusi-

chern hatte (»Willkürproblematik«), so wird zum anderen mit der Verallgemeinerung demokratischer Rechte der Zugang aller Gesellschaftsschichten zu staatlichen Leistungen geöffnet. Als Wohlfahrtsstaat ist die politische Inklusion realisiert, damit aber auch eine hohe Abhängigkeit der individuellen Lebensführung von seinen Leistungen. Wenn also in der Struktur des demokratischen Verfassungsstaates selbst der Weg zum Wohlfahrtsstaat angelegt wurde, wenn sich mit dem Licht demokratischer Grundwerte (Menschenwürde, Gleichheit, Solidarität usw.) häßliche und banale Probleme ausleuchten und mit den härteren Hebeln der Demokratie in Wohlfahrtsdynamik umsetzen lassen, welche Rückschlagvorrichtung verhindert dann, daß ein Dilemma der Wohlfahrtspolitik zu dem der Demokratie wird?³

Der Systemmodus *Selbstreferenz*, Bedingung zur handlungsentlastenden Selektion von Komplexität, wird von Luhmann (im Kontext der politischen Soziologie) als Ergebnis der Ausdifferenzierung von Politik und als Bedingung einer hohen Autonomie dieses Funktionssystems begriffen. Wenn Inklusion eine Öffnung der Politik für wechselnde Themen und Interessen darstellt, so regelt Selbstreferenz, *welche* Themen politische Relevanz erlangen. Zum Politikum wird nur, was sich in den *geschlossenen* Kreislauf politischer Kommunikation einhaken kann, was sich in politische Terminologie und politisches Handeln übersetzen läßt. Man darf sich diese Abstraktion getrost in dem Bild vereinfachen, worin sich das politische System kommunikationshalber mit einem Schild (etwa jenem berüchtigten Plastikschild) umgibt, das gegen die Turbulenzen seiner Umwelt schützt und zugleich die Sicht nach außen grob verzerrt. Jedenfalls ist nach Luhmann das klassische Thema der politischen Theorie, jene angesprochene »Willkürproblematik«, heute durch das Thema »Defizienzen in der Umweltwahrnehmung« abgelöst.

Nun ist das Funktionieren dieses Mechanismus der Selbstreferenz von Politik auf Politik mit Schwierigkeiten (»Kurzschließungen«) verbunden, welche die wohlfahrtsstaatliche Dynamik per Inklusion weiter verstärken. Etwa dort, wo sich der laufende Selbstbezug der Politik auf die bekannten Unfähigkeitsatome zwischen Regierung und Opposition verkürzt, wo Parteienkonkurrenz um Wählermehrheiten zum wechselseitigen Hochschaukeln sozialpolitischer Programme führt, dort läßt sich für Luhmann als einfachster Nenner dieser Symptome: mangelhafte Umweltwahrnehmung definieren, eine mangelhafte »Externalisierung« der Selbstreferenz. Dieser zusätzliche Begriff verweist auf den folgenden Arbeitsmodus.

Die *dreistellige Binnendifferenzierung* des politischen Systems in Publikum/Politik/Verwaltung ist auf das Primat der funktionalen Differenzierung zugeschnitten. Ich komme auf diesen Schlüsselbegriff seines gesellschaftstheoretischen Konzepts, mit welchem er die soziale Transformation hin zur Moderne zugleich als Bedingung zivilisatorischen Fortschritts zusammenfaßt, noch zurück. Wie das Gesellschaftssystem arbeitet auch das politische System nicht als schichtmäßig aufgebaute Hierarchie, also *zweistellig* nach dem Muster »oben«-»unten« und der Interaktionsform von Befehl und Gehorsam (was für seine Subsysteme allerdings zutreffen kann), es verfügt ebensowenig über ein steuerndes Zentrum, auf das hin alles andere zugeschnitten wäre. Vielmehr arbeitet dieses System als doppelter, formaler und gegenläufig-informaler Machtkreislauf zwischen den Stationen Publikum/Politik/Verwaltung und schafft sich auf diese Art zugleich eine Balance von formaler und informaler Macht. Man kann diese Konstruktion als Luhmanns Verlängerung zum Thema »Gewaltenteilung« lesen, doch steht hier nicht seine politische Soziologie zur Diskussion (zur Einführung Luhmann 1970), sondern die Analyse des Wohlfahrtsstaates und damit in erster Linie die Eigentümlichkeiten in der Selbst- und Umweltwahrnehmung des politischen Systems.

Einerseits verstärkt sich mit dreistelliger Binnendifferenzierung das Wahrnehmungsdefizit des Systems. Insofern es *in sich selbst* Umwelten produziert, werden die (umweltabschließenden) Möglichkeiten selbstreferenzieller Kommunikation erweitert und stellt

sich zunächst das Problem der *Selbst*beobachtung. Luhmann interpretiert diese mit Hilfe des black-box-Modells der Kybernetik: trotz wechselseitiger Intransparenz wird die Interaktion zwischen Systemen, hier: den Teilsystemen Publikum/Politik/Verwaltung, durch erfahrungsbezogene »vereinfachte Einschätzungen«, »Alltagstheorien« oder »Pauschalurteile« möglich. Locker formuliert: Keiner der sich gegenüberstehenden Rollenträger blickt beim anderen durch; weil man nicht alle Folgen kalkulieren kann und muß, fällt das Handeln leicht, der Handlungserfolg liegt ohnehin schon wieder im Dunklen.

Andererseits sichtet Luhmann anhand dieses Arbeitsmodus (dreistellige Binnendifferenzierung) jene angesprochenen »Externalisierungen«, jene Informationsschleusen des politischen Systems in seine Umwelt. Zwischen die Zentralstationen der politischen Selbstreferenz plaziert, integrieren sie die interne Kommunikation und Umweltkommunikation des Systems:

... Publikum *öffentliche* Politik *Person* Verwaltung *Recht* Publikum ...
Meinung

Nur diejenigen Informationen, Themen und Interessen, welche auf diesen Bildschirmen des politischen Systems zur Selbst- und Umweltbeobachtung auftauchen, haben eine Chance, Relevanz zu erlangen. Was nicht die Aufmerksamkeit von Massenmedien, die biographisch bedingte Aufmerksamkeit von Amtspersonen bekommt, was nicht an vorgegebene rechtliche Regelungen anknüpfen kann, bleibt draußen vor. »Das System ist auf Blindflug nach Maßgabe geprüfter, intern kontrollierter Indikatoren angewiesen. Das mag gut gehen, wenn die Bildung der Indikatoren, das heißt hier: die Politisierung von Themen, gut funktioniert (...)« (61). Wenn dies *nicht* funktioniert, und die »Selbstüberforderung« des Wohlfahrtsstaates signalisiert für Luhmann die Risiken dieses Blindflugs, dann deswegen, »weil das System in diesen Formen zu selektiv operiert und zu sehr auf eigene Funktionsnotwendigkeiten ausgerichtet bleibt« (68).

Nun, durch die verzerrende Brille der Schamlosigkeit gesehen, ließe sich sagen: selten in der langen Galerie der politischen Theorie wurde das Brett vorm Kopf der Politik so drastisch und zeitgetreu geschildert wie bei Luhmann. Inmitten einer hochgestapelten Apparatur der Informations- und Kommunikationsindustrie, umgeben von sich selbstvermehrenden Beraterscharen, von Spezialisten und Generalisten aus Wirtschaft und Wissenschaft und sonstwo her, hockt da eine Gesellschaft von intelligenten Ignoranten und geschäftigen Ahnungslosen, die ihr Hantieren an den Steuer- und Kontrollinstrumenten des Systems mit Regieren verwechselt⁴; die den Titel des Ganzen, Regierungssystem, mit der Realität verwechselt. Nicht das System und erst recht nicht seine Hauptdarsteller führen Gesellschaft und Zeitgeschichte.

Wenn in traditionellen marxistischen Staatstheorien, wo man wie alles auch das schon und schon immer wußte, die Grenzen des politisch Machbaren aus den Vorgaben der sozialen Konstruktion und letztlich im Rückgriff auf werttheoretische Muster (»Naturwüchsigkeit«, »verselbständigter sozialer Zusammenhang« usw.) erklärt werden, gewissermaßen »von außen« und damit theoretisch wie empirisch *immer* unzureichend, so läge der Gewinn der Luhmannschen Abstraktionen darin, die eigenen gesellschaftstheoretischen Prämissen (sagen wir pauschal: Funktionalismus) für eine *Binnen*analyse der Politik verwendbar zu machen. Dieser »doppelte Zugriff« auf die Grenzen des politisch Machbaren mag an der Globaldiagnose nur wenig ändern, aber dieses Wenige heißt: mehr Sicherheit, daß sie stimmt.

III

Zunächst einige Bemerkungen zum Anlaß dieser Schrift, der Politikberatung Luhmanns, die sich im wesentlichen auf die oben unterschiedenen Aspekte (a) eines wohlfahrtsstaatlichen Expansionismus und (b) eines eklatanten Wahrnehmungsdefizits der Politik beziehen.

a) »Weniger Politik« als Antwort auf wohlfahrtsstaatlichen Expansionismus. Oder genauer: Einschränkung der Politik auf ihre Funktion (bindendes Entscheiden), Entscheidungen sowie Dispositionen über Geld und Recht nur dort, wo direkte Einwirkungen möglich sind. Wo die Wirkungschancen der Politik in kausal komplexen Konstellationen anderer Funktionssysteme niedrig eingeschätzt werden müssen, bleiben diese aufgefördert zur Selbstkorrektur ihrer Problemlagen (156, 122ff.). Luhmanns »Option für funktionale Selbstbeschränkung« kann man gewissermaßen als Aufforderung deuten, die wohlfahrtsstaatliche Dynamik in eine optimale Zone zurückzubiegen. Drei Antworten auf diese Antwort.

Zunächst einmal muß man feststellen, daß die Schlankheitskur im Entwurf des Neoliberalismus radikaler ist (vgl. z.B. Lepage 1979). Wenn dieser aus der Perspektive ökonomischer Funktionsbedingungen argumentiert, protegiert er in Konkurrenzsituationen Marktrationalität selbst dann und dort, wenn und wo hohe Wirkungschancen für Politik gegeben sind. So vulgär wie im Neoliberalismus wurde selten das »Primat der Ökonomie« verfochten, was angesichts der marxistischen Tradition einiges heißen will; was aber auch heißen kann: vielleicht gibt es heute gute Gründe für *diese* Option.⁵ Luhmann — seine gesellschaftstheoretischen Prämissen sehen das Primat eines spezifischen Funktionssystems nicht vor (vgl. IV) — kann die Vereinbarkeit politischer Funktionsbedingungen, wie er sie definiert, mit marktwirtschaftlichen Funktionsbedingungen nur unterstellen (die Umkehrung gilt in der Regel für das neoliberale Konzept). Möglicherweise wäre also sein »Weniger Politik« *zuviel*.

Wie restriktiv aber auch immer, wenn die funktionalen Äquivalente für ein Ausbremsen der Wohlfahrt, Familiensolidarität, Marktssystem oder etwa Selbstinitiative, nichts Gleichwertiges zustande bringen, und mitten im zivilisierten England erfrieren die alten Leute deswegen, lassen sich dann Rechtsstaat und Demokratie halten? Sicherlich wäre sein zackiges »Abstellen auf bindende Entscheidungen« mißverstanden, würde man es den FAZ-Plädoyers für Freund-Feind-Politik im Geiste Carl Schmitts gleichsetzen. Was aber, wenn sein anempfohlenes Nein zu mehr Freiheit, mehr Gleichheit, mehr Sicherheit *dort*, wo der Einsatz bindender Entscheidungen nicht möglich ist (91), die Ansprüche und Bittsteller nicht von der Straße bringt? Nicht allein das Züricher Modell oder das neokorporatistische Modell, sein eigener Begriffsapparat gibt eine Antwort: Wenn Inklusion als Basis für wohlfahrtsstaatliche Dynamik begriffen werden muß, dann wird die allerorten aufgezeigte neue soziale *Exklusion* (»Marginalisierung«, »Zweite Gesellschaft«, »Armutsverwaltung im informellen Sektor« usw.) wohl kaum ohne *politische* Effekte bleiben.

Drittens schließlich ist der Orientierungswert der Luhmannschen Option zu vernachlässigen. »Eine Reduktion der Politik auf genau ihre Funktion, auf Befriedigung des Bedarfs für kollektiv-bindende Entscheidungen« (122), ist alles mögliche, nur nichts Genaueres. Es ist, als ob der alte Hegel auf Befragen seinen Kurfürsten an die »Wirklichkeit der sittlichen Idee« erinnert hätte. Von der Stringenz seiner Politikdefinition ganz abgesehen⁶, ist im Tagesstreit des mehr oder weniger Wohlfahrt diese Definition deswegen prinzipiell unpraktikabel, weil sowohl die Frage der Entscheidungsmacht (Luhmann nach Parsons: »Bereitstellung von Durchsetzungsfähigkeit«) wie die Frage nach der *Größe* des Entscheidungsbedarfs von den Kontrahenten unterschiedlich beantwortet werden kann und muß, wenn sie um die Durchsetzung alternativer Entscheidungsinhalte streiten. Die gegenüber dem älteren Funktionalismus eingeführte Unterscheidung in

Funktion (des Teilsystems für das Gesamtsystem) und Leistung (des Teilsystems für andere Teilsysteme) ist zwar analytisch möglich und für theoretische Zwecke erforderlich, aber in praktischen Entscheidungssituationen ist beides *immer* kombiniert. Im Alltagsverständnis der Macher hieß dies immer schon: alles eine Machtfrage.

b) Politische Theorie als Antwort auf das Perzeptionsdefizit der Politik (126ff.). Eine Antwort, die zuweilen als »wissenschaftliche Subventionierung«, als »intellektueller Zugschnitt der politischen Diskussion« vorgetragen wird und die im Grunde eine Absage an das populistische Umfeld der jüngsten Politikwende ausspricht. (Aber: Wenn der Zug namens »Weniger Politik« rollen soll, braucht es dann nicht den Schwung des Populismus?) — Luhmanns Ideen zum Verhältnis von politischer Theorie und Politik kontrastieren zum technologischen Anspruch »angewandter Sozialwissenschaften« wie zur politikwissenschaftlichen Grundwerte-Archäologie jüngerer Datums. Kausalwissen und Wertungen bleiben auch seiner Rollenbestimmung der politischen Theorie vorausgesetzt, treffen aber deren Eigenart nicht. Ebenso läuft seine Antwort gegen die Tradition der politischen Philosophie, die — wenn sie auf eine gesellschaftliche Gesamtverantwortung der Politik zielt — sich nicht selten selbst in die »führende Rolle« promoviert hat. Wenn politische Theorie »im« Wohlfahrtsstaat dessen Reflexionsleistungen »aufzuladen« hätte, wenn sie die Systemdefizite in der Selbst- und Umweltbeobachtung (»Kurzschlüssen«, geringe Kausalitätserfassung usw.) zu »kompensieren« hätte (etwa durch: »Beobachten des Beobachtens«, task analysis, Pauschalisierungshilfen), wenn ihr die Funktion zugeschrieben wird, einen »Überschuß an Orientierungsnotwendigkeiten gegenüber Handlungsmöglichkeiten« des politischen Systems (mit)abzutragen (136f.), dann wird in solchen über den Text verstreuten positiven Formulierungen deutlich, daß es nicht um Führung geht, sondern — um bei der einen Metapher zu bleiben — um einen zusätzlichen Sensor, einen zusätzlichen Bildschirm für Blindflug.

Daß Luhmanns »Option für funktionale Selbstbeschränkung« hier eine Orientierung auf den Schirm bringt, habe ich bestritten. Überhaupt hätte eine kritische Theorie, die soziale Normalität als eben Blindflug unter unwahrscheinlichen Bedingungen und mit offenem Ausgang begreift, hier ihre Zweifel anzumelden. Wenn Luhmann behauptet, »man kann eine funktional differenzierte Gesellschaft nicht auf Politik zentrieren, ohne sie zu zerstören« (23), halte ich — jenseits allen Theoriestreits — das glatte Gegenteil für wahrscheinlicher: wenn die funktional differenzierte Gesellschaft nicht auf Politik zentriert wird, dann wird die Wahrscheinlichkeit, daß sie sich selbst zerstört, immer größer. Die Probleme — und der Begriff »Problem« wird hier zum Euphemismus —, die sich nach diesem Muster (für mich zwar nicht *erklären*, aber:) beschreiben lassen, sind so bekannt, daß ich auf nähere Begründung verzichten kann: ganz im Luhmannschen Sinne selbstreferenziell operierende Militärsysteme mit overkill capacity, ein Industriesystem mit Endzeiteffekten, ein Energiesystem mit vorzeitigen Endzeiteffekten, naturwissenschaftliche Forschungssysteme mit apokalyptischer Experimentierlust.

Selbst wenn man alles andere vergäße, diese Gründe wären schon hinreichend dafür, den Polis-Gedanken der Alten nochmal und neu zu denken. Die neuzeitliche Sozialphilosophie, wenn sie an diesem Gedanken anknüpft und ihr jeweiliges Unbehagen an der wirren Moderne als Politikideal, als *Primat für Politik* verlauten läßt und sich nun von ihm als »rückständig« zensiert sieht, ist in dieser Hinsicht entschieden aktueller als Luhmann. — Meine hier verfolgte Linie der Kritik wäre dann mißverstanden, wenn man statt »weniger« nun einfach »mehr« Politik läse, statt an Selbstbeschränkung nun in schlichter Umkehrung an Führen dächte. Die entscheidende (aristotelische) Frage lautet immer noch: welche Politik, welche politische Theorie, Primat für welche Politik? Und der einfachste Nenner, der die politische Differenz zu Luhmann nach Form und Inhalt anzeigen könnte, lautet: andere Politik *und* mehr Politik.

noch um ihre Regulation per Zentralplan. Politik wäre zunächst mit der Frage befaßt, welche sozialen Felder und Funktionen nach welchen Prinzipien gesteuert werden, sei es durch Selbstverwaltung, sei es durch zentrale Planung oder marktformige Steuerung. Und dies nicht nach starrer Eins-Zu-Eins-Korrespondenz, ein Sektor, ein Steuerungsprinzip, sondern in der Regel unter Gesichtspunkten der Kombination. So schnell läßt sich kein Feld finden (Erziehung, Gesundheit, Konsum, Produktion usw.), das »vernünftig« nur nach einem Prinzip gesteuert werden könnte. Von der Form her gesehen, wäre eine solche Politik weder als zentralistische Bürokratie noch als radikalisierte Parlamentarismus noch als kunstvoll geschachtelte Rätepyramide denkbar. Eine *duale* Konstruktion von Gesellschaft ist mit keiner *monistischen* Konstruktion von Politik vereinbar. Aber ohne die theoretischen und historischen Gründe für eine solche Kombination auch nur andeuten zu können: Politik wäre hier als ein System verfaßt, das *plebiszitäre* (etwa Referendum), *parlamentarische* (Opposition, spezifizierter Gewaltenteilungsmodus etwa) und Formen *direkter* Demokratie (etwa Selbstverwaltung) verbindet. Und ein Reiz für politische Theorie, die nicht auf Blindflug setzt, läge darin, das schöne Leitmotiv einer solchen schönen Gesellschaft: Autonomie aller, wo immer möglich, nach derartigen Kombinationsmustern mit Wirklichkeit zu verstricken.

Soweit der Traum. Hier und nicht nur in Polen.

Anmerkungen

- 1 H. Rudolph: »Die Zeit«, 4.12.1981, 17.
- 2 Im großen und ganzen: *Inklusion* nach T.H. Marshall und T. Parsons; *Selbstreferenz* durch sozialwissenschaftlichen Zugriff auf neuere Forschungen zur allgemeinen Systemtheorie, Kybernetik und Erkenntnistheorie (auch für Luhmann eine »noch kaum verlässliche Grundlage«); Aspekte der *Binnendifferenzierung* der Politik auf der Linie seiner eigenen, älteren Studien zur politischen Soziologie.
- 3 Das Buch schweigt sich zu dieser Frage gerade dort aus, wo für »weniger Politik« plädiert wird und nun ja mal die Effekte durchzurechnen wären. In einem jüngeren Beitrag (1981c, 14f.) wird allerdings die Frage eines möglichen »Zurückschlagens« gestellt.
- 4 Luhmann macht daraus keine Klage wegen »Unregierbarkeit«, dies liefere gegen seine Argumentation, die sich gegen politische Gesamtverantwortung ausspricht. Eine alternative Begründung struktureller »Unregierbarkeit« hat C. Offe vorgelegt (1979).
- 5 Vgl. dazu Offe 1981. Ob die Probleme des Wohlfahrtsstaates »selbstproduziert« sind oder »vorgefunden« sind, wird hier präziser beantwortet als bei Luhmann. Zum Verhältnis ökonomischer und politischer Krisentypen siehe auch Berger 1981. Beide Texte können als Theorie-Alternative zu Luhmanns Texten vorgeschlagen werden.
- 6 Hier wäre die Frage zu stellen, ob diese Definition die historische und systemdifferentielle Identität des politischen Systems besser erfaßt als andere Versuche (Weber: legitime Gewalt; Parsons: Zweckerreichen; Schmitt: Freund-Feind-Differenzierung usw. usf.). Einige Marxisten würden natürlich die Frage stellen, was nach den kollektiv-bindenden Entscheidungen von Exxon noch für die US-Administration übrigbleibt. Abweichend davon vgl. Kostede 1980, I. Teil.
- 7 Zur Einführung: Luhmann 1975; ansonsten Luhmann 1981d, Kapitel 1, 9-71; ders. 1981e und 1981f.
- 8 1981a, 30 und 125; insbesondere 1981c, 9f. Neben älteren Themenstellungen dieser Art (etwa bei Ch. Tilly) bezieht sich Luhmann vor allem auf eine neuere Diskussion: Buß/Schöps 1979 und Halfmann/Japp 1981.
- 9 Auf das Thema Klassendifferenzierung vs. funktionale Differenzierung gehe ich hier nicht ein, auch nicht auf die Frage nach einem »Primat der Ökonomie«, etwa in der marxistischen Theorie. Hier geht es um das politische Primat und in beiden Richtungen herrscht Übereinstimmung: daß dieses *nicht* institutionalisiert ist.
- 10 Um zu diesen zwei Themen nur die bekanntesten Autoren zu nennen: Jungk 1978 und Gorz 1980; zum folgenden vgl. auch Berger/Kostede 1981.

Funktion (des Teilsystems für das Gesamtsystem) und Leistung (des Teilsystems für andere Teilsysteme) ist zwar analytisch möglich und für theoretische Zwecke erforderlich, aber in praktischen Entscheidungssituationen ist beides *immer* kombiniert. Im Alltagsverständnis der Macher hieß dies immer schon: alles eine Machtfrage.

b) Politische Theorie als Antwort auf das Perzeptionsdefizit der Politik (126ff.). Eine Antwort, die zuweilen als »wissenschaftliche Subventionierung«, als »intellektueller Zugschnitt der politischen Diskussion« vorgetragen wird und die im Grunde eine Absage an das populistische Umfeld der jüngsten Politikwende ausspricht. (Aber: Wenn der Zug namens »Weniger Politik« rollen soll, braucht es dann nicht den Schwung des Populismus?) — Luhmanns Ideen zum Verhältnis von politischer Theorie und Politik kontrastieren zum technologischen Anspruch »angewandter Sozialwissenschaften« wie zur politikwissenschaftlichen Grundwerte-Archäologie jüngerer Datums. Kausalwissen und Wertungen bleiben auch seiner Rollenbestimmung der politischen Theorie vorausgesetzt, treffen aber deren Eigenart nicht. Ebenso läuft seine Antwort gegen die Tradition der politischen Philosophie, die — wenn sie auf eine gesellschaftliche Gesamtverantwortung der Politik zielt — sich nicht selten selbst in die »führende Rolle« promoviert hat. Wenn politische Theorie »im« Wohlfahrtsstaat dessen Reflexionsleistungen »aufzuladen« hätte, wenn sie die Systemdefizite in der Selbst- und Umweltbeobachtung (»Kurzschlüssen«, geringe Kausalitätserfassung usw.) zu »kompensieren« hätte (etwa durch: »Beobachten des Beobachtens«, task analysis, Pauschalisierungshilfen), wenn ihr die Funktion zugeschrieben wird, einen »Überschuß an Orientierungsnotwendigkeiten gegenüber Handlungsmöglichkeiten« des politischen Systems (mit)abzutragen (136f.), dann wird in solchen über den Text verstreuten positiven Formulierungen deutlich, daß es nicht um Führung geht, sondern — um bei der einen Metapher zu bleiben — um einen zusätzlichen Sensor, einen zusätzlichen Bildschirm für Blindflug.

Daß Luhmanns »Option für funktionale Selbstbeschränkung« hier eine Orientierung auf den Schirm bringt, habe ich bestritten. Überhaupt hätte eine kritische Theorie, die soziale Normalität als eben Blindflug unter unwahrscheinlichen Bedingungen und mit offenem Ausgang begreift, hier ihre Zweifel anzumelden. Wenn Luhmann behauptet, »man kann eine funktional differenzierte Gesellschaft nicht auf Politik zentrieren, ohne sie zu zerstören« (23), halte ich — jenseits allen Theoriestreits — das glatte Gegenteil für wahrscheinlicher: wenn die funktional differenzierte Gesellschaft nicht auf Politik zentriert wird, dann wird die Wahrscheinlichkeit, daß sie sich selbst zerstört, immer größer. Die Probleme — und der Begriff »Problem« wird hier zum Euphemismus —, die sich nach diesem Muster (für mich zwar nicht *erklären*, aber:) beschreiben lassen, sind so bekannt, daß ich auf nähere Begründung verzichten kann: ganz im Luhmannschen Sinne selbstreferenziell operierende Militärsysteme mit overkill capacity, ein Industriesystem mit Endzeiteffekten, ein Energiesystem mit vorzeitigen Endzeiteffekten, naturwissenschaftliche Forschungssysteme mit apokalyptischer Experimentierlust.

Selbst wenn man alles andere vergäße, diese Gründe wären schon hinreichend dafür, den Polis-Gedanken der Alten nochmal und neu zu denken. Die neuzeitliche Sozialphilosophie, wenn sie an diesem Gedanken anknüpft und ihr jeweiliges Unbehagen an der wirren Moderne als Politikideal, als *Primat für Politik* verlauten läßt und sich nun von ihm als »rückständig« zensiert sieht, ist in dieser Hinsicht entschieden aktueller als Luhmann. — Meine hier verfolgte Linie der Kritik wäre dann mißverstanden, wenn man statt »weniger« nun einfach »mehr« Politik läse, statt an Selbstbeschränkung nun in schlichter Umkehrung an Führen dächte. Die entscheidende (aristotelische) Frage lautet immer noch: welche Politik, welche politische Theorie, Primat für welche Politik? Und der einfachste Nenner, der die politische Differenz zu Luhmann nach Form und Inhalt anzeigen könnte, lautet: andere Politik *und* mehr Politik.

IV

Wenn aktuelle Probleme des Wohlfahrtsstaates so dargestellt werden, daß sie ein Abweichen des politischen Systems von der (eigenen) Option für funktionale Selbstbeschränkung anzeigen, dann steht natürlich auch die gegensätzliche Deutung dieser Asymmetrie zur Diskussion, die Frage also, ob Luhmanns theoretische Prämissen für die Analyse der aktuellen Politik tatsächlich prädestiniert sind. Ich muß meine Kritik auf zwei Punkte beschränken, auf zwei »Verteidigungsstellungen«, die Luhmann in den besprochenen Texten schon selber gräbt. Beide betreffen die Eigenart seines Konzepts sozialer Differenzierung.⁷

1) Luhmann unterscheidet Gesellschaftstypen nach der Form ihrer *primären* Differenzierung (segmentär, stratifikatorisch oder funktional), der Übergang zur Neuzeit wird also begriffen als Primatwechsel von stratifikatorischer zu funktionaler Differenzierung. Mit der Herausbildung und funktionalen Spezifikation gesellschaftlicher Teilsysteme auf wirtschaftliche Produktion oder Ermöglichung kollektiv-bindender Entscheidungen oder wissenschaftliche Forschung sind zivilisatorische Funktionssteigerungen verbunden, vor allem, weil das jeweilige systemspezifische Handeln sich von externen Rücksichten freisetzen und Eigenrationalität entwickeln kann: Forschung befreit sich etwa von der Rücksicht auf religiöse Gesichtspunkte, das wirtschaftliche Handeln befreit sich etwa von zunftpolitischen Rücksichten usw. usf. Mit primär funktionaler Differenzierung werden zugleich die Möglichkeiten für eine individualisierte Lebensführung in unvergleichbarer Weise vermehrt. Während in (primär) segmentär oder stratifikatorisch differenzierten Gesellschaften Personen im Prinzip je einem der sozialen Teilsysteme zugeordnet sind, etwa hierarchisch gegliederten Ständen, gilt für die Neuzeit das Prinzip der Inklusion aller in alle Funktionssysteme, je nach Bedarf, Situation oder Fähigkeiten. Vornehmlich über Inklusion partizipieren Personen an den Funktionssteigerungen sozialer Systeme, erwerben und beweisen ihre Individualität im rollenflexiblen Handeln nach generalisierten Normen.

Zu diesem Grundzug seiner Argumentation, primär funktionale Differenzierung als Bedingung für moderne Individualität, gesellen sich in jüngster Zeit deutliche Kontrapunkte, die allesamt auf das Thema »Grenzen funktionaler Differenzierung« bezogen sind.⁸ Phänomene wie rollen-fusionierte »Selbstorganisation sozialer Dienste« oder normspezifizierter »neuer Regionalismus«, also Aufbau von Individualität auch gegen und unabhängig von funktionaler Differenzierung, verdeutlichen auch ihm »hochwahrscheinliche« Ent- wie Umdifferenzierungen auf diversen Systemebenen. Wobei Luhmann, Näheres steht noch aus, wohl in erster Linie an neue Kombinationen und Experimente mit funktionaler Differenzierung denkt. Nichtsdestotrotz: das Primat ist angekratzt, Möglichkeiten individualisierter Lebensführung werden zunehmend *neben* der Fahrinne funktionaler Differenzierung verortet.

2) Für eine funktional differenzierte Gesellschaft stellt sich trotz historisch einmaliger Steigerung ihres kommunikativen Potentials das Problem der wechselseitigen Abhängigkeit sozialer Systeme in prekärer Weise. Hier sei es vereinfachend »Problem der Regulation« genannt. — In der Luhmannschen Konzeption werden zwei verbreitete Lösungsvarianten der Gesellschaftstheorie ausgeschlossen bzw. als nicht zureichend eingestuft. Einmal der Weg einer *gesamtgemeinschaftlichen* Regulierung, sei es über die Institutionalisierung oder faktische Durchsetzung des Primats *eines* und also alle anderen dominierenden Funktionssystemes (etwa Politik, Religion, Ökonomie), sei es über die Spitze einer Stände-, Schichten- oder Klassenhierarchie.⁹ Letzteres ist für ihn (historisch) durch das Primat funktionaler Gesellschaftsdifferenzierung überwunden, ersteres ist bei konsequenter Fassung des Primats funktionaler Differenzierung nicht denkbar: Wie unterschiedlich die Bedeutung einzelner Funktionssysteme in unterschiedlichen historischen Situationen und sozialen Belangen auch sein mag, weil sie allesamt *notwendig* sind, kön-

nen sie nicht in einer allgemeingültigen Rangordnung fixiert werden.

Zum anderen wird das Problem der Regulation für Luhmann nicht durch *Leistungsverkehr* zwischen den Teilsystemen gelöst (vgl. Tyrell 1978, 190f.), etwa nach dem Modell einer sich selbst regulierenden Tauschwirtschaft. Zwischen den Teilsystemen finden keine direkten Steuerungen statt, wodurch u.a. Störungen in der jeweiligen Umwelt abgefedert werden können. In seiner Konzeption wird vielmehr das Problem der Regulation durch Bezug eines jeden Systems *auf sich selbst* gelöst, also auf die denkbar indirekteste Weise. Die Funktion (für das Gesamtsystem) und die Leistungen (für andere Teilsysteme) werden in erster Linie über den Weg der selbstreferenziellen Kommunikation reguliert. Am Beispiel des politischen Systems wurde bereits nachgezeichnet, wie das System die Selbstkontakte seiner internen Kommunikation zur Umweltwahrnehmung einsetzen muß, wurde zugleich deutlich, welche Defizite mit dieser Operationsweise verbunden sein können.

Und dies gilt allgemein, auch in dieser Theorieversion bleibt das Problem, wie funktional differenzierte Gesellschaftssysteme sich regulieren, äußerst brisant. Eine Brisanz, die Luhmann vor allem dort anspricht, wo er auf neuartige Problemlagen zu sprechen kommt, etwa auf erschöpfliche naturale Ressourcen oder auf technologische Risiken, also auf Probleme, die sich gerade aus der hohen Autonomie und selbstreferenziellen Arbeitsweise sozialer Funktionssysteme (etwa Wissenschaft, Industrie) ergeben und auf die auch er nur eine Antwort weiß: *politische* Regulierung (am deutlichsten 79f.). Mit anderen Worten: er verabschiedet sich von seinem ansonsten vehement vorgetragenen *restriktiven* Politikbegriff immer dann, wenn er auf diese neuartigen, in den letzten Jahrzehnten in Zahl und Komplexität wachsenden Probleme Bezug nimmt. Was aber garantiert, daß diese Entwicklung und zunehmende staatliche Regulierungen nicht letztendlich zu einem Primat der Politik kumulieren?

Nun, Luhmann teilt weder diese Perspektive noch diese Forderung. Darum geht es hier aber auch gar nicht, auch nicht um eine Behauptung, das Thema »Wohlfahrtsstaat« oder die gesamte politische Lage heute sei mit seinem theoretischen Apparat nicht darzustellen (was angesichts dessen Abmessungen wie angesichts des sonstigen Angebots an politischen Analysen ein Scherz wäre). Daß dieser Apparat in der politischen Analyse an *eigene* Grenzen stößt, daß Luhmann von Grundlinien seines Konzepts sozialer Differenzierung abweichen muß, ist alles, was hier anzudeuten war. In beiden hier ausgewählten Fällen wird das Primat der funktionalen Differenzierung deutlich abgeschwächt. Expandierende politische Regulierungen sowie »Entdifferenzierung« als Bedingung für Individualität stehen quer zum Konzept.

Es ist bekannt, daß beide Punkte auch unter weniger abstrakten Titeln wie etwa »autonomer Sektor« und »Atomstaat« diskutiert werden. Um das Motto meiner Kritik gegen ein krasses Mißverständnis abzusichern, eine abschließende Überlegung zu dieser Diskussion.¹⁰ Wenn in ihr zuweilen die Utopie einer dualen Gesellschaftsstruktur gezeichnet wird (eine Utopie vielleicht, die über aktuelles Material verfügt und dann das strapazierte Blochsche Attribut »konkret« verdient hätte), einer Gesellschaft also, in der Räume und Segmente für individuelle Autonomie und kollektive Selbstverwaltung gegen industrielle und bürokratische Macht abgesichert und ausgedehnt werden, die von der Rationalität industrieller und bürokratischer Organisation profitiert und diese zugleich mißtrauisch bewacht, dann wäre für eine solche Gesellschaft das Problem der Regulation nicht minder schwierig als für die heutige. In beiderlei Hinsicht, zur Sicherung und zum Ausbau autonomer Sektoren wie zur Entschärfung industrieller und technologischer Systemrisiken für Umwelt und Leben, bedingt *diese* Regulation das Primat der Politik — allerdings eines, das sich in Form und Inhalt deutlich von alten Hüten unterscheidet!

Inhaltlich gesehen ginge es weder um eine organisatorische Erfassung von Gesellschaft

noch um ihre Regulation per Zentralplan. Politik wäre zunächst mit der Frage befaßt, welche sozialen Felder und Funktionen nach welchen Prinzipien gesteuert werden, sei es durch Selbstverwaltung, sei es durch zentrale Planung oder marktförmige Steuerung. Und dies nicht nach starrer Eins-Zu-Eins-Korrespondenz, ein Sektor, ein Steuerungsprinzip, sondern in der Regel unter Gesichtspunkten der Kombination. So schnell läßt sich kein Feld finden (Erziehung, Gesundheit, Konsum, Produktion usw.), das »vernünftig« nur nach einem Prinzip gesteuert werden könnte. Von der Form her gesehen, wäre eine solche Politik weder als zentralistische Bürokratie noch als radikalisierte Parlamentarismus noch als kunstvoll geschachtelte Rätepyramide denkbar. Eine *duale* Konstruktion von Gesellschaft ist mit keiner *monistischen* Konstruktion von Politik vereinbar. Aber ohne die theoretischen und historischen Gründe für eine solche Kombination auch nur andeuten zu können: Politik wäre hier als ein System verfaßt, das *plebiszitäre* (etwa Referendum), *parlamentarische* (Opposition, spezifizierter Gewaltenteilungsmodus etwa) und Formen *direkter* Demokratie (etwa Selbstverwaltung) verbindet. Und ein Reiz für politische Theorie, die nicht auf Blindflug setzt, läge darin, das schöne Leitmotiv einer solchen schönen Gesellschaft: Autonomie aller, wo immer möglich, nach derartigen Kombinationsmustern mit Wirklichkeit zu verstricken.

Soweit der Traum. Hier und nicht nur in Polen.

Anmerkungen

- 1 H. Rudolph: »Die Zeit«, 4.12.1981, 17.
- 2 Im großen und ganzen: *Inklusion* nach T.H. Marshall und T. Parsons; *Selbstreferenz* durch sozialwissenschaftlichen Zugriff auf neuere Forschungen zur allgemeinen Systemtheorie, Kybernetik und Erkenntnistheorie (auch für Luhmann eine »noch kaum verlässliche Grundlage«); Aspekte der *Binnendifferenzierung* der Politik auf der Linie seiner eigenen, älteren Studien zur politischen Soziologie.
- 3 Das Buch schweigt sich zu dieser Frage gerade dort aus, wo für »weniger Politik« plädiert wird und nun ja mal die Effekte durchzurechnen wären. In einem jüngeren Beitrag (1981c, 14f.) wird allerdings die Frage eines möglichen »Zurückschlagens« gestellt.
- 4 Luhmann macht daraus keine Klage wegen »Unregierbarkeit«, dies liefe gegen seine Argumentation, die sich gegen politische Gesamtverantwortung ausspricht. Eine alternative Begründung struktureller »Unregierbarkeit« hat C. Offe vorgelegt (1979).
- 5 Vgl. dazu Offe 1981. Ob die Probleme des Wohlfahrtsstaates »selbstproduziert« sind oder »vorgefunden« sind, wird hier präziser beantwortet als bei Luhmann. Zum Verhältnis ökonomischer und politischer Krisentypen siehe auch Berger 1981. Beide Texte können als Theorie-Alternative zu Luhmanns Texten vorgeschlagen werden.
- 6 Hier wäre die Frage zu stellen, ob diese Definition die historische und systemdifferentielle Identität des politischen Systems besser erfaßt als andere Versuche (Weber: legitime Gewalt; Parsons: Zweckerreichen; Schmitt: Freund-Feind-Differenzierung usw. usf.). Einige Marxisten würden natürlich die Frage stellen, was nach den kollektiv-bindenden Entscheidungen von Exxon noch für die US-Administration übrigbleibt. Abweichend davon vgl. Kostede 1980, 1. Teil.
- 7 Zur Einführung: Luhmann 1975; ansonsten Luhmann 1981d, Kapitel 1, 9-71; ders. 1981e und 1981f.
- 8 1981a, 30 und 125; insbesondere 1981c, 9f. Neben älteren Themenstellungen dieser Art (etwa bei Ch. Tilly) bezieht sich Luhmann vor allem auf eine neuere Diskussion: Buß/Schöps 1979 und Halfmann/Japp 1981.
- 9 Auf das Thema Klassendifferenzierung vs. funktionale Differenzierung gehe ich hier nicht ein, auch nicht auf die Frage nach einem »Primat der Ökonomie«, etwa in der marxistischen Theorie. Hier geht es um das politische Primat und in beiden Richtungen herrscht Übereinstimmung: daß dieses *nicht* institutionalisiert ist.
- 10 Um zu diesen zwei Themen nur die bekanntesten Autoren zu nennen: Jungk 1978 und Gorz 1980; zum folgenden vgl. auch Berger/Kostede 1981.

Literaturverzeichnis

- Berger, J., 1981:* Changing crises-types in western societies, in: Praxis International, Vol.1 No.3, 230-239
- Berger, J./Kostede, N., 1981:* Wie autonom ist der autonome Sektor? — Zum neuen Buch von A. Gorz: »Abschied vom Proletariat«, in: Ästhetik & Kommunikation, Jg.10, Heft 43. Berlin/W., 98-105
- Buß, E./Schöps, M., 1979:* Die gesellschaftliche Entdifferenzierung, in: Zeitschrift für Soziologie, Jg.8, Heft 4. Stuttgart, 315-329
- Gorz, A., 1980:* Abschied vom Proletariat, Frankfurt/M.
- Halfmann, J./Japp, K.P., 1981:* Grenzen sozialer Differenzierung — Grenzen des Wachstums öffentlicher Sozialdienste, in: Zeitschrift für Soziologie, Jg.10, Heft 3. Stuttgart, 244-255
- Jungk, R., 1978:* Der Atomstaat. München
- Kostede, N., 1980:* Staat und Demokratie. Studien zur politischen Theorie des Marxismus. Darmstadt/Neuwied
- Lepage, H., 1979:* Der Kapitalismus von morgen. Frankfurt/M.-New York.
- Luhmann, N., 1970:* Soziologie des politischen Systems, in: ders.: Soziologische Aufklärung 1. Opladen, 154-177
- Luhmann, N., 1975:* Systemtheorie, Evolutionstheorie und Kommunikationstheorie, in: ders.: Soziologische Aufklärung 2. Opladen, 193-203
- Luhmann, N., 1978:* Die Organisationsmittel des Wohlfahrtsstaates und ihre Grenzen, in: H. Geißler (Hrsg.): Verwaltete Bürger — Gesellschaft in Fesseln. Frankfurt/M.-Berlin-Wien, 112-120
- Luhmann, N., 1981a:* Politische Theorie im Wohlfahrtsstaat, München/Wien
- Luhmann, N., 1981b:* Theoretische Orientierung der Politik, in: ders.: Soziologische Aufklärung 3. Opladen, 287-292
- Luhmann, N., 1981c:* Der Wohlfahrtsstaat als politisches und theoretisches Problem. Vortrag auf der ISSOCO-Tagung. Turin (unveröffentl. Manuskript)
- Luhmann, N., 1981d:* Gesellschaftsstruktur und Semantik, Bd.1. Frankfurt/M.
- Luhmann, 1981e:* Identitätsgebrauch in selbstsubstitutiven Ordnungen, besonders Gesellschaften, in: ders.: Soziologische Aufklärung 3. Opladen, 198-227
- Luhmann, N., 1981f:* Interpenetration — Zum Verhältnis personaler und sozialer Systeme, in: ders.: Soziologische Aufklärung 3. Opladen, 151-169
- Offe, C., 1979:* »Unregierbarkeit« — Zur Renaissance konservativer Krisentheorien, in: J. Habermas (Hrsg.): Stichworte zur »Geistigen Situation der Zeit«, Bd.1. Frankfurt/M. 294-318
- Offe, C., 1981:* Some contradictions of the modern welfare state, in: Praxis International, Vol.1 No.3, 219-229
- Tyrell, H., 1978:* Anfragen an die Theorie der gesellschaftlichen Differenzierung, in: Zeitschrift für Soziologie, Jg.7, Heft 2. Stuttgart, 175-193

Gulliver, Deutsch-Englische Jahrbücher, Band 11

Literaturdidaktik

16,80 DM (f. Stud. 13,80 DM) AS 81: ISBN 3-88619-081-1

neu im Mai '82

Gulliver 11 informiert über zentrale Fragen des fremd- und muttersprachlichen Literaturunterrichts, behandelt literaturdidaktische Konzepte, bereitet Ergebnisse der empirischen Leseforschung auf, untersucht die Rolle der Lerngruppe bei der Erarbeitung von Texten, diskutiert Probleme der Literaturaneignung in fremder Sprache, zeigt Ansatzpunkte einer emanzipatorischen Literaturdidaktik. Eine Unterrichtseinheit leitet exemplarisch dazu an, fremdkulturelle Aspekte literarischer Texte zu erarbeiten.

GULLIVER erscheint zweimal jährlich und kann abonniert oder im Rahmen eines AS-Auswahl-labos (mind. 3 aus ca. 20 einer Jahresproduktion) bezogen werden. Informationen gibt der Argument-Vertrieb. (Abo-Preis: 14,80 DM/12,80 DM f. Stud., jeweils incl. Versandkosten)

Argument-Vertrieb Tegeler Str. 6 1000 Berlin 65

ARGUMENT-VERLAG BERLIN

Zur Diskussion gestellt

Wieland Efferding

Thesen zu Polen

»Die kommunistische Gesellschaft mit den Händen der Kommunisten aufbauen zu wollen ist eine kindische, eine ganz kindische Idee. Die Kommunisten sind ein Tropfen im Meer, ein Tropfen im Volksmeer.«
(Lenin 1922, LW 33,277)

1. Ausgangspunkt, beschleunigendes und letztlich determinierendes Moment der polnischen Entwicklung ist die bisher schwerste Wirtschaftskrise eines sozialistischen Landes seit 1945. Jede Veränderung im Politischen wird von den Massen unwillkürlich daran gemessen, ob sie einen Beitrag zur Wiederherstellung des zersetzten Reproduktionszusammenhangs leistet. Wenn wir aber von »der Wirtschaftskrise« als Verursacherin reden, wird alles falsch. *Die Parteiführung* beschloß zu einer Zeit, als andere Kommunistische Parteien Kurs auf erhöhte Konsumgüterproduktion nahmen, eine enorme Ausdehnung der Produktion von Produktionsmitteln. Mitte der 70er Jahre wurden etwa zehn Prozent des gesellschaftlichen Mehrprodukts mehr reinvestiert als Mitte der 60er Jahre. Hochproduktive westliche Technologie sollte binnen weniger Jahre Exporte ermöglichen, mit deren Devisenerlösen die Kredite getilgt und die Konsumbedürfnisse der Bevölkerung befriedigt werden sollten. Das Programm ist katastrophal gescheitert. Erklärungen, Gierek habe sich »übernommen«, greifen zu kurz. In den 70er Jahren sank bei wachsenden Investitionen die Produktivität der Arbeit (vgl. Nuti 1981 a u. b). Mit Produktionsmitteln aus dem Westen konnte die Produktivität der polnischen Arbeiter nicht auch eingekauft werden. Ohne die Entwicklung einer neuen Arbeitskultur, ohne die politische Entfesselung der Arbeit mußte das ganze ein ungeheurer Ausverkauf von gesellschaftlichem Mehrprodukt an das kapitalistische Ausland werden. Vieles spricht dafür, daß die »Wirtschaftskrise« umfaßt ist von einer Krise des Zusammenhangs von Klassen, Partei und Staat. Die Planung ist ein Politikum. Durch die staatliche Zentralisierung und Bürokratisierung sind die Arbeiter aus der Planung ihrer Produktion weitgehend ausgeschaltet. Mit der All-Kompetenz für die Planung hat der Staat auch die Verantwortung für die Fehlplanung an sich gezogen. Soweit es die Partei mehr mit dem Staat als mit den Arbeitern hält, stabilisiert sie das Kompetenzgefälle und handelt sich die globale Anrechnung von »Fehlern« ein. Aus soziologischen Untersuchungen weiß man, daß die Arbeiter eher mangelnde Demokratie hinnehmen, als daß es in der Produktion nicht klappt. Die Arbeiterpartei ist zur Organisation der Kräfte der Arbeit kaum mehr fähig. — Das Bündnis von Arbeitern und Bauern ist zerbrochen — wie 1920 in Rußland halten die Bauern die Lebensmittel zurück, die Arbeiter geben ihnen nichts zum Eintauschen. Sind die Formen der politischen Selbstorganisation und -artikulation der Klassen geschwächt, fehlt ein »Terrain«, auf dem sie ihre Gegensätze selbst austragen können, so bekommen Ware und Geld ein Stück ihrer dinglichen Gewalt über die Menschen zurück. Allerdings sind sie, im Unterschied zum Kapitalismus, direkt mit dem Staat verknüpft. Im Protest gegen die Erhöhung der Fleischpreise können wir die Verknötung der Widersprüche exemplarisch erkennen. Mit der künstlichen Verbilligung des Fleisches ist der Konflikt zwischen industrieller und agrarischer Arbeit nur verschoben in die Konsum-

sphäre: die Preise sind erschwinglich, aber für die Bauern kein Anreiz. Der Arbeiterprotest gegen eine Preiserhöhung, getragen vom traditionellen Anspruch auf ausreichende Versorgung mit Fleisch zu einem »angemessenen Preis«, richtet sich zugleich gegen die Regierung *und* gegen das Interesse der Bauern (vgl. zur Parallele die »moralische Ökonomie« der englischen Unterschichten in den Lebensmittelunruhen des 18. Jahrhunderts, Thompson 1980). Gerade dadurch, daß alle Macht zur Lösung des Problems beim Staat konzentriert ist, wird es unlösbar und der Klassenunterschied verschärft sich zum Antagonismus.

2. Der Schlüssel zum Verständnis der polnischen Krise liegt bei der Partei. Der große Umbau aller Verhältnisse und gesellschaftlichen Instanzen kann nur durch die Entfesselung der Kräfte gelingen, »die über sich keine Gewalt kennen und keine Macht außer der Macht ihrer eigenen Vereinigung« (Lenin, LW 29, 412). Aber die Eroberung des Staates durch die Volksmassen ist auch der Einstieg in ihn. Während einer langen Periode bleibt er eine Macht »über« ihrer eigenen Vereinigung. Der sozialistische Staat droht ständig, ihnen die Formen der Selbstvergesellschaftung wieder zu entfremden. Eine Verstaatlichung der sozialen Bewegung kann, wie im Stalinismus, eine allgemeine Re-Ideologisierung der gesellschaftlichen Verhältnisse auslösen. Die Partei muß die Austragung dieses in jedem sozialistischen Projekt unvermeidlichen Widerspruchs organisieren. Die Balance zu halten zwischen dem Kampf in den ideologischen Formen und dem Sturz der »ideologischen Mächte« (Engels) wird schwierig, wenn, wie in Polen, die Revolution importiert und überwiegend von oben durchgeführt wird. Hier müßte die Partei umso mehr erste anti-ideologische Macht sein. In der Betonung der »Führung«, die sich auf Bündnisfähigkeit, Einheit und Spaltung der Klasse bezieht, geht leicht die Aufgabe unter, die permanente Zerreißprobe zu bestehen zwischen syndikalistischem Aufgeben des sozialistischen Projekts und etatistischer Auslöschung der sozialen Bewegung.

3. Mitunter wird von einer Hegemoniekrise der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei gesprochen. Es ist aber fraglich, ob sie zuvor überhaupt eine hegemoniale Partei war. »Hegemonie« bedeutet hier, einen politischen »Raum« zu gestalten, in dem verschiedene und gegensätzliche Klassen, soziale Bewegungen und Kulturen sich autonom so betätigen können, daß doch ein gemeinsames Ziel, eine sozialistische Gesellschaft entsteht. Aber die anderen Parteien sind nicht autonom, die kommunistische Partei ist als praktisches Verbot zur Gründung anderer Parteien organisiert. Der Standpunkt der sozialen Bewegung, von dem aus der Staat kontrolliert werden sollte, ist weitgehend aufgegeben bzw. auf die untere Parteiebene abgedrängt und paralytisiert. Die Partei umfaßt formell den gesamten Staat (im Sinne von Gramscis »integrale Staat«) und ist von der Staatlichkeit durchdrungen. Sie hat die personelle Kontrolle über den Staat um den Preis, daß der Staat ihr seine Rekrutierungs- und Karriereformen einpflanzt. Zwar geht der Gegensatz von Regierenden und Regierten, von »oben« und »unten« durch die Partei hindurch, seine produktive Austragung ist aber durch die Undurchlässigkeit der innerparteilichen Hierarchie stillgestellt. Die politische Funktion der Partei wird durch die der öffentlichen Ordnung verdrängt. Die solidarische Assoziation von Genossen wird konterkariert durch die Etablierung eines disziplinarischen Verhältnisses von Parteiapparat und Mitglied, das sich dem Verhältnis von Staat und Individuum annähert. Die Parteifunktion, Herstellen eines Zusammenhangs durch die Orientierung auf ein »Projekt«, überlebt in der symbolischen Präsentation der Tradition der Arbeiterbewegung und in der rituellen Artikulation der Staatlichkeit mit dem wissenschaftlichen Sozialismus.

4. In Polen ist der Marxismus tot, toter als in anderen sozialistischen Ländern. In Polen konnte es passieren, daß eine scharfe und grundlegende Kritik an Lenin zum Ladenahter wurde (Felix Tychs Vorwort zur Neuauflage von »Die proletarische Revolution und der Renegat Kautsky«). Für Auffassungen, wonach die »Ideologie« das eigentlich Konstitutive einer Partei ist, gibt das Anlaß, an der »Glaubwürdigkeit« des Marxismus zu zweifeln. Die Anatomie der Herrschaft, des Gegen- und Zusammenspiels der gesellschaftlichen Instanzen, das die Wirkung von Theorien bzw. Ideen erst ermöglicht, bleibt dabei ausgeblendet. Die Frage nach der »Glaubwürdigkeit« muß übersetzt werden in die nach der Position der Intellektuellen im Verhältnis von Klasse-Partei-Staat. Der »wissenschaftliche Sozialismus« sollte, nach dem Verständnis seiner Begründer, das Gegenteil von »Ideologie« sein: eine für jeden zugängliche, demokratische Einsicht in die Verhältnisse und ihre Veränderbarkeit; nichts Höheres, keine ewigen Ideen, die über der wirklichen Bewegung thronen und ihr Vorschriften machen. Dazu gehört ein Bewußtsein von der prekären Stellung der Intellektuellen in der gesellschaftlichen Teilung der Arbeit, ihrer Nähe zum Staat sowie der Käuflichkeit des Denkens. Wird der wissenschaftliche Sozialismus zur Staatsdoktrin erhoben, zu »dem Marxismus-Leninismus«, ändern sich sein Verhältnis zu den Massen und seine Produktionsweise. Die Verschmelzung der Partei mit dem Staat droht ständig die Ausarbeitung einer wissenschaftlichen Weltanschauung der Staatsräson zu unterwerfen: eine Art Verbeamtung der Wahrheit. Sätze, die in bestimmten Situationen revolutionäre Wahrheiten enthielten, werden von staatlich indienstgenommenen Denkern als Fixsterne an den Ideenhimmel des realen Sozialismus geheftet. In ihrem Licht erglänzen die wirklichen Inhaber der Macht als bloße Vollstrecker dieser Wahrheiten. Ein Abglanz der revolutionären Massen existiert noch in der Anrufung ihrer Taten durch die Führer von Partei und Staat. Der wirkliche Heroismus wird in der Heroisierung erstickt. Je schärfer der Widerspruch wird zwischen dem marxistischen Offizialdiskurs und den wirklichen Erfahrungen der Massen, desto mehr floriert der »schwarze Markt« an heimlich konkurrierenden Angeboten, die Welt zu denken. Die inoffiziell herrschende Form des Verhältnisses zum offiziellen Marxismus wird der Zynismus. Die Entfremdung des wissenschaftlichen Sozialismus zur Staatsideologie produziert ihre eigene Dissidenz unter den Intellektuellen. Unter den steinernen Denkmälern von Marx und Lenin geistern Nietzsche und Heidegger.

5. Vermutlich gilt über Polen hinaus, daß die verwaisten Plätze einer möglichen Hegemonie von anderen Mächten als der Partei besetzt werden. Die katholische Kirche ist offenbar überlegen in der Stiftung eines kulturellen und weltanschaulichen Zusammenhalts in der Bevölkerung. Dafür sind wahrscheinlich nicht nur ihre historische Bedeutung als Repräsentantin der Einheit der Nation und die Schwäche der polnischen Sozialisten in diesem Punkt verantwortlich (z.B. Rosa Luxemburgs abstrakter Internationalismus, vgl. Bertone 1981). Vielleicht hätte, auch gegen den Druck imperialistischer Konkurrenz und Diversion, unter den Bedingungen einer schwachen Kommunistischen Partei und einer übermächtigen Kleinbauernschaft ein deutlich vom sowjetischen Muster abweichender Weg zum Sozialismus eingeschlagen werden müssen. Statt den Führungsanspruch mit Staatsmacht durchzusetzen, hätte die Partei nach 1945 ihre Stärke in der pluralistischen Einbindung der verschiedenen Klassen und ihrer Organe in ein gemeinsames Projekt gegen Faschismus und Imperialismus entwickeln können. Durch die permanente Verletzung der Regeln von Selbstregierung und Konsens entstand im Ideologischen ein anorganischer Pluralismus, eine Krise des Staates, die teils durch Repression

latent gehalten wurde. Die Verschiebung des Hegemonieproblems auf Administration und Staatsrituale einerseits, auf einen latent gehaltenen Pluralismus andererseits, bewirkte eine enorme Ideologisierung, eine permanente Übersetzung von Tendenzen der Selbstvergesellschaftung in die Unterstellung unter höhere Werte (kein Zufall, daß die »Programmthesen« von Solidarność mit einem Kapitel über »Grundwerte« beginnen). Der unbewältigte Gegensatz von Volk und Staat tritt in den Vordergrund, vielfältige Artikulationen von popular-demokratischen Gegensätzen konkurrieren miteinander oder überkreuzen sich.

6. Die »Aufteilung« der Hegemonie auf inoffizielle Mächte, der anorganische Pluralismus und die Konzentration der Partei auf Administration und Repression setzen auf dem anderen Pol eine Flut von Individualisierung und Desorganisation frei, gestützt und verstärkt durch Warenproduktion und Privateigentum der Bauern. Der Staat scheint sich darauf eingestellt zu haben. In den durch Fehlplanung und Korruption eingesprengten Freiräumen der sozialistischen Planwirtschaft gibt es Tauschgeschäfte zwischen Arbeitern und Staat: höhere Fleischrationen gegen Stillhalten. Von der frühen Phase der Streikbewegung vom Sommer 1980 gibt es Berichte darüber, daß in die strategischen Gebiete der Bergbau- und Werftarbeiter Fleisch geschafft wurde, das dann in anderen Gebieten fehlte. Die Rechnung ging letztlich nicht auf. Immerhin — wir haben hier den Hinweis auf eine Art latenten Korporatismus, der an die Stelle solidarischer und öffentlicher Formen der Austragung von sozialen Gegensätzen tritt. Weitgehend abgeschnitten von politischen Kompetenzen, zurückverwiesen auf das »ökonomische Interesse«, sind die Arbeiter in die Position einer latenten Tarifpartei gegenüber dem Staat gesetzt. Deutlicher als im Kapitalismus erscheint im Sozialismus die Reduktion aufs Ökonomische, der trade-unionistische Verhandlungsstandpunkt als Macht nur im Rahmen einer umfassenden politischen Ohnmacht. Die Institutionen zur Artikulation und Integration von »Interessen« sind unterentwickelt. Der Mangel an zu Verteilendem in der Krise setzt deshalb wohl eine raschere und explosivere Dynamik in Gang, zumal wenn — wie in Polen — das Versprechen auf Konsumsteigerung zum zentralen Glied der wirtschaftspolitischen Strategie wird. Als dann größere Gruppen von Intellektuellen ihren Dissens mit der Parteiführung offen artikulierten und Alternativprogramme verfaßten, die von einer neuen Arbeiterbewegung ergriffen werden konnten, da war die »Verdichtung der Krise« (Ridder 1981) da: die gegeneinander verschobenen und separat »stillgestellten« Widersprüche des sozialistischen Konsumismus und des Staatsmarxismus überlagerten sich und ließen das Hegemonie-Problem aufbrechen.

7. Manche sehen eine Rechtfertigung des Ausnahmezustands in der Existenz von offenem Antisozialismus in der oppositionellen Arbeiterbewegung. Womöglich ist aber doch aus den verkrusteten Strukturen gar kein Fortkommen in Richtung Kommunismus denkbar, ohne daß bei ihrem Aufbrechen sich alle latenten Strömungen artikulieren, also auch der Antisozialismus. Die Abstoßung aller spontanen Versuche der Selbstorganisation durch Partei und Staat organisiert auf dem Gegenpol eine große Negativ-Koalition. In der Einigkeit der Ablehnung dieses Staates sind die Gegensätze zwischen sozialistischen, religiös-demokratischen, klerikalen, kleinbürgerlichen und antisozialistischen Kräften verbunden. Nur wenn die Partei ihre Artikulation zuläßt, kann sie sie desartikulieren und sich mit den progressiven verbünden. Die Erfindung hegemonialer Formen innerhalb der Partei, eine Art innerer Pluralismus, wie er im Vorfeld des Parteitags vom Juni 1981 ansatzweise zu beobachten war, könnte Koalitionen quer zu den beiden

Blöcken hervorrufen. Das Militärregime drückt den »Anti-Block« in den Untergrund, schweißßt ihn aber womöglich fester zusammen.

8. Die »autonome Gewerkschaft« zu feiern, hatte ebenso einen falschen Zungenschlag wie die Klage, Solidarność habe Partei werden wollen. Überläßt nicht die Arbeiterbewegung in der »Autonomie« die Politik der Staatspartei? — Der Autonomie-Begriff ist doppeldeutig. Er kann die überfällige Loslösung von einer dominanten Staatspartei signalisieren. Er kann aber auch die Festschreibung einer in der Militanz letztlich gegenüber dem Staat ohnmächtigen Arbeiterbewegung bedeuten. — Die Entwicklung spricht dafür, daß Solidarność weder hätte »Gewerkschaft bleiben« können, noch ihre Übernahme von Parteifunktionen als solche den Ausnahmezustand provozierte. Wo der Staat die Ökonomie führt und streikende Arbeiter inhaftiert, werden ökonomische Fragen sofort zu politischen, die Gewerkschaft zur »Partei«. Die Diskussion von politischen Fragen, die Ausarbeitung von Kohärenz, einer »Linie« hätte — wie es sich auf dem ersten Gewerkschaftstag im September 1981 andeutete — zu einer inneren Differenzierung und zur Klärung der Fronten beitragen können. Allerdings mußte die Tabuisierung der Parteigründung die Kräfte in der Gewerkschaft stärken, die gegen eine Übernahme politischer Verantwortung waren. Die Übernahme von Parteifunktionen hätte auch bedeutet: ein Wirtschaftsreformprogramm auszuarbeiten und für seine Realisierung mit Verantwortung zu übernehmen. Die Agitatoren der »Negativ-Koalition« sprachen dagegen, wohl wissend, daß die Übernahme solcher politischer Funktionen eine Differenzierung der Anhängerschaft bewirken müßte. Die »autonome«, militante, vom Staat nur fordernde Gewerkschaft war zugleich der Punkt größtmöglicher Einigung und Stabilität von Solidarność nach innen *und* die Garantie für eine Destabilisierung des Ganzen. In der Vorstellung, die sich im Sommer 1981 durchgesetzt hat, daß autonomisierte und auf Rentabilität umgestellte Betriebe Arbeitslose produzieren würden, daß der Staat für diese sorgen sollte und daß ihm die Investitionsmittel dafür weitgehend entzogen werden sollten — in dieser inkonsistenten Vorstellung ist exemplarisch die »Autonomie« der staatlichen Macht unterstellt und ihr Zuschlagen vorprogrammiert. Der den oppositionellen Block einigende »Trade-Unionismus«, der auf die Verschmelzung von Partei und Staat reagiert, drückt den Staat in die Position eines »Gesamtunternehmers« als gegnerische Tarifpartei. Zugleich soll er seine ausgesetzte Aufgabe als gesamtgesellschaftliche Planungs- und Leitungsinstanz wiederaufnehmen. Im Herbst 1981 scheint sich in Solidarność die Einsicht durchgesetzt zu haben, daß die »Vergesellschaftung des Staates« bis oben hinauf getrieben werden muß. Von der Übernahme der wirtschaftlichen Macht war die Rede und von der Bildung einer zweiten parlamentarischen Kammer für die wirtschaftliche Demokratie. Offenbar war die Konfrontation schon so verhärtet, daß die Vorschläge nicht mehr als Reformen des Staates, sondern nur noch als sein Sturz wahrgenommen wurden.

9. Soweit man das heute beurteilen kann, lag die Chance zur Überwindung der gegenseitigen Blockierung der Kräfte in einem Bündnis zwischen dem Reformflügel der Partei und der gemäßigten Gruppe der Gewerkschaft um Walesa. Dies Bündnis hätte getragen werden müssen durch die Weiterführung einer Demokratisierung/Pluralisierung der Partei (»horizontale Strukturen«) und eine gleichzeitige Übernahme von Parteifunktionen durch die Gewerkschaft. Der Parteitag vom Juni 1981 hat dagegen eine Diffusion des Reformflügels gebracht. Die Reform der organisatorischen Strukturen wurde abgebrochen. Zwar hatte sich auf dem Gewerkschaftstag im September noch einmal der Re-

formflügel um Walesa durchgesetzt. Aber durch die absehbare gegenseitige Blockierung von Gewerkschaft und Partei, durch die Verschleppung der dringenden Wirtschaftsreformen, konnten die Stimmen in Solidarność an Gewicht gewinnen, die auf eine Machtübernahme ohne Bündnis spekulierten. Zugleich waren die politischen Reserven der Partei ausgespielt, ihre militärische Reserve trat in den Vordergrund. Was derzeit geschieht, ist der Versuch einer »passiven Revolution« (Gramsci), deren Erfolgsbedingungen aber nicht abzusehen sind. Sie verfügt über keine populistischen Potentiale, zur Bindung größerer Teile der Bevölkerung an den Staat fehlen ihr die Mittel. Sie reproduziert die Bedingungen des Dilemmas, es muß einen nächsten polnischen Sommer geben.

10. Der Kapitalismus brauchte mehr als 300 Jahre, um sich durchzusetzen. Warum sollte es dem Sozialismus anders gehen? Die »Durchsetzung« des Kapitalismus war vielfach »nur« seine Fähigkeit, mit den Trümmern der alten Gesellschaften etwas anzufangen, Teile ganz zu übernehmen, ohne die Herrschaft zu verlieren. Das lernt der Sozialismus mühsam. Im polnischen Ausnahmezustand sehen die einen den Sieg, die anderen die Niederlage der Konterrevolution. Beiden gemeinsam ist die bequeme Voraussetzung der »Reinheit« des Sozialismus — eine naive Vorstellung auf einem Terrain, wo die Gesellschaftssysteme sich gegenseitig durchdringen und miteinander ringen. Vielleicht ist eine solche Betrachtungsweise nützlicher: auf unserer Seite immer raffiniertere und gefährlichere Überlebensversuche des Kapitalismus; in den sozialistischen Ländern fortgesetzte Versuche vom Typ »polnischer Sommer«, zum Kommunismus überzugehen, teils von Kommunisten behindert, teils von Menschen getragen, die mit dem Kommunismus nichts im Sinn haben. Ganz wichtig, das scheint Polen zu lehren, wird, mit zwei Mächten des Alten sozialistisch umgehen zu lernen: dem Staat und dem Geld. Ein weiterer Schub in der Entfesselung von Ware und Geld kündigt sich in mehreren Ländern Osteuropas an. Die unvermeidlichen zentrifugalen Kräfte wurden bisher immer mit Zentralisierung und Bürokratisierung der politischen Kompetenzen beantwortet, die Spirale drehte sich weiter. Hier liegen die Aufgaben für Politik und Theorie.

Literaturverzeichnis

- Arato, A. 1981: Learning from Poland, in: Praxis International, Vol. 1 No. 2, July 1981, 206-211
- Arato, A. 1982: Gesellschaft contra Staat: Polen 1980/81, in: Moderne Zeiten 1/82, S.6
- Bertone, F. 1981: L'anomalia polacca. i rapporti tra Stato e Chiesa cattolica. Rom
- Elfferding, W./V. Gransow/M. Jäger 1980: Polen: Triumph des Sozialismus in den sozialistischen Ländern? in: Das Argument 124, 832-839
- Gremliza, H.L. 1982: Bis der Traum uns Sühne lacht, in: konkret 2/82, 6-9
- Ingrao, P. 1982: Es gibt andere Lösungen, in: sozialismus 1/82, 4-6
- Johnstone, M./A. Westphal 1981: Polen — zwischen historischem Kompromiß und Autoritarismus, in: spw 13, 84-94
- Johnstone, M. 1982: Polands Military Crackdown, in: Marxism Today February 1982, 13-16
- Nuti, D.M. 1981a: The Polish Crisis: Economic Factors and Constraints, in: Socialist Register 1981, 104-143
- Nuti, D.M. 1981b: Poland: Economic Collapse and Socialist Renewal, in: New Left Review 130, 23-36
- Programmthesen von Solidarność = Richtlinien für die Tätigkeit der Unabhängigen Selbstverwalteten Gewerkschaft »Solidarność« in der gegenwärtigen Situation des Landes (Diskussionsthesen), Februar/März 1981, hrsg. vom Westberliner Komitee »Solidarität mit Solidarność«
- Rakowski, M. 1981: Interview in spw 13, 71-79
- Resolution des Direktoriums der PCI v. 29.12.81 »Für einen neuen Sozialismus« in: sozialismus 1/82, 7-12
- Ridder, H. 1981: Die polnische Krise und wir. Referat vor der Hauptversammlung der deutsch-polnischen Gesellschaft am 7.11.1981 in Frankfurt/M., in: dzv v. 26.11.1981, S.5
- Sawicki, C. 1981: Die Entwicklung der »Solidarność«-Bewegung in Polen, in: Blätter f.d.t.u.int. Politik 11/81, 1354-1368
- SOST = Sozialistische Studiengruppen 1982: Polen — Realer Sozialismus am Ende, in: sozialismus 1/82, 13-15
- Tatur, M. 1981: Neue Arbeiterklasse oder fehlgeschlagene Sozialisation Bauerlicher Arbeiter? in: Leviathan 2/81, 263-283
- Thompson, E.P. 1980: Die »moralische Ökonomie« der englischen Unterschichten im 18. Jahrhundert, in: Plebejische Kultur und moralische Ökonomie. Aufsätze zur englischen Sozialgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts, hrsg. v. D. Groh, Frankfurt/Berlin/Wien 1980, 67-130
- Walesa, L. 1981: Interview in spw 13, 80-83
- Wolf, W./S.Engert 1981: Polen — Der lange Sommer der Solidarität, 2 Bde. Frankfurt/M.

Wolfgang Harich

Arbeiter und Aussteiger, einig gegen Atomraketen

Eigentlich hatte ich eine Buchbesprechung schreiben wollen: über Erhard Epplers »Wege aus der Gefahr«*. Infolge widriger Lebensumstände zog sich das 1981 so lange hin, bis mein Vorhaben nur noch durch Erweiterung zu retten war: über Eppler und seine Kritiker. Kaum hatte ich hierzu das Material beisammen, fuhr Richard Löwenthal mit seinen »Sechs Thesen zur Identität der Sozialdemokratie« dazwischen. Nun schien eine Abwandlung des Themas unumgänglich, hin zu dem in der Grundwertekommission der SPD aufgebrochenen Konflikt.

Oder nicht? Nach einigem Überlegen wurde mir klar, daß ich, hierauf mich einlassend, auf eine Leimrute kröche. Ausgerechnet im letzten *Argument*, das vor dem SPD-Parteitag herauskommen wird, würde ich mithelfen, die Konzentration der Delegierten auf Bändigung des Rüstungswahns durch Ersatzdebatten über Probleme minderer Dringlichkeit zu zerstreuen.

Auf dem letzten Bundespartei kongreß der Sozialdemokraten, 1979 in Westberlin, haben noch 60% grünes Licht für jenen verhängnisvollen »Doppelbeschluß« gegeben, den gleich danach, am 12. Dezember, die damalige Brüsseler NATO-Ratstagung faßte. Seither sind Ereignisse eingetreten, die dem die Grundlage entzogen haben — falls es eine solche, was zu bestreiten bleibt, je gab. Noch »vor Afghanistan« beerdigte der amerikanische Senat SALT II. Carter bereits erklärte die Golfregion zur »lebenswichtigen Interessensphäre« der USA und ging zu dem neuen Konzept der »chirurgischen« Nuklearraketenschläge über. Die Präsidentschaftswahl von 1980 gar brachte in Washington Leute, die Höheres als den Frieden kennen und Schlimmeres als den Krieg, an die Macht. Auf dem europäischen Schauplatz glauben sie, einen begrenzten Atomkrieg gewinnen zu können, und ungeniert äußerten sie die Absicht, die Sowjetunion zu Tode zu rüsten.

Den rüden Worten sind mittlerweile ihnen gemäße Taten gefolgt: ein gedanklich kaum nachvollziehbar gigantischer Rüstungshaushalt, der Befehl zum Bau der Neutronenwaffe (ohne Konsultation der Verbündeten), die Verhängung eines harten Embargos gegen die SU bei simultaner Stationierung der ersten 40 MX-Interkontinentalraketen — um nur einiges zu nennen. Es hieße an Wunder glauben, anzunehmen, daß die Genfer Verhandlungen über die Mittelstreckenraketen amerikanischerseits einen anderen Sinn haben könnten als den von Beschwichtigungstaktik, gerichtet gegen die in Westeuropa sich entfaltende Friedensbewegung.

Unter diesen Umständen wäre es angebracht, würde München während des SPD-Parteitags von Friedensdemonstrationen überflutet werden, gleich stark denen, die auf dem Evangelischen Kirchentag in Hamburg und am 10. Oktober in Bonn zusammenströmten, und fände sich diesmal, von den Massen ermutigt, eine Mehrheit an Delegierten, die den »Doppelbeschluß« zu Fall brächte. Sollten statt dessen Kontroversen über das Verhältnis von Ökonomie und Ökologie, über den Gegensatz von Arbeitern und Aussteigern u. dgl. im Mittelpunkt stehen, dann wäre die Ablenkung vom Überlebenswichtigsten geglückt und die Reagan, Haig, Weinberger hätten alle Aussicht, den Volkswiderstand gegen die »Dislozierung« der Pershing II und Cruise Missiles auf bundesdeutschem Boden so, wie sie es sich wünschen, mit Hilfe sozialliberaler Regierer in Bonn aufweichen zu können. Der zu erneuernde Bürgerblock, von Strauß über Kohl bis Genscher aus »Verantwortungsbewußtsein« für »Regierungsfähigkeit« geschmiedet, käme erst hinterdrein. Erst eine solche Koalition hätte die dann fertig installierte Atomzielscheibe

* Rowohlt Verlag, Reinbek 1981 (240 S., br., 24,— DM)

Westdeutschland für das Pentagon auch beliebig verfügbar zu machen. Noch sind Einschmeichler mehr gefragt als Einpeitscher.

Ob Erhard Eppler in München wird obsiegen können oder knapp sich halten oder ob es seinen Gegnern gelingen wird, ihn zur Strecke zu bringen, ist die für den Ausgang des Parteitags gravierendste personelle Frage. Eppler hat als einziges Präsidiumsmitglied der SPD den »Doppelbeschuß« von Anbeginn bekämpft. Zugleich Synodaler der EKD, wird er aber auch deren nächstem Kirchentag präsidieren, dessen Antikriegs-Potential sich an den Kundgebungen des vorigen ablesen ließ. Perspektivreich nimmt seine Autorität in der Ökologiebewegung sich aus, wo er einerseits die grünen Opponenten innerhalb der SPD anführt und wo andererseits die zur selbständigen Partei formierten Grünen, bei all ihrer basidemokratischen Aversion gegen Führungspersönlichkeiten, am liebsten ihn an ihrer Spitze sähen. Und wie sehr der politische Ökologismus sich in den neuen Friedenskampf eingebracht hat, bedarf keiner Erwähnung.

Eppler der Linken zuzuordnen fällt gleichwohl schwer. Nicht der Marxismus, der Geist des Evangeliums hat ihn geprägt. Außer Zweifel steht seine Abgrenzung gegen Kommunisten; siehe seine Kritik am »realen Sozialismus« in den »Wegen aus der Gefahr«. ¹ Ja, gegen eine Charakteristik, die ihn als strukturreformerisch im Dienst zu bewahrender Werte einschätzte, hätte er gewiß nichts einzuwenden. Der Begriff »Wertkonservatismus«, mit positivem Vorzeichen, stammt von ihm selbst.

Indes der höchste, meistgefährdete Wert, den es zu erhalten gilt, ist der Weltfrieden, und ihn verteidigt Eppler so kompromißlos, daß sein Grundanliegen halt doch mit der Linie der Parteilinken konvergiert. Das macht sein Schicksal zum Prüfstein dafür, was an friedenspolitischer Substanz in der großen, alten Partei des deutschen Sozialreformismus noch lebendig, noch mobilisierbar geblieben sein mag. Diese Partei hat, angefangen vom »Burgfrieden« 1914 bis hin zum Raketenbeschuß 1979, auch eine Tradition opportunistischer Anpassung an Kriegstreiber hinter sich. Epplers Niederlage würde bedeuten, daß die, unheilvoller denn je, sich fortsetzte.

Die Rezensionen über die »Wege aus der Gefahr« verheißen, meine ich, nichts Gutes. Wie die atlantische Fraktion der Großbourgeoisie es gern hätte, ist, gewohnt unmißverständlich, durch die »Frankfurter Allgemeine« deutlich gemacht worden. In ihr lieferte, am geschwindesten reagierend, Fromme einen an Gehässigkeit schwer überbietbaren Verriß, dessen Kürze man obendrein anmerkt, daß Totschweigen des Ärgernisses ihm lieber gewesen wäre. Doch deprimierender als die Feindseligkeit des erklärten Gegners wirkt, was die relativ freundlicher gestimmte Buchkritik links von der Mitte sich an mangelnder Aufmerksamkeit für das zeitgemäß Wesentlichste geleistet hat.

Auf den ersten Blick scheint der Autor da mit seiner Resonanz nicht unzufrieden sein zu können. Soweit er mit horizontlosem Krisenmanagement ins Gericht geht, die »Sachzwang«-Ideologie aufs Korn nimmt, polemisch die Fetischisierung von Wirtschaftswachstum abfertigt, die Umriss einer neuen Ethik skizziert oder auch Kriterien aufstellt, anhand deren der heutige Ökologismus von einstiger romantisch-reaktionärer Zivilisationskritik unterschieden werden kann, soweit werden seine Darlegungen entweder sympathisierend nachvollzogen oder mit maßvollen Vorbehalten in Frage gestellt. Eine umfassende Widerlegung hat niemand versucht, und scheinbar hat der angegriffene Bundeskanzler souverän darauf verzichtet, Wolfshunde eines offiziellen Pamphletismus von der Kette zu lassen. Aber der Eindruck trügt, solange ihn nicht die Feststellung ergänzt, daß in den Besprechungen die friedenspolitischen Abschnitte des Buches² durchweg zu kurz kommen und daß besonders dessen einschlägig konstruktive Passage³, die generell als Sensation hätte herausgestellt werden müssen, sofern sie überhaupt bemerkt worden ist — wie am ehesten von Gesckke im »Allgemeinen Sonntagsblatt« — bestenfalls in Nebensätzen gestreift wird. Auch Künzli im »Vorwärts«, auch Mez in der »TAZ« stehen ihr blind gegenüber.

Worin besteht die Sensation? Darin, daß Eppler den für die Menschheit selbstmörderischen Rüstungswettlauf am wirksamsten glaubt aufhalten zu können durch eine Abrüstung, die mit Umrüstungsmaßnahmen beginnt, und hierbei Horst Afheldts alternatives Sicherheitskonzept, mit dessen strikter Beschränkung auf Defensivwaffen⁴, ins Spiel bringt. Sensationell ist dies in Epplers Bildungsgang, der auf seiner jüngsten Stufe in militärwissenschaftliches Gegenexpertentum hinübergreift. Sensationell ist es erst recht unter historischen Gesichtspunkten, insofern, als hier zum ersten Mal ein Führungsmitglied einer der großen bundesdeutschen Parteien die Vorschläge Afheldts zu verwirklichen empfiehlt. Damit wird dem »Doppelbeschluß« nunmehr nicht bloß ein klares Nein entgegengesetzt, sondern zusätzlich versucht, die nukleare sowohl wie die konventionelle Rüstung durch eine rein defensive militärische Option zu durchkreuzen.

Sollte die SPD Eppler darin folgen, dann träte künftig sozialdemokratische Friedenspolitik dafür ein, den Artikel 26 Grundgesetz in der Struktur und der Bewaffnung der Bundeswehr zu verankern, und schon durch die Propagierung dieses Ziels würde sie auch diejenigen Teile der Bevölkerung, die noch von gemeingefährlichen Feindbildern indoktriniert sind, in den Friedenskampf hineinzuziehen verstehen. Freilich, wie gesagt, kein gutes Zeichen, daß ein solch naheliegender Gedanke in den Rezensionen über Epplers neuestes Werk nirgends zu finden ist.

Ein Anhänger Afheldts, der Epplers »Wege aus der Gefahr« gelesen und sich danach mit dem hierüber Geschriebenen vertraut gemacht hat, vermag sich nur schwer dem Eindruck zu entziehen, es mit einer Verschwörung zu tun zu haben — einer des Schweigens. Das ist sicher falsch. Daß von dem auf Afheldt bezugnehmenden Kapitel keine Notiz genommen wurde, dürfte einen harmloseren Grund haben: Mit einem politischen Vordenker hohen Ranges kommt der Journalismus so schnell nicht mit. Eppler ist vor allem als Ökologist abgestempelt. Folglich scheinen allein Ökologie-Experten für eine neues Buch von ihm zuständig. Im Wesen ökologisch fundierter Zukunftsforschung und allen ernstzunehmenden Bemühens, deren Ergebnisse politisch in weitblickende Katastrophenverhütung umzusetzen, liegt es jedoch, beizeiten die der Ressourcenkrise vorausgreifenden Konfliktursachen qualitativ neuer Dimension wahrzunehmen und auch auf deren Entschärfung sich vorzubereiten. Von daher ist ein Eppler, wenn das Pentagon — und das eben geschah im Frühsommer 1979 — mit Plänen herausrückt, zur Sicherung der Erdölaufuhr aus Nahost eine Eingreiftruppe aufzustellen, für einen alternativen Sicherheitspolitiker wie Afheldt empfänglich. Ökologiebeflissene Kulturteil-Skribenten wissen damit, bis auch bei ihnen der Groschen fällt, wenig anzufangen. Immerhin kann ihr langsames Umschalten unbewußt, ungewollt einer tatsächlichen Verschwörung, und dann nicht mehr einer des Schweigens nur, vorarbeiten.

Seit Ende November 1981 ist die Verschwörung nun da — gegen Eppler und somit gegen einen friedenspolitischen Kurs der SPD. Sie ist da in Gestalt der »Sechs Thesen« des Richard Löwenthal. Nicht nur, weil diese zum Gegenstand einer fraktionell gegängelten Unterschriftenaktion wurden, sondern weil Löwenthal im antigrünen Gewand den gezückten Dolch der in Bundesdeutschland intrigierenden US-Hochrüstungslobby verbirgt. Oder, falls man lediglich die SPD in Betracht zieht, so ist in ihr der offiziöse Wolfshund jetzt doch von der Kette, einer, der zum Beißen allerdings der Zähne enträt — die hätten in Argumenten zu bestehen —, bei dem es zum Pamphlet daher nicht lang und der infolgedessen nur seine inkohärenten, viel behauptenden, nichts beweisenden Thesen bellt. Was nicht ausschließt, daß solch Gebell manche irritieren mag. Überprüft sei, aus welcher Richtung es tönt.

Die Krisenhaftigkeit der kapitalistischen Entwicklung, im Boom der ersten Nachkriegsjahrzehnte den SPD-Führern außer Sicht geraten, macht seit Jahren mit solch steigender Wucht sich wieder bemerkbar, daß den Vordenkern der Sozialdemokratie von heute einsichtig werden müßte, an welch kurzlebige Verhältnisse das Godesberger Pro-

gramm gebunden war. Der Gegenwart hält es nicht mehr stand. Das Kapital hat begonnen, die auf wachsendem Massenkonsum basierende Sozialpartnerschaft in Frage zu stellen. Es entzieht sich nationalstaatlicher Regulierung durch die zunehmende Dominanz multinationaler Konzerne. Es schafft für die Ausbeutung der Arbeitskraft neue, sie verschärfende Rahmenbedingungen, indem es die Kostenvorteile einer in Entwicklungsländer verlagerten Produktion nutzt. Es greift, namentlich in den davon meistbetroffenen Erdregionen mit ihrem prekären Klima, zerstörerisch in globale Naturkreisläufe ein, von denen Flora, Fauna und menschliche Gesellschaft in ihrer biologischen Existenz abhängen.

Um all dies in seinen verwickelten Zusammenhängen adäquat durchdenken, um es vermittels einer der Zukunft verpflichteten politischen Praxis in den Griff bekommen zu können, bedarf es weltweiter Organisation eines proletarischen Klassenkampfes neuer Qualität, der seine Inspiration durch den Marxismus wiederherzustellen und diesen zugleich, orientiert an nie zuvor dagewesenen Sachverhalten, kreativ weiterzubilden weiß. In eben dieser Lage rät Löwenthal zum genauen Gegenteil. Den klassenteiligen Kapitalismus in eine »arbeitsteilige Industriegesellschaft«, die zu bejahren sei, umbenennend, ruft er dazu auf, das Godesberger Programm nach rechts zu revidieren, es umzumodeln in liberalistisch-konservativer Richtung. Daß er dabei den Arbeitern nach dem Munde reden möchte, Ressentiments gegen Intellektuelle schürt, von der in Godesberg angestrebten Volkspartei plötzlich bereits Lehrer und Geistliche ausnehmen will, verdichtet sich zu einer Sozialdemagogie, die diese Grundtendenz nur unterstreicht.

Selbst eine solche Position nun brauchte mit negativer Einstellung zur Friedensbewegung nicht unbedingt Hand in Hand zu gehen. Gerade das aber ist bei Löwenthal so sehr der Fall, daß sich der Verdacht aufdrängt, es gehe ihm um deren Bekämpfung mehr als um die Themen, auf die er sich unmittelbar bezieht. Unmittelbar polemisiert er gegen Willy Brandts und Peter Glotz' Versuche, den ökologisch problembewußten, den Grünen, Bunten, Alternativen zuneigenden Teil der Jugend möglichst in die Sozialdemokratie zu integrieren, wenigstens ihr als Wähler zurückzugewinnen. Seiner Kritik daran fügt Löwenthal aber hinzu, gegen Brandts Friedenspolitik habe er nichts. Was soll das heißen?

Wie weit betreibt denn Brandt heute noch Friedenspolitik? Der SPD-Vorsitzende hat für den »Doppelbeschuß« gestimmt. Er hat sein Votum auch in Anbetracht der oben erwähnten neuen Tatsachen keineswegs widerrufen. Er unterstützt die amerikanische Beschwichtigungstaktik, indem er die Meinung vertritt, daß, nach Aufnahme der Verhandlungen in Genf, über den »Doppelbeschuß« erst 1983 wieder zu diskutieren sein werde. Wo er aber von dieser Linie abweicht, da wendet Löwenthal sich sofort gegen ihn. So tadelt er Brandt, weil der am Vorabend der Bonner Massenkundgebungen vom 10. Oktober versäumt hat, »öffentlich klarzustellen, daß die Sozialdemokratie bei aller gemeinsamen Friedensliebe die von dieser Demonstration propagierten Vorstellungen über den besten Weg zum Frieden nicht teilt und darum allen Parteimitgliedern von der Beteiligung abrät«.

Man muß das, in der »Zeit« vom 11.12.1981, gelesen haben, um zu wissen, daß Löwenthal, als bedingungsloser Befürworter der amerikanischen Hochrüstung, um nichts mehr bangt als um die Verwirklichung des »Doppelbeschlusses«. Ihn »allen gutwilligen Elementen der Friedensbewegung« plausibel zu machen, ist für ihn die heute wichtigste Aufgabe der SPD. Seine Gemeinplätze über die sowjetische Raketenbedrohung Westeuropas lassen dabei nur zwei Möglichkeiten offen. Entweder hat er die von der Friedens- und Konfliktforschung vorgebrachten Einwände gegen den »Doppelbeschuß«, wie sie populär mit größter Fundiertheit etwa von Bittorf in den Juliheften 1981 des »Spiegel« auseinandergesetzt worden sind, nicht zur Kenntnis genommen — dann redet er über Dinge, von denen er keinen blassen Schimmer hat. Oder er kennt diese Materialien —

dann ist jeder Satz, mit dem er die »Nachrüstung« als für die Sicherheit der Bundesrepublik notwendig hinstellt, eine ihm selber bewußte Lüge.

Fragt sich, warum er in seinen »Sechs Thesen« nicht von dieser Thematik handelt, sondern die — vermeintliche — Duldsamkeit der SPD-Führung gegenüber »Aussteigern« angreift. Die Antwort fällt nicht schwer, sobald man sich an eine KP-Vergangenheit erinnert, aus der die ihm geläufigen Techniken und Praktiken innerparteilichen Kampfes stammen, die er nun umfunktioniert — gegen die von Eppler repräsentierte, zwischen Linken, Grünen und Christen Brücken schlagende Friedensbewegung, aber so, daß deren »gutwillige Elemente« zugleich eingelullt werden.

Löwenthal kennt sich darin aus, wie »Parteifeinde« unschädlich gemacht werden. Man erreicht dies am sichersten dadurch, daß man gegen deren »Versöhnler« offensiv wird. Die »Versöhnler« heißen Brandt und Glotz. Sich zu verteidigen dürften sie imstande sein. Aber indem Löwenthal sie überhaupt zur Verteidigung nötigt, schafft er eine Atmosphäre, in der die Verwerflichkeit der Position, die Eppler einnimmt, sich von selbst verstehen soll.

Ein weiterer Trick derselben Provenienz besteht darin, eine opponierende Strömung mit deren in der Partei nicht als diskutabel geltenden Extremen gleichzusetzen, um sie so im ganzen zu diffamieren. Löwenthal hütet sich davor, sich ernsthaft mit Ökologie und Zukunftswissenschaft zu befassen. Der Auseinandersetzung mit Theoretikern der grünen Bewegung oder mit ökologisch problembewußten Köpfen in seiner eigenen Partei ist er bislang stets ausgewichen. Etwa zu Eplers Büchern direkt Stellung zu nehmen, fällt ihm nicht ein. Kein Wunder, er müßte da ja in Details gehen, die ihm ebenso unzugänglich sind — oder ideologisch unbequem, wer weiß — wie die der Friedens- und Konfliktforschung. Er müßte sich z.B. einem Argument stellen wie dem, daß gerade auf dem »sanften« Energieentwicklungs-»Trampelpfad« eher und mehr Arbeitsplätze geschaffen werden könnten als bei weiterem Ausbau der Kernenergie. Also geht er auf dergleichen gar nicht erst ein, sondern zieht es, wie bei der Rüstungsproblematik, vor, allgemeine Phrasen zu dreschen — diesmal gegen »Aussteiger«, deren vermeintliches Parasitentum, vermeintlich von Eppler gefördert und gefeiert, den um ihre Existenz bangenden Arbeitern als Ursache der derzeitigen Krise aufgeschwatzt werden kann.

Es wäre leicht, hier, unter Umkehrung des Vorzeichens, nach derselben Manier Löwenthal zu empfehlen, sich der faschistoiden »Europäischen Arbeiterpartei« als Chefideologe anzudienen. In ihrer Ökologiefeindschaft geht die so weit, dem Club of Rome, den grünen Parteien und den Alternativlern vorzuwerfen, sie bereiteten Völkermord in der Dritten Welt vor; bereits das unter Pol Pot grauenvoll Geschehene wird ihnen angelastet. Im selben Atemzug beklagt die EAP das »tragische Scheitern« Schah Reza Pahlevis in Persien, und der hat es an »Bejahung der arbeitsteiligen Industriegesellschaft« bestimmt nicht fehlen lassen. Die Betonung solcher Nähe wäre kaum unanständiger, als es Löwenthals Anstrengung ist, den zur Arbeiterklasse gehörenden SPD-Mitgliedern zu suggerieren, sie hätten es in Eppler, Duve, Johano Strasser usw. mit Aussteigern oder, wenigstens, Ideologen des Aussteigertums zu tun.

Viel spricht dafür, daß die traditionelle Arbeiterbewegung mit dem neuen Ökologismus bald ein Geflecht enger Bündnisse herstellen wird und daß, in der Perspektive, beide früher oder später in eins verschmelzen werden. Ein alter österreichischer Gewerkschafter wie Paul Blau, der, als Mitglied der SPÖ, seit anderthalb Jahrzehnten zu den bedeutendsten Vordenkern der Grünen und Alternativen zählt, und der bundesdeutsche Gewerkschafter Dieter Burgmann, den »Die Grünen« im Juni 1980 zu ihrem Vorsitzenden gewählt haben, verkörpern diese absehbare Entwicklung schon in der Gegenwart, und beide sind weder Lehrer noch Pastoren. In der Schweiz hat die Verschmelzung in Gestalt der POCH bereits den Charakter einer selbständigen Partei angenommen. Auf einem Kongreß in Essen, im September 1980, diskutierten Grüne und Gewerkschafter

tagelang gemeinsam über Umweltschutz und Arbeitsplatzbeschaffung und die Umwandlung von Rüstungs- in friedliche Produktion — um nur andeutungsweise ein paar Indizien aus einer Fülle ähnlicher herauszugreifen. Wahrlich nicht zuletzt hat die Westberliner Volksuni sich auf diesem Feld Verdienste erworben. Dem Löwenthal begegnete ich bei derlei Ereignissen freilich nie.

Natürlich gibt es noch Verständigungsschwierigkeiten, Vorurteile auf beiden Seiten, auch den einen oder anderen harten Gegensatz, der sich nicht schnell wird überbrücken lassen. Doch selbst ein noch ganz auf den Wachstumswahn und die Sozialpartnerschafts-Ideologie der Nachkriegszeit eingeschworener Arbeiter, für seine Klasse nicht mehr typisch, und selbst ein wirklicher Aussteiger, dem biodynamisches Gemüsezüchten zum Lebensinhalt geworden, seinerseits untypisch für die grüne Bewegung, haben, bei allem, was sie trennt, eines gemeinsam: das Interesse, daß der Frieden erhalten bleibe, daß die Atomraketen vom Boden Europas verschwinden, daß, vor allem, keine neuen, noch gefährlicheren hinzukommen. So tun beide gut daran, zu verlangen, daß ihre noch unüberwundenen Differenzen unter keinen Umständen dazu mißbraucht werden, die drohende Atomkriegsgefahr aus dem öffentlichen Bewußtsein zu verdrängen.

Übrigens sind es Arbeiter gewesen, die als erste in diesem Sinne gegenüber dem SPD-Vorsitzenden auf Löwenthals »Sechs Thesen« reagiert haben. Als Willy Brandt im Dezember bei einem Besuch des Ruhrgebiets in der Duisburger Mercatorhalle seinem Zorn über die »Anrempelei« Luft machte, konnte Wirtgen vom »Spiegel« feststellen, daß Löwenthal und die Dame Renger bei den Versammelten nicht gefragt waren. Wohl »melde-te sich das sozialdemokratische Stammublikum zu Wort: Großstädter, Facharbeiter, Gewerkschafter. Doch die bezichtigten ihre Partei eben nicht der Sünden, die Löwenthal meint, nämlich daß sich die SPD zu sehr der unruhigen Jugend anpaßt und zu wenig um die Verteidigung des Rechtsstaates und die Erhaltung der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit kümmert«. Worum die Arbeiter baten, war vielmehr, noch einmal darüber nach-zudenken, ob die Voraussetzungen heute noch stimmen, die vor Jahren zu den Brüsseler Raketenbeschlüssen geführt haben. Brandt plädierte dafür, »mit Rücksicht auf den Kanzler und die Genfer Abrüstungsgespräche darauf zu verzichten, beim Münchener Parteitag noch einmal über den NATO-Doppelbeschluß abzustimmen.« Er stand damit — so »Der Spiegel«⁵ — »ziemlich allein«. »Wir sind anderer Meinung«, mußte er sich sagen lassen. Und: »Allen Mahnungen des SPD-Vorsitzenden zum Trotz verlangt der Duisburger Parteitag in einem Leitantrag, den Nachrüstungsbeschluß aufzukündigen.« Welcher Grüne, welcher »Aussteiger« hätte dagegen etwas einzuwenden? Wo es um Frieden und Abrüstung geht, gehören sie mit den Arbeitern und die Arbeiter mit ihnen unbedingt zusammen, und *diese* Einheit zu zerschlagen, darf keinem Löwenthal gelin-gen.

Anmerkungen

Der vorstehende Beitrag wurde am 15.1.1982 abgeschlossen.

- 1 A.a.O., besonders S.108ff.
- 2 Ebd., S.78-95, 205-216, 232-236.
- 3 Ebd., S.212ff.
- 4 Horst Afheldt: Verteidigung und Frieden. München 1977. Skizzierung des Konzepts in mei-nen »Fünfzehn Thesen zur Friedenspolitik«, besonders These XII, *Das Argument* 127, S.321ff.
- 5 Heft 52/1981, S.26f.

Militarisierung der Subjekte und des Alltagslebens

1. Todesverdrängung (und Religionsverlust) unserer Gesellschaft sind Lähmungsfaktoren beim Kampf gegen Militarisierung

Ebenso wie der Kapitalismus die sich dem Tode nähernden Individuen immer radikaler in Ghettos abdrängt, so daß sie das verordnet-optimistische Konsum- und Leistungsstreben der »Erwerbsbevölkerung« möglichst wenig irritieren, ist die Todesthematik aus der öffentlich-verbindlichen Verständigung der Menschen immer mehr verdrängt worden. Das Verdrängte kehrt allenfalls als »Unheimliches« in den zunehmend beliebten Horror-, Gewalt- und Zombie-Filmen wieder (vgl. Schinner 1981). Diese Todesverdrängung ist m.E. eine wichtige Bedingung im Hintergrund dafür, daß sich die atomare Aufrüstung so lange Zeit fast ungestört von der Bevölkerung und auch der Linken hat vollziehen können. Fast ebenso einschneidend für die moderne Subjektivität wie die kapitalistische Trennung von den Produktionsmitteln dürfte die kapitalistische Aushöhlung, Relativierung, Verdampfung der religiösen Sinnsysteme sein. Es ist ein historisches Novum, daß sich die spezifisch menschliche Fähigkeit zur Antizipation und Deutung des Todes (die sich z.B. schon in den Begräbnisritualen der prähistorischen Menschen zeigt) in den westlichen Gesellschaften in einem derart schwachen Zustand befindet. Auch und gerade die marxistische Theorie wirkt vor der Aufgabe der Todesdeutung hilflos und phrasenhaft. Es ist daher kein Zufall, daß der neuere Widerstand gegen die in die objektive Struktur eingebaute Todesdynamik nicht von der marxistischen Linken seinen Ausgang genommen hat, sondern von Leuten, die für sich selbst — und die Schrecken des Todes — noch christliche Deutungsmuster zur Verfügung haben. Ich bin nicht religiös und denke auch, daß man Religion nicht aus psychohygienischen Gründen empfehlen kann, so wie das in letzter Zeit durch die humanistische Psychologie geschieht. Aber ich will auf die grundlegende Deutungs- und damit Handlungsschwäche in unserer Subjektivität um das Todesproblem herum hinweisen, die m.E. für einen gut Teil der Apathie gegenüber der Drohung des atomaren Endes verantwortlich ist. Wir werden über den Umweg der Antikriegsbewegung — ebenso wie den Umweg der Krebs-Diskussion — immer auch mit der lange verdrängten Todesproblematik *überhaupt* konfrontiert; wir sind noch dabei, uns die Augen zu reiben, werden wieder müde und möchten uns am liebsten erneut schlafen legen. Es gibt ja demnächst doch Gespräche zwischen Russen und Amerikanern, vielleicht wird es doch nicht so schlimm usw. Die Friedensdiskussion ist zwar wichtig, erscheint aber auf die Dauer etwas langweilig. Langeweile und Müdigkeit, das weiß man aus der Psychologie, sind oft ein Zeichen von Abwehr. Offenbar ist unsere Identität, unser unbewußtes Selbstverständnis ganz wesentlich auf einer Art Unsterblichkeitsfiktion (ein Aspekt von Richters »Gotteskomplex«) gegründet, die wir nicht so gerne aufgeben.

2. »Nekrophilie« und Kriegswünsche sind vor allem charakteristisch für die Identitätsmuster von Männern

Ich glaube zwar nicht, daß es so etwas wie einen einheitlichen Sozialcharakter heute gibt, aus dem sich militaristische Tendenzen (vielleicht auch antimilitaristische) dann gewissermaßen ableiten lassen (vgl. unten, These 5). Aber es gibt zweifellos einige hartnäckige

psychische Strukturen und Syndrome mit militaristischen Effekten, die so gut wie nur bei Männern vorkommen.

Nehmen wir z.B. folgenden Traum eines Patienten, den Erich Fromm als nekrophil bezeichnet, d.h. als beherrscht von einem mächtigen Wunsch, lebendige Strukturen in tote Materie zu verwandeln:

»Ich habe eine große Erfindung gemacht, den 'Superzerstörer'. Es ist eine Maschine, die innerhalb der ersten Stunde das gesamte Leben in Nordamerika und innerhalb der nächsten Stunde alles Leben auf Erden zerstören kann, wenn man auf einen geheimen Knopf drückt, den nur ich kenne. — (Nächste Szene) Ich habe auf den Knopf gedrückt; ich bemerke kein Leben mehr, ich bin allein, ich bin überschwänglich glücklich.« (Fromm 1974, S.303)

Solche Träume, wie sie vermutlich von vielen Vätern und engagierten Verfechtern der Atomwaffen geträumt werden, wie ich sie z.B. aber auch von einem sehr sympathischen arbeitslosen und suicidalgefährdeten Jugendlichen kenne, sind durch und durch männlicher Prägung. Für Fromm beruht der »nekrophile Charakter« auf einer narzißtischen Unfähigkeit, positive Beziehungen von Nähe und Zärtlichkeit zu anderen herzustellen. Ein Grund dafür sei eine böartige inzestuöse Fixierung auf eine mächtige Mutter, mit der eine Vereinigung nur mehr im Tode, in der Erde angestrebt wird.

Theweleit hat in seinen »Männerphantasien« (1980) auf die von den soldatischen Männern der Freikorpsliteratur zwanghaft angestrebte Situation oder »Wahrnehmungsidentität« des menschenleer gefegten »freien Platzes« hingewiesen, der durch den magischen Druck auf den Abzugshebel des Gewehrs oder Geschützes zustandekommt. (Dem Abzugshebel entspricht im oben zitierten Traum der Knopf) Zivile Formen dieser Wahrnehmungsidentität wären etwa das »Einmal-Mächtig-Ausfegen-Wollen«, das »Aufräumen« und die verbalen Endlösungen für verschiedene Welt-Probleme am Stammtisch (vgl. Theweleit, Bd.II, S.270). — Neben dem »leeren Platz« hat Theweleit noch die beiden Wahrnehmungsidentitäten des »blutigen Breis« und des »blackout« (Kontrollverlust) herausgearbeitet, um die sich die Wünsche und Phantasien der soldatischen Männer immer wieder zusammenziehen.

Der »freie Platz« ist nach Theweleit der Wunsch, von allen bedrohlichen Wünschen frei zu sein, die von der — weiblich vorgestellten — Masse, dem menschlichen Gewimmel verkörpert werden. Der »blutige Brei« ist der Wunsch, über das Zerschmettern anderer Körper und Schädel der eigenen Undifferenziertheit, dem eigenen Körperinneren mit seinen bedrohlichen Ausflüssen zu entgehen — und es gleichzeitig zu erkunden. Der »blackout« im Kampf stellt eine Selbstverschmelzung außerhalb der bedrohlichen, verschlingenden sozialen Symbiosen dar, eine Art kurzzeitige Symbiose mit sich selbst (vgl. die narzißtische Erlebnisqualität des »ozeanischen Gefühls«). Theweleit nennt die von ihm untersuchten Männer die »Nicht-Zu-Ende-Geborenen«, die innerhalb der frühen Mutter-Kind-Symbiose unter harten, Lust austreibenden Manipulationen der Mütter an ihrem Körper und seinen Ausscheidungen kein eigenständiges Ich hätten ausbilden können, weil sie dessen Grundlage, nämlich positive Gefühle vom eigenen Leib, insbesondere seiner Peripherie, nicht hätten entwickeln können. Er bezieht sich dabei auf Margret Mahlers (1972) Untersuchung psychotischer Kinder. Bei Theweleit wird der Tötungsdrang der soldatischen Männer als Versuch der Erhaltung einer von Grund auf brüchigen, symbiotisch gebundenen, tendenziell psychotischen Identität verstanden, als radikaler Versuch von Selbsterfahrung. Die Kriegsbereitschaft gegenüber falschem Bewußt-

sein oder mit einer Manipulationstheorie gar nicht erfaßt werden können. Als erster habe W. Reich dies erkannt.

Die Erklärungsversuche von Theweleit mögen manchem etwas zu spekulativ erscheinen. Ich finde sie zu einseitig auf die früheste Kindheit bezogen — die symbiotisch-narzisstischen Störungen sind langsam eine Nacht, in der alle Katzen grau werden. Sie müssen gegenwärtig zuviel Unterschiedliches erklären, vom »Neuen Sozialisations-Typ« über die Drogensucht bis zum soldatischen Mann. Ich würde die sexuelle und ödipale Thematik — wie sie sich etwa in der bei Theweleit herausgearbeiteten Spaltung in die asexuelle, hehre weiße Frau oder Krankenschwester und die rote Hure (manchmal als Krankenschwester getarnt) zeigt — als einen wichtigeren und eigenständigeren Konfliktbereich veranschlagen als das bei ihm der Fall ist. Theweleit sieht diesen Konfliktbereich schließlich nur noch als Bereich der Codierung und Abwehr über dem eigentlichen prä-ödipalen Symbiosekonflikt des soldatischen Mannes.

Aber wie man sich auch mit Theweleit auseinandersetzen mag, sicher scheint mir nun, daß die aktive Kriegsbereitschaft der Menschen in unserer kapitalistischen Gesellschaft sehr viel mit Männeridentität und ihrer Krise zu tun hat.

Ein ins Auge springendes Merkmal der (in anderen Bereichen wieder sehr variierenden) Männeridentität ist der Mangel bzw. die Verweigerung von Sensibilität. Sensibilität, die sich sowohl auf Situation und Befinden meines jeweiligen Gegenüber richten würde als auch auf die damit verbundenen eigenen Lebensäußerungen, Gefühle, Ängste, Hoffnungen, fällt der Fragmentierung des Handelns in zweckrational-planvolle Bereiche und eingegrenzte Gefühlszonen zum Opfer. In diesen Gefühlszonen werden Gefühle entweder *Instrumente* für ökonomische und egoistische Pläne — wie etwa in der Einfühlsamkeit des Warenanbieters auf dem Markt, der »Sensibilität« des erfolgreichen Werbefachmanns; oder sie werden ein in Gefühlsabstellkammern untergebrachtes privates Kontrasterlebnis, das ein periodisches Gefühl von »Menschlichkeit« erlaubt. In diesem Fall wird aus Sensibilität Sentimentalität, ein aufdringliches, oftmals anfallartiges Baden im Gefühl, wie es als besonders auffällig für manche Vertreter des Nazi-Terrors beschrieben worden ist. Ich denke aber, im Prinzip ist die *Verwandlung von Sensibilität in Sentimentalität* für Männer überhaupt etwas sehr Typisches. Ebenso wie die Urteile über andere Menschen werden die Gefühle zu ihnen stereotypisiert (vgl. Adorno u.a. [1975] über stereotypes Denken beim »Autoritären Charakter«). Starre Bilder, vom »aufrechten Mann«, vom »hochkultivierten Menschen«, der »Hure«, der »Frau zum Heiraten«, vom »kleinen blonden Mädchen« etc. statt der Einfühlung in individuelle und lebensgeschichtliche Besonderheiten des Anderen regulieren das Gefühlsleben.

Die Verweigerung von authentischer Sensibilität ist mit dem Preis männlicher Selbstunterdrückung bezahlt. Andererseits kann sie selbst wieder nur aufrechterhalten werden durch äußere Bezugnahme des Mannes auf die Frau. Sie stellt die notwendige Wiederkehr des Verdrängten dar. Auf sie wird das Nichtunterdrückte projiziert; sie hat Sensibilität als Dauersensibilität stellvertretend und sichtbar auszuleben, sich dabei aber gleichzeitig vom Mann beherrschen zu lassen. Die ideelle Polarisierung von Ordnung und »Chaos« spiegelt diese Konstellation wider; männliche Identität ist wesentlich eine bestimmte, durch Chaosangst definierte Ordnungskonzeption, wobei es sich um Angst des Mannes vor sich selbst und vor der Frau handelt.

»Sicherheitspolitik« über scheinexakte, zähl- und meßbare Gleichgewichtskonstruktionen, wie sie im Prinzip auch noch in der Friedensbewegung dominiert, scheint mir ein

typisches Produkt solcher männlichen Ordnungskonzeptionen zu sein. »Alles im Griff auf dem sinkenden Schiff.« (Udo Jürgens) Gemeinsame Lebenssicherung, die über Kommunikation, Berührung mit dem Fremden, der Angst und dem Tod ginge, die uns selbst verändern würde, wird als »naiv« und »emotionak« abgewehrt. Diese sehr strategisch-mathematische Herangehens- und Diskussionsweise ist auch ein Faktor für die oftmalige Langeweile der Friedensdiskussion und überläßt der männlichen Weise der Problembewältigung wieder dort das Feld, wo sie — in Verbindung mit der politisch-ökonomischen Rüstungsdynamik — ihren destruktiven und hilflosen Charakter am meisten offenbart hat.

Die offenen Kriege, die die kapitalistische Ökonomie geboren und durch Raub und periodische Reichtumsvernichtung immer wieder angetrieben haben, auf der einen Seite und auf der anderen der stille bellum omnium contra omnes im ökonomischen Alltagsdschungel haben die Männer in der genannten Weise desensibilisiert und fragmentiert. Zudem führen die Niederlagen, Verletzungen und Demütigungen in den offenen und versteckten Kriegen immer wieder zu gefährlichen Stützphantasien für das brüchige Ich. Phantasien in der Richtung, einmal wirklich »der Größte«, »Nr. 1« sein zu können — wenn schon nicht als reales Individuum, so doch wenigstens als Anhänger von Hertha-BSC oder Mitglied der Nation — und es dann aber den Anderen, Ölscheichs, Russen etc. einmal richtig zu zeigen. In den Äußerungen von Ronald Reagan und anderen scheint mir manchmal eine ziemlich simple männliche Kompensationspsychologie Adlerscher Prägung am Werke zu sein, die sich verhängnisvoll mit den objektiv suicidalen Tendenzen der Politischen Ökonomie verbindet. Selbstmorde aus Geltungsproblemen, aus narzißtischen Krisen eines aufgeblähten Selbstgefühls sind nichts Ungewöhnliches (Henseler, 1974). Alfred Adler (1972) würde von einem neurotischen, selbsterstörerischen »männlichen Protest« sprechen. Die Fiktion der Vollmännlichkeit wird um den Preis des möglichen eigenen Untergangs verteidigt.

3. Wir müssen den Kampf um die Veränderung unserer Liebesbeziehungen mit dem Kampf gegen die Mittelstreckenraketen in Verbindung bringen

Helke Sander (1980) hat in ihrem Aufsatz »Liebe und Mittelstreckenraketen« auf die Verbindungen zwischen dem alltäglichen privaten Geschlechterkrieg und der militärischen Aufrüstung hingewiesen. Sie hält den Militarisierungs- und Größenwahn zu recht für eine Männerangelegenheit und meint, daß nur eine Veränderung der Liebesbeziehungen »in Richtung auf ein Verständnis von Unabhängigkeit und Individualität zwischen Mann und Frau« die Zerstörung der Welt verhindern kann. Kompetent für den Entwurf eines solchen neuen Musters von Identität und Liebe seien aber vor allem die Frauen. »Zum ersten Mal in der Geschichte ist es aber auch so, daß wir nicht wissen, ob das, was sich hinter dem Vorhang verbirgt, noch eine Chance hat, erkannt zu werden, weil alle Zeichen darauf stehen, daß das, was wir kennen, vorher vernichtet wird. Und die Frauen, die das aufhalten könnten, weil sie einen Zipfel von dem Vorhang aufgehoben haben, der irgendwie auf 'weibliche Identität' verweist — genauer kann ich das noch nicht sagen —, schrecken immer wieder zurück vor dem Wind, der den Neugierigen da um die Nase pfeift, und viele lassen den Vorhang wieder fallen, tun so, als haben sie nichts gesehen und versuchen, so weiterzuleben wie bisher, als alles noch gesichert schien, zwar unterdrückt und ausgebeutet, aber gesichert. Die Plätze waren klar.« (S.27) Helke Sander argumentiert dagegen, daß Frauen sich weiter als Objekte und Opfer be-

greifen, die anklagend nur Schuldige suchen, ohne aktiv Widerstand zu leisten. Die Arbeiterbewegung ist als Antikriegsbewegung ausgefallen. »Vielleicht können heute die Frauen international diejenigen sein, die diesen Widerstand noch einmal versuchen können und denen er auch gelingt. Aber der ist mit Arbeit verbunden. Die Hauptarbeit oder ihr schwierigster Teil scheint dabei einzeln in den Liebesverhältnissen gemacht zu werden und nicht in Organisationen. Ich sehe jedenfalls keine anderen als die Frauen, die es überhaupt versuchen könnten.« (S.29)

Ich finde die Hinweise von Helke Sander auf die Verbindung von privaten und militärischen Beziehungen sehr wichtig. Denn das Private ist politisch. Aber die Alternativformulierung am Schluß des zitierten Abschnitts »... in den Liebesverhältnissen ... und nicht in den Organisationen«, scheint mir doch etwas psychologistisch, auch wegen der knappen Zeit, die wir nur noch haben. Wir sollten diesen Punkt diskutieren.

Der alltägliche Kleinkrieg in unseren kaputten Liebesbeziehungen kann wirklich den möglichen Widerstand gegen die Kriegsvorbereitung blockieren, weil den Leuten wegen des privaten overkill der öffentliche overkill egal ist (vgl. Sander, S.28).

4. Die psychischen Kernkomplexe vom »männlichen Beschützer« und von der Impotenzangst begünstigen die subjektive Militarisierung

Wir zogen in der Arbeitsgruppe, die die Arbeitsgruppe »Militarisierung der Köpfe und des Alltagslebens« der »Sozialistischen Konferenz« vorbereitete, in Zweifel, ob es so etwas wie einen einheitlichen männlichen Sozialcharakter — wie vielleicht noch in den 50er Jahren — überhaupt noch gibt. Aber schließlich entdeckten wir eine Art männlichen »Kernkomplex«, der offenbar auch noch in den größten Softis steckt und an dem auch die Frauen mitweben. Er gruppiert sich um die Vorstellung, daß jeder Mann unverzüglich, hart, schützend eingzugreifen hat, wenn einer Frau (zumindest seiner Frau) von seiten eines anderen Mannes Gewalt angetan wird. Man stelle sich mal vor: ein Paar wird nachts auf der Straße von Gewalttätern angegriffen, der Mann fängt an zu weinen, bittet vielleicht um Schonung oder läuft weg und die Frau beginnt, sich zu schlagen. Hier dreht sich in uns alles um. Was würde passieren? — Könnten die beiden später ihre Beziehung fortsetzen?

In Louis Malles Film »Atlantic-City« mit Burt Lancaster in der Hauptrolle — in Berlin jedenfalls ein Kassenschlager — besteht die zentrale Dynamik darin, daß ein alternender Mann, der mit einer jungen Frau eine vergleichbare Ohnmachtserfahrung macht, später, durch einen mehr oder weniger kurzschlußartigen Griff zur Pistole, die feindlichen Männer tötet, für kurze Zeit zum Krieger wird und mit der Billigung des Zuschauers plötzlich wieder zu den Höhen eines männlichen Selbstgefühls auffliegt.

Ich denke, daß auch Frauen immer noch — und im Zuge der allgemeinen Rebarbarisierung der Beziehungen um uns vielleicht auch wieder zunehmend — solche Schutzwartungen an Männer haben. (Man denke hier an die wachsende Kriminalität in den verslumten Großstädten.) Die Zustimmung zum Soldaten und zur Aufrüstung läßt sich bei Frauen und Männern über die Aufstörung dieses Kernkomplexes noch am leichtesten beschaffen. Nicht umsonst taucht die oben umrissene Szene, meist mit »dem Russen« als vorgestelltem Vergewaltiger, in Wehrdienst-Verweigerer-Verfahren immer wieder auf. Der Einmarsch der Russen in Afghanistan macht es einem natürlich nicht gerade leichter, die projektiven und irrationalen Anteile an solchen Angstvorstellungen zu decouvrieren.

Der zweite stabile Kernkomplex in den verschiedenen, sich auflösenden Identitäten der Männer gruppiert sich wohl um die Angst vor genitalem Versagen, vor genitaler Minderwertigkeit. Auch wenn diese eintritt, »bricht alles zusammen«; bei den Chauvis, den Softis, den Heteros und den Schwulen. Ich zögere nicht, zu behaupten, daß die meisten aktiven Freunde der Atomraketen und Superbomben unter männlichen Potenzproblemen und einer Wunschverschiebung leiden (vgl. den Phalluskult bei den soldatischen Männern Theweileits). Die »Raketen des kleinen Mannes« sind übrigens die Autos. Sehr aufschlußreich in diesem Zusammenhang ist der aktuelle Kino-Bestseller »Auf dem Highway ist die Hölle los«. Es ist wohl auch kein Zufall, daß es vor allem alte Männer sind, die uns — teilweise mit linkischem Drang — unbedingt noch einmal ihre gewaltige Explosionsmacht vorführen wollen. Was macht es ihnen, daß diese wahrscheinlich tödlich ist, sie sterben ja ohnehin bald. Die Phantasie, sich umzubringen, wenigstens heroisch unterzugehen, wenn man impotent wird, gibt es bei vielen Männern.

5. Charakterologische Erklärungen der psychischen Militarisierung sind unzureichend. Die Überforderung und Regressionsbereitschaft von Identität in bestimmten geschichtlichen Situationen muß mit berücksichtigt werden

Obwohl ich auch öfter pauschal über Männeridentität gesprochen habe, bin ich doch kein Anhänger der verbreiteten Sozialcharaktertheorien, die eine frühkindliche, meist psychoanalytisch begründete, Determination politischen Handelns annehmen, so wie das etwas in der Vulgärfassung der Theorie vom Autoritären Charakter oder auch in der neueren Theorie vom »Neuen Sozialisations-Typ« der Fall ist. Auch Theweleit unterschätzt m.E. den Stellenwert der Beeinflußbarkeit politischen Handelns durch die Situation, insbesondere durch eine Situation, die den Handelnden labilisiert und ihn regredieren läßt. So behauptet er, *nicht* die ökonomische und kulturelle Krise am Ende der Weimarer Zeit hätte den Faschismus hervorgebracht, *sondern* die symbiotisch-psychotische Sozialisation vieler Männer im deutschen Obrigkeitsstaat; oder *nicht* die Erfahrungen des ersten Weltkriegs hätten den Typ des ruhelos-rächenden Freikorps-Kämpfers hervorgebracht, *sondern* die lieblosen wilhelminischen Mutterhände und der Erziehungsdrill der Kadettenanstalten. Charakterliche Determinationen und situative Labilisierung verzahnen sich aber auf vielfältige Weise, wie in Adornos klassischer Studie übrigens bei genauerem Hinsehen nachzulesen ist.

Die Experimente von Milgram (1974), ebenso wie die Stanford-Gefängnis-Experimente (Zimbardo u.a. 1973) zeigen, wie sehr man Menschen — ziemlich unabhängig von ihren charakterlichen Dispositionen — durch situative Arrangements, die den einzelnen autoritär verunsichern, ihn im Rahmen technokratischer Handlungszwänge labilisieren, zu einem Verhalten bringen kann, das Aggressionsbarrieren abwirft und andere Menschen verletzt (vgl. Wacker 1979). Manchmal ist es aber der geschichtliche und kulturelle Prozeß, der solche labilisierenden Situationen hervorbringt. Ich denke, daß es im Kapitalismus eine strukturelle Überforderung und Krise von Identität gibt, die sich in bestimmten historischen Phasen und Situationen verschärft. Dann suchen die Menschen in ihrer gesteigerten Individuation und Einsamkeit leicht Zuflucht bei »ganz einfachen« Identitätsangeboten im Rahmen zweifelhaft-symbiotischer Gruppenbeziehungen (vgl. Fromm 1966). Prägnante Freund-Feind-Schemata, die das Selbst- und Weltbild vereinfachen und Aggressionsabfuhr gegen Außengruppen ermöglichen, spielen hierbei eine besondere Rolle.

Identitätsbildung ist im Kapitalismus immer schon überfordert, weil die Teil-Identitäten der Zirkulationssphäre, der Produktionssphäre und der Reproduktionssphäre widersprüchlich angelegt sind (vgl. ausführlicher Ottomeyer 1980). Und zwar sind sie jeweils in sich widersprüchlich und außerdem untereinander widersprüchlich, kaum vermittelbar. Als Beispiel: Im Produktionsbereich gibt es einen Widerspruch zwischen der egoistischen ökonomischen Orientierung jedes Lohnarbeiters (etwa beim Stücklohn) einerseits und seiner Kollektiv-Identität als Arbeitskollege oder Gewerkschaftsmitglied andererseits. Dazwischen muß er ausgleichen, Identität ausbalancieren. Das in sich gespaltene anstrengende Identitätsmuster des Produktionsbereichs liegt aber selbst noch einmal in Widerspruch zu demjenigen des Privat- oder Reproduktionsbereichs, wo die Suche nach kompensatorischer zwischenmenschlicher »Geborgenheit um jeden Preis« und nun endlich ungespaltener, »echter« Identität vorherrscht und wo statt gemeinsamen Produzierens der gemeinsame Konsum, Harmonie und Entspannung in den Mittelpunkt gestellt werden. Im Zirkulationsbereich herrscht wieder ein ganz anderes Identitätsmuster, usw.

Die Identitätsmuster und Normen der verschiedenen Lebensbereiche sind in den spät-kapitalistischen Gesellschaften immer widersprüchlicher geworden. Durch die »Verlohnarbeit« der Familien haben sich die alten Geschlechtsrollen als immer unhaltbarer herausgestellt; Geschlechtsidentität wird zunehmend als »unauthentisch« empfunden (wobei man solche Empfindungen natürlich auch im Hauruckverfahren, durch Überkompensation verdrängen kann). Und die konsumistischen Normen dieses Bereichs sind in immer größeren Widerspruch zu den Leistungsanforderungen der Arbeitswelt geraten. So sehr, daß es immer weniger Jugendliche, die ja zunächst vor allem von der konsumistischen Welt geprägt werden, schaffen, beide Identitätsmuster »unter einen Hut« zu bekommen.

Die Identitätsanforderungen sind *überkomplex* geworden; die Bedürfnisse nach Vereinfachung (»Reduktion von Komplexität«) werden immer größer. Unsereiner geht damit zum Psychotherapeuten, aufs Land oder ins besetzte Haus, ein Unterschicht-Jugendlicher geht damit u.U. zur Polizei oder zur Bundeswehr.

In der Kette von Star-War-Filmen, der Fantasy- und Tolkien-Welle, der Renaissance von Kriegsfilmen zeigt sich eine zunehmende Sehnsucht nach identitätsstützenden, entlastenden Freund-Feind-Schemata, klaren Gut-Böse-Welten. Das ist zum Teil eine Antwort auf die unmittelbare ökonomische Existenzbedrohung, z.T. aber auch eine Antwort auf die Phase des normativen und kulturellen Relativismus, die wir seit der Mitte der 60er Jahre hatten. Dieser Relativismus hatte nicht nur politische Ursachen (Vietnam, Studentenprotest, Reformpolitik), sondern ist wesentlich auch vom Kapital vorangetrieben worden. Es hat den Normen-Auflösungsprozeß aktiv vorangetrieben, weil die unter den Normen freigesetzte Sinnlichkeit — z.B. die warenförmige Thematisierung von Sexualität — neue Absatzmärkte eröffnete.

Es gab einen vergleichbaren Relativismus schon einmal ab Mitte der 20er Jahre. Damals kam z.B. das Genre des Dirnen- und Straßenfilms auf. Im bekannten Film »Cabaret« scheint noch etwas von den Identitäts-Verwirrungen und Verlockungen dieser Zeit auf, ebenso in Ingmar Bergmanns »Schlangenei«. Die Nazis haben schließlich auf das Problem des kulturellen Relativismus, das in die moderne kapitalistische Gesellschaft eingebaut ist, mit »klaren Lösungen« reagiert, z.B. mit der Wiederaufrichtung der innerlich zerbröckelnden Bilder vom »richtigen Mann«. Die versprochene, später reale Waffe in der Hand ist ein anfaßbares Argument und Beruhigung gegen den nagenden

Zweifel an der eigenen Substanz. »Krieg ist für den Mann, was Mutterschaft für die Frau ist.« (Mussolini) Schließlich löste der Nationalsozialismus das Problem des kulturellen Relativismus, indem er alle Repräsentanten des Relativismus aus Deutschland vertrieb oder physisch liquidierte.

6. Die militärischen Männerbünde können verunsicherten Jugendlichen und Erwachsenen eine Identitätsentlastung bieten

Die Militärorganisationen der Polizei und der Bundeswehr bieten besonders solchen Jugendlichen und Erwachsenen vor allem aus den unteren Schichten Perspektiven, bei denen die angedeutete allgemeine Identitätsüberlastung sich aufgrund von Deklassierung, Arbeitslosigkeit, Dequalifikation und »Versager-Syndrom« lebensgeschichtlich zuspitzen droht. Sie bieten einerseits materielle Existenzsicherung, Re-Qualifikation und andererseits leisten sie eine Vereinheitlichung, Straffung der Lebenswelten und der von widersprüchlichen Anforderungen bedrohten Identität. »Ihre Realität ist die Erziehung in einer totalen Institution, also einer Einrichtung, die alle Lebensbereiche (Arbeit, Wohnen, Freizeit) umfaßt und zugleich alle Aktivitäten, den gesamten Lebenszusammenhang bis in die kleinsten Details regelt.« (Lessing/Liebel/Schonig 1979, S.14)

Wo gibt es denn eine vergleichbare Vereinheitlichung der zerrissenen Welten sonst noch, wenn man einmal von den paar funktionierenden Alternativ-Bauernhöfen oder besetzten Häusern absieht?

»... die Organisation vermittelt mit dem Organisationszweck auch die Sinnhaftigkeit der eigenen Existenz und ermöglicht die Hoffnung auf eine sichere und geregelte Zukunft. Die militärisch organisierte Einrichtung leistet also Lebensbewältigung in umfassender Weise, sie sichert nicht nur das Leben ab, sondern hilft, bedrohliche Unsicherheiten zu verarbeiten und ermöglicht die Entwicklung von Identität.« (Lessing/Liebel/Schonig 1979, S.14f.)

7. Der größte Teil der Bevölkerung bleibt jedoch eher kontemplativ und wird über Kultur- und Konsumprodukte auf eine Kriegsbereitschaft eingestimmt

Die Männerbünde haben Konjunktur — auch die Widerstandsbewegung hat ihre »streetfighter« —, aber zur aktiven Teilnahme wäre wohl nur ein kleiner Teil der Bevölkerung, und wohl ein noch kleinerer Teil der Jugend, bereit. Es gibt auch einen verbreiteten bewußten Abscheu gegen autoritären Drill und Gehorsam. Viele sind inzwischen wahrscheinlich auch zu »konsumistisch« orientiert, als daß sie im Ernstfall taugliche Polizisten oder Soldaten sein wollten oder könnten. Man denke an das Problem des Drogenkonsums selbst in den amerikanischen Streitkräften.

Der größte Teil der Bevölkerung hat aber zumindest kontemplative Träume und Konsumwünsche, die Stützpunkte für die Militarisierung des Alltags sind. Er wird über kulturindustrielle Gewöhnungsprozesse auf Krieg vorbereitet. Das Design der Waren militarisiert sich. Das in der Werbung angedeutete Umfeld des militärisch-industriellen Komplexes bürgt für höchste Qualität. Lederbekleidung, die den Schulterumriß und Einschüchterungseffekt der Auftretenden vergrößert wie einst die aufgestellte Schulterbehaarung beim Drohreflex unserer Primaten-Vorfahren, wird verkauft wie noch nie. Verwirrenderweise ist das mit einer Angleichung der Männer- und Frauen-Mode in Richtung auf eine männlich konturierte Erscheinung verbunden. Den Boom der Filme mit den einfältigsten identitätsentlastenden Gut-Böse-Welten, mit stellvertretend ausagierter

Größenphantasie und Aggressionsabfuhr habe ich schon erwähnt. Im Alltagskonsum werden die Leute wie in Trance auf eine kommende Endabrechnung vorbereitet. Kraucauer (1979) hat gezeigt, wie die Thematik des deutschen Films in der Weimarer Zeit — vor allem die ambivalente Fixierung auf den Dämon der Macht — geradezu prophetisch auf die Machtübernahme der Nazis vor-verwies.

8. Der Aufbau eines »integrierten Feindbildes« ist den Herrschenden im Westen noch nicht gelungen

Ich will nun doch noch etwas Hoffnungsvolles sagen: Im Gegensatz zu der großen psychologischen Leistung der Nazis ist es den Herrschenden bei uns bislang nicht gelungen, ein integriertes Feindbild aufzubauen, das ein verblendendes, alle Aggression auf sich ziehendes Gegenbild zur Eigen-Identität einer mobilisierten Bevölkerungsmasse wäre. Das Feindbild ist noch ziemlich aufgesplittert auf »die Kommunisten«, »Ölscheichs«, »Terroristen«, »Ausländer«, »Hausbesetzer«, »Emanzen« etc. In Bezug auf die innenpolitischen Feindbilder wäre die Integration vor vier Jahren unter den Worten »Sympathisant« und »Sympathisantenumpf« beinahe schon gelungen. Die große, alle Innen- und Außenfeinde verschmelzende Wahnkonstruktion, analog zur bolschewistisch-kapitalistischen Weltverschwörung der Juden, die zugleich noch den sexuellen Feind repräsentieren, ist glücklicherweise noch ausgeblieben und scheint zur Zeit auch schwer herstellbar. Präsident Ghaddafi ist deshalb für die psychologische Kriegsführung des Westens so interessant, weil sich hier zumindest die sonst auseinanderstehenden außenpolitischen Feindbilder »Ölscheich«, »Kommunist«, »Terrorist«, »Moslemfanatiker« (Khomeini) aufeinander beziehen und assoziativ verdichten lassen.

9. Wir müssen lernen, mit dem Problem der »Buntheit« moderner Identität umzugehen, um den autoritären und militaristischen Entlastungsangeboten nicht in die Hände zu arbeiten

Ich denke, neben der direkten, informierenden Antikriegsarbeit, ist es für uns eine ganz wichtige Frage, wie wir mit dem umrissenen Problem des Relativismus von Leben und Identität umgehen, damit die Entlastungsangebote der militaristischen Stützentitäten und Phantasien bei uns und andern nicht auf fruchtbaren Boden fallen. Man könnte auch von dem Problem der modernen Buntheit sprechen. Nicht umsonst haben wir eine bunte Bewegung, in der die verschiedenen, subkulturell aufgesplitterten Antworten auf die widersprüchliche kapitalistische Entwicklung sich tolerieren und doch punktuell gemeinsam handeln könnte. Manchmal sagen Leute auch: »Jetzt wird es mir aber zu bunt«, schlagen los und hoffen, durch eine abstrakte Tat alles um und in sich einfacher zu machen. Das ist zum Beispiel ein Muster der Identitätsgewinnung, das im klassischen SA-Roman immer wieder auftaucht (vgl. Stollmann 1978, S.153ff.).

Vielleicht müssen wir es lernen, die Buntheit um und in uns mit allen dazugehörigen Ängsten auszuhalten, sie, soweit es geht, auch positiv zu besetzen, statt ihr — z.B. auch in die linke neumännliche Militanz hinein zu entfliehen. Das Gegenbild zu dem Entwurf von Leben und Identität, der mir vorschwebt, wäre das »aus einem Guß« geformte, klar konturierte, farblose *Kriegerdenkmal*, das — jedenfalls was die Hauptfigur angeht — immer männlich ist.

Nachtrag

1. Die unter These 5 angeführte vielseitige Bedrohung von Identität ist in allen Lebenssphären mit einem Verlust der Möglichkeiten verknüpft, über individuelle und gemeinsame Sach- und Produktbezüge Selbstgefühl, Bestätigung zu erhalten. Subjektive Militarisierung ermöglicht auch in dieser Hinsicht eine Schein-Stabilisierung von Identität, eine Schein-Aneignung von aus der Kontrolle geratenen gegenständlichen Umwelten. Der von Automaten wegrationalisierte kleine Angestellte oder Arbeiter findet sich sozusagen vor den Kriegs- und Abschluß-Automaten wieder, die jetzt in die Spielsalons und Lokale eingewandert sind.

2. Die subjektive Militarisierung ermöglicht zudem eine Schein-Versöhnung von unmittelbarer Alltagswelt und »großer« Geschichte. Der Soldat hat teil an einer globalen Umgestaltung. Er ist lebensgeschichtlich »dabei gewesen«, als Dinge passierten, die in den Geschichtsbüchern stehen, kann sich also auf problematische Weise unmittelbar als das spüren und darstellen, was die Individuen unter aller Entfremdung tatsächlich sind: als Subjekt der Geschichte.

3. Es sind Verläufe eines letzten Weltkrieges denkbar, die weitgehend ohne die dargestellten Stützpunkte der Militarisierung in den Subjekten auskommen. Eine unmittelbare Konfrontation der Supermächte würde wahrscheinlich einer Knopfdruck-Logik folgen, die von der Legitimationsfrage abgekoppelt wäre. Anders bei einem regionalen Konflikt, etwa im Nahen Osten, in der Europa zumindest Nachschubbasis wäre und in welchem der Begeisterung/Zustimmung der Bevölkerung eine entscheidende strategische Bedeutung zukäme.

Anmerkung

- * Ich verantworte die Thesen zwar allein. Aber sehr viele Gedanken sind von Gudrun Kohn-Wächter, Michael Jäger, Ursula Blankenburg und Anna Abel direkt mitproduziert. Zusammen hatten wir die Arbeitsgruppe »Militarisierung der Köpfe und des Alltagslebens« für die »Sozialistische Konferenz« Ende November 1981 in Bochum vorbereitet.

Literaturverzeichnis

- Adler, A., 1972: Über den nervösen Charakter. Frankfurt/M.
- Adorno, Th. W., 1975: Studies in the Authoritarian Personality. In: Ders.: Soziologische Schriften II, Erste Hälfte; Gesammelte Schriften Band 9.1, 143-509. Frankfurt/M.
- Fromm, E., 1966: Furcht vor der Freiheit. Frankfurt/M.
- Fromm, E., 1974: Anatomie der menschlichen Destruktivität. Frankfurt/M.
- Henseler, H. 1977: Narzißtische Krisen. Reinbek.
- Kracauer, S., 1979: Von Caligari zu Hitler. Frankfurt/M.
- Lessing, H., M., Liebel, B. Schönig, 1979: Jugend zwischen Perspektivlosigkeit und Faschismus. Vorwort zu: M.P. Lampel: Verratene Jungen. Reprint. Bensheim.
- Mahler, M., 1972: Symbiose und Individuation. Frankfurt/M.
- Milgram, S., 1974: Das Milgram-Experiment. Reinbek.
- Ottomeyer, K., 1980: Gesellschaftstheorie in der Sozialisationstheorie. In: Hurrelmann/Ulich (Hrsg.): Handbuch der Sozialisationsforschung. Weinheim-Basel.
- Sander, H., 1980: Liebe und Mittelstreckenraketen. In: Courage 4, April.
- Schinner, P., 1981: Das Unheimliche im Film. Vordiplom-Arbeit am Psychologischen Institut der Freien Universität Berlin, SS.
- Stollmann, R., 1978: Ästhetisierung der Politik. Literaturstudien zum subjektiven Faschismus. Frankfurt/M.
- Theweleit, K., 1980: Männerphantasien. 2 Bde. Reinbek.
- Wacker, A., 1979: Zur Aktualität und Relevanz klassischer psychologischer Faschismustheorien. In: G. Paul, B. Schoßig (Hrsg.): Jugend und Neofaschismus. Frankfurt/M.
- Zimbarbo, P., u.a. 1973: The Mind is a Formidable Jailer: A Pirandellian Prison. New York Times Magazin, 8. April 1973, Section 6, 38-60

Anna Abel und Ursula Blankenburg

Militarisierung des Alltags

Dokumentation einer Ausstellung*

Wir hatten diese Ausstellung anlässlich der Sozialistischen Konferenz 1981 in Bochum geplant. Der Schwerpunkt »Militarisierung des Alltags und der Köpfe« umfaßte nicht nur diese Ausstellung, sondern auch den vorangegangenen Aufsatz von Klaus Ottomeyer. Im Gegensatz zu allen anderen Arbeitsgruppen auf der Sozialistischen Konferenz haben wir während der gesamten Vorbereitungszeit zusammengearbeitet, gemeinsame Diskussionen geführt. Dies hat sich als sehr fruchtbar erwiesen. So sind die beiden Beiträge sowohl unabhängig voneinander, als auch als Einheit aufzufassen.

Die Beschäftigung mit dem Thema hat seine Vorgeschichte in unseren Schwierigkeiten, einen/unseren Zugang zur Friedensbewegung zu finden. Für Frieden waren wir natürlich alle, und daß wir angesichts der wachsenden Kriegsgefahr etwas tun mußten, war auch bei uns einstimmige Meinung. Zur Friedensbewegung, zu der wir aus diesem Grunde Kontakt aufnahmen, fanden wir jedoch zunächst keinen emotionalen Zugang. Die Diskussionen, die wir über zähl- und meßbare Gleichgewichtskonstruktionen dort führten, blieben uns fremd, und es passierte etwas, was wir uns erst nach einer geraumen Zeit einzugestehen wagten: wir langweilten uns beim Reden über den Frieden (s. Editorial *Argument* 127). Ob fünf- oder zehnfacher Overkill, das war uns ziemlich egal. Dies war jedoch nicht die einzige Schwierigkeit, die wir mit der Friedensbewegung hatten. Wir wußten nicht, wie Teil der Friedensbewegung werden, ohne die eigenen Probleme und Forderungen zurückzustellen. Zunächst einmal wußten wir nur, was wir nicht wollten. Wir wollten nicht unter die Rubrik »Frauen sind natürlicherweise zuständig für das Leben und den Frieden« in der Friedensbewegung untergehen, indem wir angesichts des »großen« Kampfes für den Frieden die »kleinen« Kämpfe zwischen den Geschlechtern als unwichtig ansehen und nicht mehr thematisieren. Besonders letzteres schien uns geradezu unverantwortlich. Die Verknüpfungen von patriarchalischen Vorstellungen und Militarismus wurden schon zu lange innerhalb der Frauenbewegung diskutiert, als daß wir sie im Kampf um den Frieden ignorieren konnten. Zudem erlebten wir ständig, wie sich auch in der Friedensbewegung männliche Politikformen durchsetzten, die Kämpfe zwischen den Geschlechtern quer zum gemeinsamen Kampf um den Frieden verliefen.

Über soviel waren wir uns im Klaren: Wenn wir uns als autonome Frauen in der Friedensbewegung organisieren, wird — bei aller Gemeinsamkeit des Themas — unser Ansatzpunkt, unsere Gewichtung und die politische Ebene, an der wir ansetzen, eine andere sein.

Unsere Ausstellung ist ein Versuch dazu. Hinter der Beschäftigung mit der Frage, wie Militarisierung des Alltags funktioniert, wie wir uns an Uniformen, Soldaten, Aggressionen, Gewalt, Zerstörung usw. gewöhnen und gewöhnen lassen, steht die Überlegung, daß Militarisierung im Alltag Stützpunkte haben muß, um wirksam zu sein. Wir wollen versuchen, die Verbindungen aufzufinden zwischen der alltäglichen Gewalt und ihren besonderen Formen gegenüber Frauen und dem, was »große Politik« ist. Auf das Ge-

* Diese Ausstellung ist ein Projekt der Arbeitsgruppe Militarismus des Sozialistischen Frauenbundes Westberlin. Fotografien: Marliese Seiler-Beck.

wohnte, alltäglich von uns Gelebte, lenken wir nicht unbedingt unsere Blicke, wenn von Friedens- und Kriegspolitik die Rede ist. Wir gucken vielmehr nach »draußen«, auf Reagan, Breschnew, Schmidt und auf die Politik, die sie machen, oder darauf, wie unsere Lebensqualität sich überall verschlechtert, weil z.B. Rüstung auf Kosten von Sozialleistungen finanziert wird, Landschaft für Manöver zerstört wird. Militarisierung und die Elemente, die für sie stehen, treten uns, betrachten wir die Dinge ausschließlich so, als etwas gänzlich Äußerliches gegenüber, das uns von den »Mächtigen« aufgezwungen wird. Von ganz wenigen wird, gewissermaßen über unsere Köpfe hinweg, eine Politik gemacht, die mit uns — wenn überhaupt — nur soviel zu tun hat, daß wir uns eine Meinung darüber bilden müssen, ob wir für oder gegen Aufrüstung sind.

Wir denken jedoch, daß auch unser Alltag von Macht, Herrschaft und Politik so durchdrungen ist, daß er Nährboden für die Beibehaltung der politischen Machtstrukturen ist und weiter, daß Macht und Herrschaft immer auch persönlich erlebt und gelebt werden müssen. Deshalb reicht es nicht aus zu sagen, daß die Gewöhnung an Militarisierung durch massenhaftes Auftreten von Militärischem vonstatten geht — quasi als Infiltration »von oben« —; so ist nicht zu erklären, warum wir uns nicht alle dagegen zur Wehr setzen. Die Frage muß deshalb sein, warum wird das Unannehmliche annehmbar für uns? Mit welchen Leidenschaften in uns geht das Nichtgewollte eine Verbindung ein? Um die Durchsetzungskraft der Militarisierung auf allen Gebieten zu begreifen, müssen wir uns ein Bild erarbeiten, das uns selbst enthält.

Wir haben uns nicht die Frage gestellt, wie es kommt, daß Frauen und Männer »so sind«. Wir können auch keine Aussage darüber treffen, ob sie wirklich und alle so sind, sondern wir haben uns auf die Mikroebene des Alltags begeben, einige Beispiele herausgesucht, deren Auswahl relativ zufällig ist, also auch keinen Vollständigkeitsanspruch erhebt, und uns gefragt, in welcher Weise kommt Gewalt darin vor und was ist mit ihr noch daran gebunden, verschränkt, und was könnte damit intendiert sein?

Unser erster Schritt bestand darin, zu sammeln, was sich an Militärischem oder mit Militärischem verbunden in unserem Alltag findet. Das war nicht wenig: Kleidung im Military-look, Kriegsspielzeug, Comics, Marschmusik, Alltagssprache, Filme, Plattencover, Haushaltsgegenstände und vieles mehr. Unsere Erfahrung dabei war, je genauer wir auf die Dinge schauten, desto mehr nahmen wir wahr. Das genaue Hinsehen schien uns deshalb auch als brauchbarer Weg, klarer zu fassen, welche Elemente wie miteinander verknüpft sind, um was für Formationen es sich im einzelnen handelt, damit das Unannehmliche annehmbar wird. Wir haben z.B. zusammengetragen, was wir alles auf einem Filmplakat sehen, haben es zerlegt in seine Bestandteile, wie Figuren, Formen, Farben — und auf diese Weise das gewohnte Bild zerstört. Erst die Zerstörung des Gewohnten machte es uns möglich, die Zusammensetzung genauer zu erkennen, die Verschränkungen der einzelnen Elemente aufzuspüren. Die nachfolgenden Beschreibungen sollen an einzelnen Beispielen veranschaulichen, wie wir das Material betrachtet haben.

Geschlechterbeziehung als Gewaltbeziehung: die Verknüpfung von Gewalt und Lust

Auf dem ersten Plakat (Abb. 1) liegt die Frau entspannt da, gelöst, wie nach einem Orgasmus. Die Verletzungen verursachen ihr keinerlei Schmerzen. Ihre Haltung wirkt zustimmend: zwischen Opfer und Täter herrscht Einverständnis. Dieses Bild spricht keineswegs ausschließlich potentielle Vergewaltiger an, sondern die im Liebesspiel »angelegte Bewegung der Flucht und Verfolgung ..., die Empfindungen von Neugier und Angst,

Schmerz und Erlösung, von Täuschung und Überraschung« (Barbara Sichtermann: *Gewalt und Lust*, in: *Courage* 12/81, S.7) machen die Verknüpfung von Lust und Gewalt für den/die durchschnittliche(n) Betrachter/Betrachterin annehmbar. (Der Aufforderungscharakter des Plakates war der FSK, Freiwillige Selbstkontrolle, zu eindeutig: das dunkle Dreieck links oben in der Ecke verdeckt ein überproportional großes Rasiermesser.) Auf dem nächsten Plakat (Abb. 2) werden in der Körperhaltung der Frau zwei Elemente miteinander verbunden: die Frau greift an, sie hat eine Waffe in der Hand, ihre Haltung drückt Festigkeit und Bewegung aus. Der Mann verteidigt sich. Gleichzeitig entspricht ihre Haltung der (gängigen Vorstellung) einer Frau, die aktiv zu sexueller Annäherung auffordert. Sie steht breitbeinig, die Hand auf die Hüfte gestützt. Ihre Kleidung ist gänzlich ungeeignet zum Kämpfen. Indem die Kampfhaltung der Frau sexualisiert wird, wird umgekehrt die aktive Sexualität der Frau aggressiv und bedrohlich. Dem entspricht die absolute Äußerung gegen alle Männer auf dem Plakat: Kein Mann wird jemals vor ihr sicher sein. Die Anordnung auf dem Bild spielt auf die angenommene Grundsexualangst der Männer vor den Frauen an.

Mit den gleichen Elementen wird z.B. im *Penthouse-Comic* für Erwachsene »Wicked Wanda« gearbeitet (Abb. 3). In der Alltagssprache finden wir ähnliche Verknüpfungen, wenn Männer »Frauen aufreißen« oder »Sexbomben« »erobern«, weibliche Annäherungsformen als »Waffen der Frau« bezeichnet werden. Das nächste Bild (Abb. 4) gibt Beispiele dafür, wie in den Bezeichnungen Frauen, das Begehrte und das gleichzeitig Bedrohliche, durch Verachtung erträglich gemacht werden. Dem entspricht auf der anderen Seite, daß die Waffen der Soldaten Frauennamen tragen. Sie heißen Anna, Berta, Cora etc. (entnommen dem Lexikon »ABC-Komiker bis Zwitschergemüse«, Redewendungen aus dem Sprachschatz unserer Beschützer, 1978)

Die Verbindung von Macht und Schönheit:

Die Mode der Macht — die Macht der Mode

Mode und Uniform (Abb. 5) haben sich stets wechselseitig beeinflußt, entweder aus Zweckmäßigkeit oder einem modischen Trend folgend. Auffallend ist, daß diese Beeinflussungen immer zu Kriegszeiten stattfanden. Bei den Uniformen findet man Ausstattungen, die den Soldaten größer und schöner erscheinen lassen und ihm ein wehrhaftes und furchterregendes Aussehen verleihen (Helm mit Feder, Schulterklappen, Fellbesatz). Viele Uniformelemente haben sich bis in die heutige Zeit erhalten, z.B. Sakko-knöpfe an den Ärmeln, der Frack, Schulterklappen, wattierte Schultern, Fellbesätze, Farben (feldgrau, olivgrün), Mäntel mit Doppelknopfreihe und Metallknöpfe.

Die Anziehungskraft der Militärmode liegt auch heute nur zum Teil in ihrer Funktionalität, z.B. Parka, Fallschirmjägerstiefel, Pilotenhosen. Die Schönheit des Mannes ist die Schönheit des Kriegers. Auch die Bundeswehrwerbung arbeitet mit ähnlichen Mitteln wie die Werbung überhaupt; die dargestellten Männerbilder sind identisch. Frauen finden solche Männer nicht nur häufig anziehend, sondern wollen, indem sie sich ebenso kleiden, an der im Bild des Kriegers implizierten Stärke und Schönheit partizipieren. Dies bestätigten uns Frauen in Bochum während einer Diskussion, angesprochen auf ihre militärisch aussehende Kleidung: »Wir wissen, daß das Stärke ausdrückt. Das ist ja auch beabsichtigt.«

Übereinstimmung von Krieg und Privatleben: Das Leben als Kampf

Der Mann als (Einzel)Kämpfer. In den Filmen von gestern und heute finden wir ihn — unmöglich zu sagen wie oft. Sein Kampf findet in der alltäglichen Umgebung statt, in der Stadt auf der Straße. Sein Alltag ist Kampf. Seine Attraktion bezieht dieses Mannbild, das, angesichts der gesellschaftlichen Entwicklung anachronistisch ist, auch aus dem berechtigten Wunsch nach Absicherung und Kontrolle der eigenen Lebensbedingungen — wenn auch für Männer und Frauen auf unterschiedliche Art und Weise. Wenn Männer davon träumen, so zu sein, wie Humphrey Bogart, Steve McQueen, Charles Bronson etc., drückt sich darin der Wunsch aus, das Leben selbst in die Hand zu nehmen, sich gegen Unrecht zu wehren, für ein Ziel, auch unter Einsatz des eigenen Körpers, zu kämpfen, für eine Sache und/oder für andere Menschen. Wenn Frauen davon träumen, von solch einem Mann geliebt zu werden, erhalten sie ihre Wichtigkeit in dieser Konstellation als das Gegenüber des kämpfenden Mannes. Sich als schwach empfindend, sind sie bereit, den Schutz des Starken anzunehmen. Der wiederum weiß angesichts der Schwachen, worum er kämpft. Das Fatale an dieser Verknüpfung ist: die Nichteinlösbarkeit des Wunsches nach Absicherung der eigenen Lebensbedingungen ist in seiner Bindung an das einzelne Individuum schon angelegt — aber Krieg ist von diesem Standpunkt aus nur die konsequente Fortführung des täglichen Kampfes mit anderen Mitteln. Parallelen finden wir wiederum in der Alltagssprache. Das Sprachbild z.B. bei Diskussionen zeigt, wie kriegerisch wir uns streiten, wie wir unser Pulver bereits bei kleinsten Anlässen verschießen. Wir sind geladen, wenn wir nicht Erfolg auf ganzer Linie haben, kämpfen an allen Fronten und werfen vielleicht zu guterletzt die Flinte ins Korn, wagen dann keinen Vorstoß mehr oder blasen sogar alles ab. Wir empfehlen jedem, sich einmal die Berichterstattung eines Fußballspiels im Rundfunk anzuhören. Das Leben als Kampf spiegelt sich nicht nur in der Sprache wider, sondern die Sprache stellt diese Beziehung auch her.

Die Übertragung alter Kampfformen auf die Gegenwart und Zukunft: Krieg als Abenteuer

Das Plakat zu dem Film »Ende einer Odyssee« (Abb. 6) zeigt zwei Männer, deren Ausrüstung eine ganze Reihe altertümlicher Teile aufweist. Sie sind bewaffnet mit (Laser-)Pistolen, ihre Helme erinnern an altägyptische Kopftücher, ihre Kampfanzüge an Ritterrüstungen. Über dem Bild die Ankündigung, daß diese beiden eine ganze überirdische Flotte aufhalten. Suggestiert wird: Auch in den Kriegen der Zukunft wird Mann gegen Mann gekämpft: Mit Hilfe des Bildes des Mannes als Einzelkämpfer wird die Wirklichkeit eines Atomkriegs verschwiegen. Krieg erscheint vielmehr als eine exotische Ausnahmesituation, in der die Männer ihr Mannsein unter Beweis stellen können. Die Verbindung von Krieg und Abenteuer findet sich sowohl in fast allen Kriegsfilmen, als auch in den Abenteuerfilmen, unabhängig davon, ob sie in der Zukunft, der Gegenwart oder der Vergangenheit spielen. Die Ausgestaltung des Wunsches, »Etwas zu erleben«, dem — für die meisten so wenig aufregenden, weil wenig anregenden — Alltag zu entkommen, ist aufgrund der Identität des Mannes als Krieger nur denkbar als Kampf. Abenteuer und Kampf sind fast identisch.

Die gleiche Verbindung finden wir in der Werbung, wenn z.B. Camel mit dem Spruch »Freiwillige gesucht« für eine Rallye durch irgendwelche Urwälder wirbt oder eine Kosmetikfirma mit dem Spruch: »Er flog schon viele riskante Einsätze in seinem Leben —

aber er hat nur ein Rasierwasser.« Auch die Hersteller von Kriegsspielzeug halten an der Vorstellung fest und produzieren sie gleichzeitig, daß sich der Mann erst im Kampf, sprich: Krieg, beweist und bietet entsprechendes Spielzeug schon mal zum Üben an. Die Möglichkeit eines Atomkrieges findet im Kriegsspielzeug keine Entsprechungen.

Kriegsästhetik und Technikfaszination

Ein Verlag, der sich laut eigener Angabe mit Motorsport beschäftigt, verschickte auf Anfrage Wandposter, betitelt: Panzerkompanie, Phantom II I-4C Rotte, Leopard Kolonne oder mit Motiven, die z.B. einen Soldaten mit Helm zeigen, der offensichtlich im Einsatz ist, als Gegenlichtaufnahme vor der untergehenden Sonne oder einen Gebirgsjäger in schneebedeckten Bergen. Sicherlich ist dieser nicht der einzige Verlag, der solche Poster produziert, die wohl ins Wohnzimmer zu hängen sind, als Ersatz für den sonst so beliebten röhrenden Hirsch. Derselbe Verlag bietet in seinem Prospekt eine fast unzählbare Menge von Büchern an, die Einzelaspekte des ersten und zweiten Weltkrieges zum Thema haben. Z.B. »Die Einzelkämpfer der Kriegsmarine« oder »Tunesien 42/43 — Luftkämpfe über Fels und Wüste« oder »Holt Hartmann vom Himmel. Die Geschichte des erfolgreichsten Jagdfliegers der Welt«. In jedem Kiosk findet man ein reichhaltiges Angebot an Militärzeitschriften, die z.B. Patronenhülsen so kunstvoll fotografieren, daß der Eindruck entsteht, es handle sich um Lippenstifthülsen. Die von uns (Abb. 7) vorgenommene Interpretation des Technikdesigns läßt sich ziemlich mühelos auf einen Großteil der in den Zeitschriften abgebildeten Waffen und Waffenteile anwenden. Wir gingen davon aus, daß sowohl die Fotografen als auch die Hersteller solcher Waffen, die in der Regel Männer sind, etwas schaffen wollten, das »ihm« gleicht, in Macht und Herrlichkeit.

Die Freude an schönen Fotografien, die Vorstellung, Pilot solcher Kampfflugzeuge oder Fahrer solcher Panzer zu sein, also die Beherrschung dieser Techniken, die Verbindung von Romantik und Abenteuer, wie sie in den Soldatenbildern erscheint, das Wiedererkennen eigener Formen, wie im Waffendesign, sind hier die Verknüpfungen. Verbunden mit dem Interesse an Technik und Geschichte werden »leidenschaftliche Sammler« angesprochen. Auf Glanzpapier erfährt der Besteller z.B. »Legendäres und Geheimnisumwittertes« über »die spektakulärste Kanone überhaupt« (Zitate aus den Prospekten). — Um vielleicht einem Mißverständnis vorzubeugen: es geht uns nicht um ein Veröffentlichungsverbot.

Die Faszination, die Technik ausübt, liegt wohl auch dem Spaß an Kriegsspielzeug zugrunde. Kinder, die mit solchem Kriegsspielzeug spielen, interessieren sich nicht eindeutig für den Krieg, sondern nehmen die Gelegenheit wahr, ihre Aggressionen auszudrücken und abzuführen. Aber das Spielzeug prägt der Abfuhr Inhalte auf — Vorstellungen von Männlichkeit, ein bestimmtes Verständnis von Geschichte, die Faszination immer perfekterer Rüstungstechnik und der damit verbundenen Gewaltpotentiale, das unzureichende Verständnis von sozialen und politischen Konflikten. Vom Ritterkampf bis zum modischen Panzer können Kinder schrittweise die Entwicklung der Bilder der Todesbereitschaft nachlernen.

Wie schon eingangs beschrieben, ist die Auswahl der Bereiche, die wir untersucht haben, zufällig. Es fehlen noch ganz wesentliche Bereiche, die wir nur ungenügend oder noch gar nicht untersucht haben. Wir werden das noch tun. So die Alltagsgegenstände, die uns umgeben und mit denen wir umgehen. Beispielsweise das Reinigungsmittel »Der

Generak« oder die Feueranzünder in Pistolenform, die Hi-fi-Serie von Sony im Bundeswehrdesign usw. Wir haben auch erst angefangen, uns die Musik näher anzuhören im Hinblick auf militärische Elemente.

Die bisherige Arbeit daran hat nicht nur den Blick für den Alltag sensibilisiert, sondern es ist auch ein von uns nicht vorherschaubarer Effekt eingetreten: wir bekamen ein weitergehendes Interesse an dem, was zu Frieden/Rüstung/Militär gesagt/geschrieben/getan wird — das finden wir alles nicht mehr langweilig. Wir haben einen Zugang gefunden, der an uns nicht nur als potentielle Opfer appelliert. Wir erklären uns das vor allem durch unsere Herangehensweise, durch die Eigentätigkeit, die Freude am Entdecken und Auffinden, durch das Herstellen der Plakate und Collagen, die vielfältigen Anforderungen an uns, die kollektive Arbeit — das alles hat uns ziemlichen Spaß gemacht und wir empfehlen unser Vorgehen hiermit weiter.



Abbildung 1

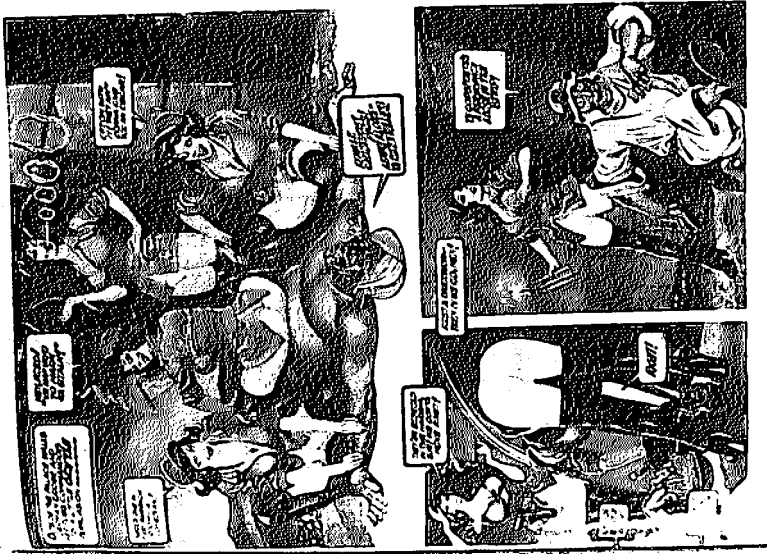


Abbildung 3

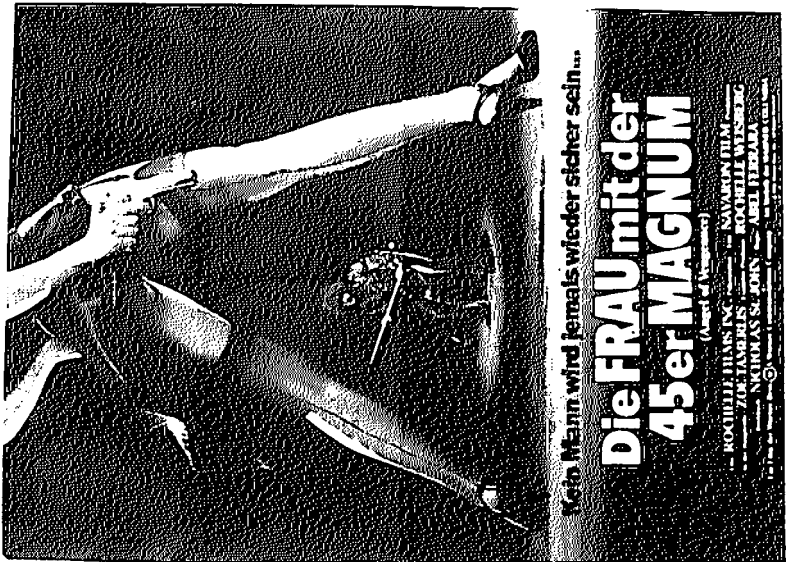


Abbildung 2

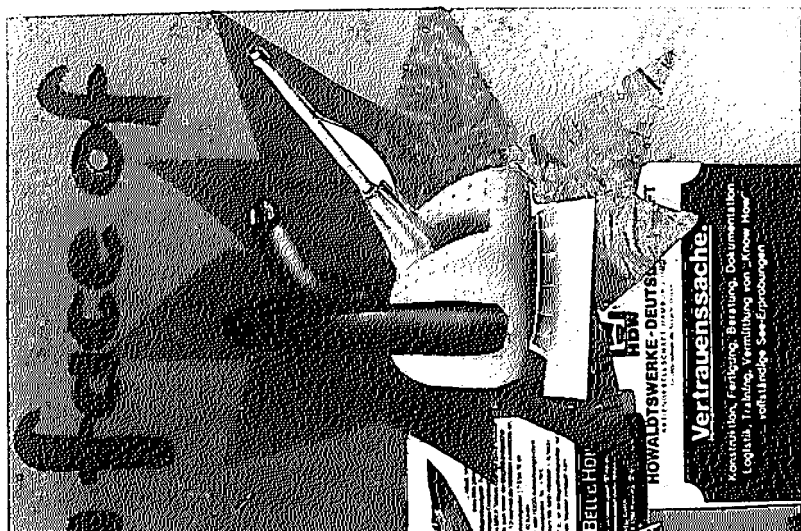


Abbildung 7



Abbildung 6

Kommentierte Bibliographie: Friedensfragen (1)

Redaktionelle Vorbemerkung: Die Bibliographie wendet sich an Leser, die sich bislang nicht näher mit den wissenschaftlichen und politischen Diskussionen um Frieden und Abrüstung befaßt haben, und soll ihnen einen Einstieg in diesen Themenbereich ermöglichen. Diese Bibliographie wird ähnlich der »Kommentierten Bibliographie: Umweltfragen« über die wichtigsten Thesen und Theorien, über relevante Kontroversen, Autoren und Texte informieren. Sie soll selbständige Weiterarbeit ermöglichen. Die Themen werden sein: Massenvernichtungsmittel; Rüstungspolitik von NATO, WVO und Dritter Welt; Rüstungsökonomie und -handel; Alternative Sicherheitspolitik; Abrüstungs- und Rüstungskontrollpolitik, Friedensforschung; Gewerkschaften, Frauen, Kirchen, Ökologiebewegung und Frieden.

Jo Rodejohann

Informationsmöglichkeiten — Informationsbarrieren

Friedensbewegung und Friedensforschung, die auf eine öffentliche und informierte Diskussion als Bedingung und Möglichkeit demokratischer Willensbildung auch in der Rüstungs- und Abrüstungspolitik setzen, sehen sich vielfältigen Schwierigkeiten gegenüber. Dabei geht es einmal darum, die vorhandenen Informationsmöglichkeiten auszuschöpfen, ohne der Gefahr zu erliegen, sich im Raketenzählen oder in der Faszination der Militärtechnologie zu verlieren. Eine wichtige Arbeit ist es dabei, die in Teil-Öffentlichkeiten wie der militärfachlichen Diskussion erzeugten Informationen so zu erschließen und zu übersetzen, daß sie politisch umsetzbar sind. Zum anderen geht es darum, die vorhandenen Informationsbarrieren offensiv anzugehen; besonders den Anspruch der Akteure in den Staatsapparaten, die Themen öffentlicher sicherheitspolitischer Diskussion zu bestimmen und durch selektive sowie nicht selten verzerrte und falsche Informationen zu steuern. Dieser Anspruch hat sich in den letzten Jahren unter dem Druck vermehrter Rechtfertigungsprobleme militärischer Sicherheitspolitik und der wachsenden Friedensbewegung verstärkt.

1. Politische Informationsbarrieren

Die Gefahr einer manipulierten öffentlichen Meinung »ist im Bereich der Militärpolitik umso ernster, als hier kritische Publizistik ohne Tradition ist.«¹ Dieser in den sechziger Jahren erhobene Befund zur westdeutschen Militärpublizistik hat wenig von seiner Gültigkeit verloren. Noch immer gilt für Wissenschaft und Journalistik in Rüstungs- und Abrüstungsfragen, daß »im allgemeinen die Definition der Realität, wie sie von einer Bürokratie gegeben wird, als wahr akzeptiert« wird.² Unverändert hat auch die Sorge Bestand, daß sich die »manipulative Publizistik« in »der politischen Praxis des Militärapparats mit den Prinzipien der vorindustriellen repräsentativen Öffentlichkeit, neue mit alter Arkanpraxis (Geheimhaltungspraxis) zu verbinden« droht.³

Die in den letzten Jahren gewachsenen Anstrengungen von Friedensforschung und -bewegung, den Monopolanspruch der herrschenden militärischen Sicherheitspolitik auf öffentliche Information und verbindliche Definition von politischer Wirklichkeit durch Momente einer Gegenöffentlichkeit zu unterlaufen, haben heftige politische Reaktionen ausgelöst.

Zur Abwehr dieser als Bedrohung und Übel wahrgenommenen kritischen Öffentlichkeit wurden vielfältige Mittel der persönlichen und politischen Stigmatisierung⁴ von Wissenschaftlern und Journalisten angewandt. Als Friedensforscher 1974 darauf hinwiesen, daß das Kampfflugzeug Tornado sehr viel teurer werden würde, als offiziell behauptet, wurden diese vom Bundesverteidigungsminister Leber als »Spinner« abgetan. Die heute offiziell genannten Preise für das Kampfflugzeug haben die schlimmsten Befürchtungen von damals schon längst übertroffen. Wo Versuche unternommen wurden, das militärische Kräf-

teverhältnis in Europa kritisch zu untersuchen, wurden diese in der mit Einrichtungen der psychologischen Kampfführung der Bundeswehr verbundenen Zeitschrift »Beiträge zur Konfliktforschung« als unwissenschaftlich diffamiert. Ähnlich erging es dem Friedensforscher und früheren Offizier Mechtersheimer, der zunächst eine kritische Untersuchung der Entwicklung und Beschaffung des Kampfflugzeugs Tornado vorlegte und dafür sanktioniert und später — als er sich zu einem Kritiker des NATO-Doppelbeschlusses entwickelte — in der gleichen Zeitschrift als sowjethörig denunziert wurde.⁵ (Daß es hier nicht nur um die Abwehr »linker« Kritik geht, sondern jeder Kritik an der militärischen Sicherheitspolitik, die öffentlich vorgetragen wird, zeigt das Beispiel eines Systemanalytikers, der die Beschaffungspraxis des Bundesverteidigungsministeriums als ineffizient kritisierte.⁶)

Diese Vorgänge haben sich in dem von CDU/CSU unternommenen Versuch verdichtet, die Friedens- und Konfliktforschung in der Bundesrepublik Deutschland durch Zerstörung der Deutschen Gesellschaft für Friedens- und Konfliktforschung (DGFK) als zentraler Förderungseinrichtung weitgehend zum Schweigen zu bringen. Nach Bayern und Niedersachsen sind nun auch Baden-Württemberg und Schleswig-Holstein aus der DGFK ausgetreten. In einem von der bayerischen Landesregierung zur nachträglichen Rechtfertigung ihrer Entscheidung bestellten Gutachten über die Friedensforschung wird der Versuch zur Konstituierung einer Gegenöffentlichkeit als »Mandatsüberschreitung« von Wissenschaft gerügt. Friedensforschung wird dort in die Nähe der Staatsfeindlichkeit gerückt, wenn es heißt, daß die »von Friedensforschern betriebene 'Öffentlichkeitsarbeit' (...) durchaus nicht immer illegale Ziele ('staatsfeindliche Forschungsberichte')« verfolgt. Und weiter: »Doch fällt die Beeinflussung der Öffentlichkeit durch Friedensforschung in aller Regel außerordentlich einseitig aus — etwa nur in Richtung auf Lockerung der (staatstragenden) 'Schutz-Gehorsams-Beziehung' und nie zu ihrer Stärkung (...)«⁷

Nun kann dieser Vorgang nicht unbedingt verwundern. Schon vor Jahren war klar gesehen worden, daß ein Bruch mit dem als Abschreckungspolitik rationalisierten System organisierter Friedlosigkeit (Senghaas) ohne öffentliche Kontroversen nicht möglich sein würde, und daß eine Kritik naiv bleibt, die »nicht diese Konzeption und die an sie gebundenen Bewußtseinsstrukturen und Organisationen regelrecht angreift«.⁸ Wie hart diese Kontroversen sein werden, wird nicht immer klar gesehen. Hierher gehört, daß Rüstungspolitik in besonderer Weise durch herrschaftlich instrumentalisierte Geheimhaltung bestimmt ist. Der Extrempunkt wird durch ein Urteil des Bundesgerichtshofs aus dem Jahr 1960 beschrieben. Danach können selbst wissenschaftliche Arbeiten strafbar sein, wenn sie ausschließlich aus öffentlich zugänglichen und zur öffentlichen Kenntnisnahme bestimmten Quellen schöpfen, aber als Ergebnis Zusammenhänge erhellen, die im Staatsapparat als geheimhaltungsbedürftig bestimmt werden. Aktuelle Vorgänge wie die Verurteilung von zwei Friedensforschern in Norwegen, die durch sorgfältige Auswertung öffentlich zugänglicher Informationen die Einbindung Norwegens in die atomaren Kriegsführungseinrichtungen der USA nachweisen konnten⁹, oder die Zusammenstellung einer Karte von Atomwaffenstützpunkten in Westdeutschland auf gleiche Weise, die aber ebenfalls als geheimhaltungsbedürftig erklärt wurde, machen deutlich, daß hier gefährliche Möglichkeiten liegen, eine engagierte Friedensforschung und -bewegung schon auf der Ebene bloßen Informationsbegehrens zu kriminalisieren.

2. Grundlegende Informationsmöglichkeiten

Wo liegen nun die Informationsmöglichkeiten für Friedensbewegung und -forschung, welche Schwierigkeiten gibt es dabei? Grundsätzlich kann davon ausgegangen werden, daß hierzulande so viele Informationen öffentlich zugänglich sind, daß eine informierte und abrüstungsorientierte Diskussion möglich ist. Diese Möglichkeiten reichen erheblich

weiter, als in der Öffentlichkeit und in der Friedensbewegung häufig angenommen wird. Allerdings ist der Zugang nicht immer einfach. Sehr oft sind Informationen zwar öffentlich zugänglich, aber nicht öffentlich bekannt; es fehlt eine organisierte Übersetzungsagentur, die Teil-Öffentlichkeiten (z.B. Friedensforschung, militärische Fachdiskussion) und allgemeine Öffentlichkeit verbindet. Neben dieser Schwierigkeit wirkt auch die Bewertung der Informationen erhebliche Probleme auf. Denn Informationen im Bereich der Rüstungs- und Abrüstungspolitik sind in aller Regel stark von politischen Interessen bestimmt.

Die gegenwärtige Diskussion um das sogenannte eurostrategische Kräfteverhältnis bei den Atomwaffen, Kernstück in der Begründung des NATO-Doppelbeschlusses, ist ein gutes Beispiel für die vielfältigen Probleme des Zugangs und der Bewertung von öffentlichen Informationen. Sie zeigt sehr deutlich, daß die Möglichkeiten von Friedensforschung und -bewegung nicht darin liegen können, einen zuverlässigeren militärischen Kräftevergleich als Militärs versuchen zu wollen. Denn es ist aufgrund der verfügbaren Informationen nicht möglich, zu selbständigen und zuverlässigen Bewertungen dieses Kräfteverhältnisses zu kommen, weil die Informationen alle aus militärischen und geheimdienstlichen Quellen stammen; es ist allein möglich, Widersprüche in den öffentlich zugänglichen Aussagen zu bestimmen. Friedensforschung und -bewegung, so zeigt dieses Beispiel, sollten ihre Anstrengungen dort konzentrieren, wo sie nicht wie der Hase immer wieder einem Igel konfrontiert sind, der mit selektiver Informationspolitik einen prinzipiell nicht einholbaren Vorteil hat. Ihre Möglichkeiten liegen in einer kritischen, politischen Bewertung der Frage, ob eine Fortsetzung der herrschenden militärischen Sicherheitspolitik noch länger verantwortet werden kann. Dafür reichen die öffentlich verfügbaren Informationen über den Rüstungsprozeß aus. —

Wer sich einen allgemeinen Überblick über Informationsmöglichkeiten zur Rüstungs- und Abrüstungspolitik verschaffen will, kann jetzt auf zwei *Forschungsführer* zurückgreifen:

Albrecht, U., u.a.: A short research guide on arms and armed forces. London, Croom Helm 1978.

Arkin, W.M.: Research guide to current military and strategic affairs. Washington, Institute für Policy Studies 1981.

Das Buch von Arkin ist in seiner Art konkurrenzlos. Es erschließt und bewertet praktisch sämtliche auf Englisch öffentlich zugängliche Informationsquellen — weltweit. Es ist allerdings vor allem für Interessenten in den USA voll nutzbar, denn ein großer Teil der nachgewiesenen Materialien wird hierzulande schwer erhältlich sein. Gleichwohl ist es für jeden unersetzbar, der sich intensiver mit Rüstungs- und Abrüstungsfragen beschäftigen will. Die Arbeit von Albrecht u.a. hat demgegenüber einen begrenzteren Zugriff, ist aber besonders für Quellen im nicht-englischen Sprachraum wichtig. Für einen weniger umfassenden Anspruch und zum Einstieg reicht auch die frühere, kürzere deutsche Fassung aus:

Albrecht, U., u.a.: Forschungsführer Militär und Rüstungsindustrie. In: Technologie und Politik, 4/1976, S.129-179.

Die in beiden Büchern umfassend nachgewiesenen Informationsquellen sind vor allem amtliche Druckschriften, Handbücher, Fachzeitschriften, Informationsdienste und Bibliographien.

Amtliche Druckschriften werden von vielen Verteidigungsministerien regelmäßig herausgegeben. In der aktuellen Diskussion spielen besonders die beiden jährlichen Berichte des amerikanischen Verteidigungsministeriums eine Rolle, die jeweils im Januar erscheinen und kostenlos erhältlich sind, zuletzt:

U.S. Department of Defense: Annual Report Fiscal Year 1983. Washington D.C., GPO 1982.
 U.S. Department of Defense, Joint Chiefs of Staff: United States Military Posture for FY 1983.
 Washington D.C., GPO 1982.

Der Bundesminister der Verteidigung gibt eine entsprechende Veröffentlichung heraus, allerdings nicht jährlich, zuletzt:

Der Bundesminister der Verteidigung: Weißbuch 1979. Zur Sicherheit der Bundesrepublik Deutschland und zur Entwicklung der Bundeswehr. Bonn, Presse- und Informationsamt, o.J. (1979).

Parallel zu den wachsenden Rüstungsausgaben, die allein in diesem Jahr weltweit über 500 Milliarden US-Dollar betragen, haben sich in den letzten Jahren immer mehr Verlage dem einträglichen Geschäft mit militärischer Literatur zugewandt. Ein großer Teil ist als Informationsquelle nur bedingt nutzbar, sondern dient militaristischen Zielen oder so ausnutzbaren Bedürfnissen (z.B. die technische Faszination von Waffen). Aber auch die Zahl der verfügbaren militärischen Nachschlagewerke und *Handbücher* wächst. So sind die Besonderheiten von Panzern und Artilleriegeschützen ausführlich in »Jane's Armour and Artillery« nachzulesen; dort finden sich auch Hinweise auf Exporte und Lizenzvergaben. Entsprechende Werke gibt es für andere Waffentypen. Sie sind im einzelnen in den erwähnten Forschungsführern nachgewiesen und bewertet. Dort finden sich auch Hinweise auf spezielle Wörterbücher, Lexika und Abkürzungsverzeichnisse, ohne die militärfachliche Texte häufig unverständlich bleiben.

Von allgemeiner Bedeutung für die Friedensbewegung sind besonders folgende Handbücher, auf die in der öffentlichen Diskussion auch immer wieder Bezug genommen wird. Außerordentlich wichtig sind die Jahrbücher des schwedischen Friedensforschungsinstituts SIPRI, die seit 1969 erscheinen, zuletzt:

SIPRI: World Armaments and Disarmament. SIPRI Yearbook 1981. London, Taylor & Francis Ltd. 1981.

Diese SIPRI-Jahrbücher, besonders seit sie in auszugsweiser deutscher Übersetzung vorliegen,

SIPRI-Jahrbuch 1979 (Auszüge). Frankfurt/M., Haag + Herchen 1979 (= Militärpolitik Dokumentation 13).

Rüstungsjahrbuch '80/81. Reinbek, Rowohlt 1980.

SIPRI: Rüstungsjahrbuch '81/82. Reinbek, Rowohlt 1981.

sind eine grundlegende Informationsquelle für Friedensforschung und -bewegung. Das letzte Jahrbuch bietet neben Kapiteln über Rüstungsausgaben, Rüstungsproduktion und Rüstungsexporte weitere spezielle Beiträge über die Entwicklung der Rüstungstechnologie und der Abschreckungsstrategie, die wachsende Nutzung des Weltraums für militärische Zwecke und die neueren Tendenzen im Bereich der Atomwaffen und der Anti-Raketen-Systeme. Dazu kommen umfangreiche Berichte über die jüngsten Entwicklungen in der Rüstungskontroll- und Abrüstungspolitik: Die zweite Überprüfungskonferenz des atomaren Nichtweiterverbreitungsvertrages, Atomwaffentests, die politische Umsetzung von Rüstungskontrollabkommen, die Resolutionen und Diskussionen der letzten UNO-Vollversammlung, das SALT-Abkommen, das Verbot unmenschlicher und nicht-diskriminierender Waffen sowie über die Europäische Sicherheit als Thema der KSZE-Nachfolgekonferenz. Bemerkenswert ist, daß SIPRI in den letzten Jahren klarer als zuvor politische Stellung nimmt. Als eine Art Überblicksinformation ist noch immer eine ältere SIPRI-Veröffentlichung hilfreich:

SIPRI: Rüstung und Abrüstung im Atomzeitalter. Ein Handbuch. Reinbek, Rowohlt 1977.

Allerdings zeigt sich gerade am Beispiel von SIPRI, daß Handbücher jeglicher Herkunft grundsätzlich kritisch zu nutzen sind. So findet sich im neuesten Jahrbuch eine Tabelle, die die durchschnittlich zwanzigfach höhere Forschungsintensität der Rüstungsproduktion im Vergleich zur Fertigung entsprechender ziviler Produkte belegen soll. Für west-

deutsche militärische Forschungs- und Entwicklungsausgaben wird für das Jahr 1975/76 eine Quelle angeführt, die bereits 1972 erschienen ist. Häufig ist aber auch zu beobachten, daß die Informationen in Handbüchern von den Autoren sorgfältig quellenkritisch bewertet werden, die Benutzer aber solche Einschränkungen nicht beachten. (Eine allgemeine Bewertung der SIPRI-Jahrbücher, wie auch der bereits erwähnten Handbücher von Jane's und der unten angeführten des IISS findet sich bei Albrecht u.a.)

Ein weiteres Problem wird an der deutschen Ausgabe des SIPRI-Jahrbuchs deutlich: die Übersetzung von militärfachlichen Texten wirft erhebliche Probleme auf. Die Seiten 65-68 verdeutlichen beispielhaft die Schwierigkeiten, stehen aber nicht für die Qualität der ganzen Übersetzung. So wird »surgical« mit »operationell« übersetzt, statt wie in der militärischen Fachsprache einfach mit »chirurgisch«; »saturation« wird zur »Satisfaktion«, was dann zur wenig sinnvollen Übersetzung von »saturation bombing« mit »Vergeltungsbombardierung« statt »Bombenteppich« führt. Allerdings scheint hier die Übersetzung nicht nur fachliche Schwierigkeiten bereitet zu haben. So wird »The military answer« mit »Die militärische Antwort« übersetzt, aber sinnvoll wäre »Die Militärs antworten« gewesen, zumal dann der Satz auch ein Verb hat. An anderer Stelle werden »high stakes« zu »hohen Fehlerquellen« statt »hohe Risiken« und »overstated« wird zu »an den Haaren herbeigezogen« statt »übertrieben«. Solche Probleme werden bei Übersetzungen zur Rüstungspolitik immer wieder beobachtet, so daß bei Unklarheiten meistens der Rückgriff auf das Original sinnvoll ist. Allerdings scheinen sich hier auch die Widerstände zu spiegeln, die das Lesen von militärfachlicher Literatur häufig aufgrund der ihr eigenen Sprache erzeugt. So ist »collateral damage« der Schaden, der bei einem Waffeneinsatz entsteht, aber für den militärischen Zweck überflüssig ist. Der Begriff läßt den Sachverhalt völlig verschwinden, daß damit die Opfer in der Zivilbevölkerung, die Zerstörung von Städten, Dörfern und Natur beschrieben werden — sie erfolgen aus militärischer Sicht ja nur »indirekt« (collateral), eher beiläufig.

Eine wichtige Ergänzung zu den SIPRI-Jahrbüchern sind die jährlichen Berichte der Amerikanerin Sivard, zuletzt:

Sivard, R.L.: World Military and Social Expenditures 1981. Leesburg Va., World Priorities 1981.

Neben Angaben zum Stand des weltweiten Rüstens finden sich hier Informationen über Bildung, Gesundheit, Ernährung und Wasserversorgung. Damit werden Prioritäten und Defizite gesellschaftlicher Entwicklung im Zusammenhang mit Rüstung deutlich gemacht; sowohl innerhalb der einzelnen Staaten wie zwischen ihnen. Eine besondere Übersicht weist für jeden Indikator den Rang eines Staates im internationalen Vergleich nach. Dabei zeigt sich zum Beispiel, daß die Bundesrepublik Deutschland bei den Rüstungsausgaben pro Einwohner den Rang 11 einnimmt, bei der Zahl der Schüler pro Lehrer aber Rang 21. Die Sivardschen Berichte verbessern die Grundlagen für die umfassende, quantitative und qualitative Darstellung des Rüstungsprozesses, die bisher auf erhebliche methodische und datenmäßige Schwierigkeiten stößt. Diese werden in einem umfangreichen Anhang erörtert. Hier findet sich auch eine eingehende Kritik der Versuche, die Rüstungsausgaben der UdSSR und der anderen Staaten der Warschauer Vertragsorganisation zu schätzen, die sich ähnlich wie entsprechende Bemühungen in den SIPRI-Jahrbüchern wohlthuend von der unkritischen Art unterscheidet, in der in der öffentlichen Diskussion hierzulande offizielle amerikanische Angaben übernommen werden. Hervorzuheben ist noch, daß sich die Berichte durch vielfältige grafische Umsetzungen der Informationen auszeichnen. Eine ältere Ausgabe des Berichts ist übersetzt zugänglich:

Sivard, R.L.: Entwicklung der Militär- und Sozialausgaben in 140 Ländern der Erde. WMSSE 1979. Frankfurt/M., Haag + Herchen 1979 (= Militärpolitik Dokumentation Beiheft 1).

Eine Zusammenfassung des Berichts für 1980 wurde in

Albrecht, U., u.a. (Hrsg.): *Weltpolitik. Jahrbuch für Internationale Beziehungen* 1. Frankfurt/M. New York, Campus 1981

aufgenommen. Dieses Jahrbuch enthält neben Aufsätzen auch zu Rüstungs- und Abrüstungsfragen eine Reihe von Chronologien, von denen einige wichtige Informationen zum Thema enthalten (z.B. Umstürze und Staatsstreich; Flüchtlingsbewegungen).

Zu verweisen bleibt noch auf zwei weitere jährlich erscheinende Handbücher, auf die in der öffentlichen Diskussion immer wieder Bezug genommen wird, die aber in ihren Informationen stark durch die Interessen der herrschenden militärischen Sicherheitspolitik geprägt und auch von ihr abhängig sind. Zum einen geht es um

International Institute for Strategic Studies: *The Military Balance 1981-1982*. London. IISS 1981.

Die letzten drei Ausgaben sind auch ins Deutsche übersetzt worden, zuletzt:

Streitkräfte 1981/82. Die »Military Balance« des Internationalen Instituts für Strategische Studien, London. München, Bernard & Graefe 1982.

Zum anderen handelt es sich um die Veröffentlichung der amerikanischen Rüstungskontroll- und Abrüstungsbehörde:

U.S. Arms Control and Disarmament Agency: *World Military Expenditures and Arms Transfers 1970-1979*. Washington D.C., GPO 1981.

Beide Quellen sind für eine genauere Beschäftigung mit den quantitativen Dimensionen des Rüstungsprozesses unverzichtbar. Allerdings sollten dann kritische Bewertungen dieser Handbücher herangezogen werden, wie:

Brzoska, M., u.a.: *An assessment of sources and statistics on arms transfers and military expenditure data*. Hamburg, Arbeitsgruppe Rüstung und Unterentwicklung 1980, mimeo.

Eine deutsche Zusammenfassung findet sich in:

Brzoska, M.: *Rüstung und Dritte Welt. Zum Stand der Forschung*. München u.a., Weltforum Verlag 1981.

Diese Arbeit bietet zugleich eine Überblicksinformation zum Thema. Ein ähnlicher Text liegt bisher nur zur Frage der Umstellung von Rüstungsproduktion auf zivile Fertigung vor:

Albrecht, U.: *Rüstungskonversionsforschung. Eine Literaturstudie mit Forschungsempfehlungen*. Baden-Baden, Nomos 1979.

Neben diesen Hand- und Jahrbüchern gibt es eine weitere wichtige Quelle für Informationen über Rüstungs- und Abrüstungsfragen, nämlich die Veröffentlichungen der Vereinten Nationen. Deren Berichte zu unterschiedlichen Aspekten liegen in der Regel nicht auf Deutsch vor, weil diese Sprache nicht zu den Amtssprachen der UN gehört; allerdings hat sich bisher auch die Bundesregierung nicht veranlaßt gesehen, diese Berichte regelmäßig zu übersetzen. Eine Ausnahme stellt

Die wirtschaftlichen und sozialen Folgen des Rüstungswettlaufs. Bericht des Generalsekretärs der Vereinten Nationen. Frankfurt/M., Haag + Herchen, o.J. (= *Militärpolitik Dokumentation* 8).

dar, die allerdings privat erfolgte. Gerade im Zusammenhang mit den Sondergeneralversammlungen der UN über Abrüstung in den Jahren 1978 und 1982 sind wichtige Berichte entstanden, die einen guten Überblick verschaffen. Folgende Zeitschriften berichten laufend über die Arbeit der UN: *Vereinte Nationen* (Bonn), *Disarmament* (New York) und *Disarmament Times* (New York); zusätzlich gibt das Centre for Disarmament (United Nations, Palais des Nations, Genf) regelmäßig Informationsblätter heraus, die den Inhalt wichtiger UN-Berichte zusammenfassen.

3. Friedensforschung und Friedensbewegung

Wie bekommt man Informationen zur Friedensforschung und zur Friedensbewegung? Zunächst sind drei Zeitschriften zu erwähnen, von denen zwei eher informierend-dokumentierend ausgerichtet sind, während die dritte Forschungsergebnisse aus der Friedensforschung veröffentlicht. Dabei handelt es sich um die gemeinsam von der Arbeitsgemeinschaft für Friedens- und Konfliktforschung und der Hessischen Stiftung Friedens- und Konfliktforschung herausgegebenen *Friedensanalysen. Vierteljahresschrift für Erziehung, Politik und Wirtschaft*. Bisher liegen 14 Ausgaben vor, die alle in der edition suhrkamp erschienen sind. Einen aktuellen Informationsdienst über Rüstungs- und Abrüstungsfragen, über Entwicklungen in der Friedensbewegung sowie des Rechts der Kriegsdienstverweigerung und des Zivildienstes stellt die *antimilitarismus information* (Bezug: Schade, Sömmeringstr. 17, 6000 Frankfurt/Main 1) dar, während die *Militärpolitik Dokumentation* (Bezug: Haag + Herchen, Fichardstr. 30, 6000 Frankfurt/M. 1) umfassende Dokumentationen zu einzelnen Themen vorlegt. Für weitere Informationen besonders zur Friedensarbeit ist das Handbuch

Aktion Sühnezeichen/Friedensdienste (Hrsg.): *Aktionshandbuch 2. Frieden schaffen ohne Waffen*. Bornheim-Merten, Lamuv 1981

von großem Nutzen. Über internationale Entwicklungen in der Friedensbewegung berichten zwei Zeitschriften, nämlich *Disarmament Campaigns* (Anna Paulownaplein 3, NL-2502 ES The Hague, Holland) und das *European Nuclear Disarmament Bulletin* (Bertrand Russell House, Gamble Street, Nottingham NG7 4ET, England). Wichtige Berichte aus Friedensforschung und Friedensbewegung finden sich auch im *Bulletin of Peace Proposals* (Universitetsforlaget, Journals Department, P.O. Box 2959, Tøyen, Oslo 6, Norwegen). Zusätzlich sind noch drei Informationsdienste zu erwähnen, die Berichte zur Rüstungs- und Abrüstungspolitik bringen: Vor allem über britische Entwicklungen berichtet *ADIU-Report* (kostenlos von: ADIU, SPRU, Mantell Building, University of Sussex, Falmer, Brighton BN1 9RF, England), während für Entwicklungen in den USA *Arms Control Today* (The Arms Control Association, 11 Dupont Circle NW, Washington D.C. 20036, USA) und *The Defense Monitor* (Center for Defense Information, 122 Maryland Ave. NE, Washington D.C. 20002, USA) sehr wertvoll sind.

Die Friedensforschung wird in der Bundesrepublik Deutschland hauptsächlich von der Deutschen Gesellschaft für Friedens- und Konfliktforschung (DGFK) gefördert (Theaterplatz 28, 5300 Bonn 2 Bad Godesberg). Auf die politischen Angriffe gegen die DGFK wurde bereits hingewiesen; wer sich selbst ein Bild machen will, kann dies anhand der folgenden Veröffentlichungen tun, die in der Regel kostenlos abgegeben werden: *DGFK-Informationen* (berichten laufend über die Förderungstätigkeit und bringen Berichte zur Friedensforschung), *DGFK-Hefte* (zuletzt: Nr. 14, Frieden und Ökologie. Bericht über ein Kolloquium des Konzils der Friedensforscher) und *DGFK-PP. Papiere für die Praxis* (bringen Zusammenfassungen von Forschungsergebnissen, zuletzt: Nr. 36, Globale Sicherheitsprobleme in den nächsten Jahrzehnten). Ähnlich informieren auch die beiden Friedensforschungsinstitute Hessische Stiftung Friedens- und Konfliktforschung (HSFK) und das Institut für Friedensforschung und Sicherheitspolitik an der Universität Hamburg (IFSH) über ihre Arbeit. Die HSFK (Leimenrode 29, 6000 Frankfurt/Main 1) gibt neben Verzeichnissen ihrer Publikationen, in denen die *HSFK-Studien*, die *HSFK-Arbeitspapiere* und die *HSFK-Forschungsberichte* nachgewiesen werden, neuerdings den Informationsdienst *Friedensforschung aktuell* heraus, der kostenlos abgegeben wird (Nr. 1, Plädoyer für Rüstungskontrolle. Zur Kontroverse um die »Nachrüstung«). Das IFSH (Falkenstein 1, 2000 Hamburg 55) veröffentlicht *IFSH-Forschungsberichte* und *IFSH-Diskussionsbeiträge*. Neben diesen beiden größeren Instituten gibt es noch einige kleine Einrichtungen der Friedensforschung, an die ebenfalls Anfragen nach Informationen, Forschungsergebnissen und ähnlichem gerichtet werden können:

Arbeitsgruppe Rüstung und Unterentwicklung (Von-Melle-Park 15, 2000 Hamburg 13), Berliner Projektverbund der Berghof-Stiftung für Konfliktforschung (Winklerstr. 4a, 1000 Berlin 33), Forschungsinstitut für Friedenspolitik (c/o Max-Planck-Institut für Sozialwissenschaften, Bahnhofstr. 7, 8130 Starnberg), Forschungsstätte der Evangelischen Studiengemeinschaft (Schmeilweg 5, 6900 Heidelberg 1), Institut für Internationale Friedensforschung (Adelheidstr. 14, 8000 München 40), Arbeitsgemeinschaft Friedenspädagogik (Bavariastr. 28, 8000 München 2) und Tübingen Verbreitungsstelle für Friedensmaterialien (Seelhausgasse 3, 7400 Tübingen).

4. Staatliche Öffentlichkeitspolitik

Die vielfältigen Informationsmöglichkeiten, die Friedensforschung und -bewegung nutzen können, dürfen nicht den Blick dafür verstellen, daß gegenwärtig unter dem Druck der Friedensbewegung, aber auch angesichts der weltweiten wirtschaftlichen, sozialen und politischen Probleme verstärkte Bemühungen laufen, diese Möglichkeiten einzuschränken oder durch Öffentlichkeitspolitik zu konterkarieren. In den USA gibt es Bestrebungen, die Informationsmöglichkeiten auf der Grundlage des »freedom of information act« durch Gesetzesänderung zu beschränken; in der Bundesrepublik gibt es solche gesetzlichen Möglichkeiten bisher noch nicht. Von zentraler Bedeutung für die Friedensbewegung wird die Herausforderung durch verschiedene Formen der staatlichen Öffentlichkeitspolitik sein.

Ein Beispiel hierfür ist die vom amerikanischen Verteidigungsministerium herausgegebene Broschüre »Soviet Military Power«, deren Ursprung in Bemühungen innerhalb der NATO zu suchen ist, durch eine 'Aufklärung' der westeuropäischen Bevölkerung über die 'tatsächliche sowjetische Bedrohung' hinreichend Legitimation für die gegenwärtige Aufrüstungspolitik zu beschaffen. Die deutsche Übersetzung

Die sowjetische Rüstung. Pentagon-Papier zur sowjetischen Rüstung. München, Bernhard & Graefe 1981

wurde mit großer Schnelligkeit vom auf Militärliteratur spezialisierten Medienkonzern Mönch vorgelegt und über den Zeitungs- und Zeitschriftenhandel an jedem Kiosk angeboten. Als »verlässliche Information« angepriesen, startet der Verlag mit dieser Veröffentlichung zugleich einen Angriff auf Friedensforschung und -bewegung: »Es ist eine moralische Pflicht des Bürgers in der Demokratie, sich zu informieren. Wer wider besseres Wissen oder fahrlässig aus mangelndem Informationsstand heraus meint, argumentieren und beeinflussen zu müssen, vergeht sich an der Demokratie« (S.6). Quelle 'besseren Wissens' ist aber, so unterstellt das Titelblatt, das Geheimarchiv des US-Verteidigungsministeriums, welches für diese Publikation 'geöffnet' wurde. Dabei handelt es sich nicht um ein privates Unternehmen eines Verlags, sondern um ein Moment staatlicher Öffentlichkeitspolitik, die kommerziell organisiert ist. Die Informationen der amerikanischen Broschüre wurden mittlerweile in den Zeitschriften »Soldat und Technik« und »Informationen für die Truppe«, die das Bundesverteidigungsministerium herausgibt, abgedruckt. Dort findet sich auch ein weiterer, gleichgerichteter Angriff auf die Friedensbewegung: »Trotz aller Diskutierfähigkeit ist nicht selten (...) eine platte Unwissenheit, eine unbekümmerte Ignoranz über militärische oder militärpolitische Fakten zu entdecken. Dies wirkt angesichts des latenten Mißtrauens umso erstaunlicher, als entsprechende Informationen allgemein zugänglich sind und von ihnen nachgeprüft werden könnten.« Und: »Es hat sich bei Friedensinitiativen ein Rededrang über militärische und militärpolitische Zusammenhänge entwickelt, dem der tatsächliche Kenntnisstand nicht entspricht.«¹⁰

Diesem Selbstverständnis, daß die eigene Definition der Wirklichkeit ebenso wahr und objektiv ist, wie die durch staatliche Öffentlichkeitspolitik vermittelten Informationen, entspricht der Auftrag für die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit des Bundesverteidigungsministeriums: »Planung, Steuerung und Überwachung aller Maßnahmen, die der

Bevölkerung die Notwendigkeit und den Zweck der militärischen Verteidigung verdeutlichen.«¹¹ Von demokratischer Kontrolle und Entscheidungsfindung durch öffentliche Diskussion militärischer Sicherheitspolitik ist hier nichts zu finden.

Mittlerweile werden verstärkt Versuche unternommen, auch auf der Informationsebene die Friedensbewegung als vom sowjetischen Geheimdienst KGB gesteuert zu denunzieren und in die Nähe des Terrorismus zu rücken. Ein wichtiges Versatzstück dieser Kampagne ist ein Roman zweier Journalisten

De Borchgrave, A./Moss, R.: *Die Falschmelder*. Berlin u.a., Ullstein 1981.

Erzählt wird die Geschichte eines »linken« Journalisten, der langsam die Wahrheit erfährt. Die Wahrheit ist der *Plan*, wie die Sowjetunion »zu einem festgesetzten Termin die Herrschaft über den Westen erringen« kann (69f.). Dabei spielt die Unterwanderung der Medien des Westens eine wichtige Rolle, besonders auch durch Falschinformationen: »Die Falschmelder«.

Daß die Friedensbewegung ein zentrales Objekt eines solchen *Plans* sei, ja in weiten Teilen sein Ergebnis, wird neuerdings auch in offiziellen Argumentationen der amerikanischen Administration unterstellt.¹² Hier wird dann auch leicht die Verbindung zum Terrorismus geknüpft, der ebenfalls Teil des *Plans* sei. So berichtete der amerikanische Soldatensender AFN Anfang Mai letzten Jahres, daß der »Anti-Amerikanismus« ein Zeichen dafür sei, daß der Terrorismus wieder auflebe.¹³ Der Chefredakteur des Männer-Magazins »lui«, Nouhuys, nannte die im »Stern« veröffentlichte Karte von Atomwaffenstützpunkten »einwandfreies KGB-Material«.¹⁴

Anmerkungen

- 1 Brandt, Gerhard/Friedeburg, L.v.: *Aufgaben der Militärpublizistik in der modernen Gesellschaft*. Frankfurt/M. 1966, S.26; vgl. auch Bredow, Wilfried v.: *Der Primat des militärischen Denkens. Die Bundeswehr und das Problem der okkupierten Öffentlichkeit*. Köln 1969; Mutz, Reinhard: *Sicherheitspolitik und demokratische Öffentlichkeit in der BRD*. München/Wien 1978; sowie Potyka, Christian: *Dimensionen der Sicherheitspolitik in der Öffentlichkeit*. In: Kaiser, K./Kreis, K.M. (Hrsg.): *Sicherheitspolitik vor neuen Aufgaben*. Frankfurt/M. 1977, S.353-373; zum allgemeinen Zusammenhang kritisch Habermas, Jürgen: *Strukturwandel der Öffentlichkeit*. Frankfurt/M. 1965² und als Befürworter einer neuen, aktiven staatlichen Öffentlichkeitspolitik Böckelmann, Frank/Nahr, G.: *Staatliche Öffentlichkeitsarbeit im Wandel der politischen Kommunikation*. Berlin 1979.
- 2 So allgemein Sjoberg, Gideon: *Geheimsphäre, Bürokratie und Sozialforschung*. In: Eser, A./Schumann, K.F. (Hrsg.): *Forschung in Konflikt mit Recht und Ethik*. Stuttgart 1976, S.296-311 (304).
- 3 Brandt/Friedeburg, a.a.O., S.26.
- 4 Vgl. Müller, G.O.W.: *Prestige und Verantwortlichkeit des Forschers*. In: Eser/Schumann, a.a.O., S.326-339.
- 5 Vgl. *Beiträge zur Konfliktforschung*, (2) 1981, S.115-158; (3) 1981, S.167-168.
- 6 Vgl. *Der Spiegel*, 2.11.1981, S.66-69.
- 7 Arndt, Hans-Joachim: *Die staatlich geförderte Friedens- und Konfliktforschung in der Bundesrepublik Deutschland von 1970 bis 1979*. O.O., Bayerische Staatskanzlei, o.J., S.74-75.
- 8 Senghaas, Dieter: *Abschreckung und Frieden*. Frankfurt/M. 1981³ (1969), S.288, 289-290.
- 9 Vgl. *international peace research newsletter*, XIX (3), S.51-53.
- 10 Lossow, Walter v.: *Frieden schaffen — auch mit Waffen? Argumente zur Diskussion mit Nicht-Soldaten*. In: *Informationen für die Truppe*, (12) 1981, S.3-15 (7, 12).
- 11 Zit. n. Potyka, Christian: *Bundeswehr und Öffentlichkeit*. In: *Sicherheitspolitik heute*, (1) 1974, S.23.
- 12 Vgl. u.a. U.S. Department of State: *Forgery, Disinformation, Political Operations*. In: *Special Report*, (88) October 1981.
- 13 Vgl. *Der Spiegel*, 10.8.1981, S.25.
- 14 Nouhuys, Heinz van: *Interview*. In: *literaturtip*, (1) Herbst 1981, S.112.

Interventionen

»His Dur«

Mit Vergnügen las ich in *Argument 128* den Wiederabdruck von Günther Anders' trickreicher Esoterikkritik, wobei die His-Dur-Anekdote gewissermaßen die Rolle der Rätselauflösung oder Labyrinthentflechtung zu spielen scheint.

Mit dementsprechender — dem o.a. »Vergnügen« allerdings widersprechender — Befremdung wurde ich in Ihrer Fußnote auf Seite 491 von Ihnen dahingehend musiktheoretisch belehrt, daß His-Dur, wenn man es als Tonart akzeptiert (trotz seiner enharmonischen Identität mit C-Dur, also auch Ersetzbarkeit durch C-Dur), »mit sieben 'Kreuzen'« zu notieren sei. Das ist nämlich falsch; nicht 7, sondern 12 Kreuze erfordert His-Dur, und zwar außer den sieben Kreuzen, die bereits Cis-Dur erfordert, noch 5 weitere, durch die 5 der ursprünglich vorzeichenlosen (Stamm-)Töne *Doppelkreuze* bekommen. Die His-Dur-Tonleiter heißt mithin: his-cisis-disis-eis-fisis-gisis-asis-his. Am einfachsten zu verstehen ist His-Dur als gesamt-chromatische Erhöhung der H-Dur-Tonart: Jeder Ton der bereits 5-kreuzigen H-Dur-Tonart muß durch ein Kreuz chromatisch alteriert werden; aus den 5 Kreuztönen werden auf diese Weise Doppelkreuz-Töne: — $7 + 5 = 12$.

Richtig ist, daß His-Dur »streng musikalisch« nicht mit C-Dur identisch ist, was mittels streng logisch durchgeführter Modulationsprozesse für die Ohren musikalisch (und musiktheoretisch) durchgebildeter Hörer auch tatsächlich »hörbar« ist, nämlich als entweder eine 12-gradig *reinquintige* harmonische »Aufwärtsbewegung« oder eine *gemischt quintig-naturterzige* (also dominant-medianische) harmonische »Aufwärtsbewegung« — und je nachdem, welcher Weg gewählt wird, landet man bei genauer, nichttemperierter Darstellung dabei entweder ein pythagoreisches Komma oder ein noch etwas kleineres Komma (= enharmonisches Mikrointervall) über C. Übrigens spielen auch Streicher his = c; sie müssen es, weil die europäischen Komponisten seit 2 bis 300 Jahren die Möglichkeit enharmonischer »Verwandlungen« (d.h. Nichtberücksichtigung von Mikrointervallen auch, um einer praxisgünstigen Verringerung des Tonhöhenbestandes willen) durchweg in ihr Komponieren integrieren.

Jens Rohwer (Lübeck)

Richtig ist, daß His-Dur 12 Kreuze hat. Richtig ist weiterhin, daß His-Dur (erreicht durch »streng logisch durchgeführte Modulationsprozesse«) »eine Schwebung« (nämlich das »pythagoreische Komma«) über C-Dur liegt: 12 *reine* Quinten über C (also c-g-d-a-e-h-fis etc.) landen auf his und nicht auf der reinen Oktave c. Streicher nun würden die (nicht existente) *Tonart* His-Dur wie C-Dur spielen, um nicht mit anderen Instrumenten zu kollidieren; sie intonieren »wohltemperiert«. Allerdings spielen wiederum die meisten Streicher den *Einzelton* his (besonders, wenn er »Leitton« zu einem nachfolgenden cis ist) wiederum die berühmte »Schwebung« höher als c. Und das ist — anders als His-Dur — sozusagen tägliche Musikpraxis. Günther Anders meint offenkundig nicht nur die komplizierte Um-Schreibung eines sonst identisch bleibenden Sachverhalts, sondern zugleich — bildlich — das »Schweben« über dem vermeintlich Banalen.

Hartmut Fladt (Berlin/W)

Kongreßberichte

Demokratische und soziale Bewegungen in der Bundesrepublik

Marxistische Woche des IMSF, der MASCH (Hamburg) und des MSB-Spartakus, Hamburg, 18.-23. Oktober 1981

Kommunisten besetzen leerstehende Häuser, beim Hüttendorf gegen die »Startbahn West« standen sie im dicksten Gewühl. Die Kommunisten haben die »neuen sozialen Bewegungen« entdeckt, jetzt auch in der Theorie. Das war das Neue auf der zweiten Marxistischen Woche. Der Leser muß, auch wenn wir wesentlich über diesen Aspekt der breiten Schulungswoche berichten (15 Veranstaltungen, ca. 250 ständige Teilnehmer), im Geiste ergänzen Referate und Diskussionen über »Staat und staatsmonopolistischen Kapitalismus in den 80er Jahren« (Heinz Jung), »Massenarbeitslosigkeit, Krisentheorie und wirtschaftspolitische Gegenstrategie« (Jörg Goldberg), »Gewerkschaftsgeschichte und Gewerkschaftstheorie« (Josef Schleifstein) u.a.

Reichen die Konzepte des »antimonopolistischen Kampfes« und der »antimonopolistischen Demokratie«, um die Kräfte der »neuen sozialen Bewegungen« mit der Arbeiterbewegung zu vereinen? — *Willi Gerns* (Parteivorstand der DKP, Düsseldorf) hatte es gegen André Gorz und Joachim Hirsch leicht zu zeigen, daß die Arbeiterklasse mit ihren Kämpfen keineswegs verschwunden sei. Gerns sah auch, daß es neue, klassenspezifische Konfliktfelder gibt; die seien aber nicht »klassenneutral«, wie Hirsch behauptete, und auch nicht »zerfasert«. Die neuen sozialen Bewegungen seien vielmehr von Ursache und Perspektive her antimonopolistisch, so daß eine Zusammenfassung der Kämpfe möglich sei. Die Kommunisten müßten in diesen Bewegungen arbeiten und sie durch Aufklärung über ihren objektiv antimonopolistischen Charakter an die Arbeiterbewegung heranführen. — Mehrere Diskussionsteilnehmer waren von der Wirksamkeit einer schrittweisen »Heranführung« an die Arbeiterbewegung auf der Grundlage »objektiv gemeinsamer Interessen« nicht überzeugt: die Frauenbewegung z.B. sei nicht als »ergänzende« Bewegung zur Arbeiterbewegung zu begreifen; überhaupt sollten wir von »Arbeiterbewegung und neue soziale Bewegungen« sprechen, die Partei müsse eine »Scharnierfunktion« zwischen ihnen wahrnehmen; auch seien diese Bewegungen nicht, wie Gerns es sah, auf die sogenannten Mittelschichten zu reduzieren — im Wohngebiet gingen die Klassengrenzen durcheinander. Die Strategie des antimonopolistischen Kampfes müsse grundlegend neu durchdacht werden.

Die Antworten blieben vage: natürlich dürften die Kommunisten nicht schulmeistern, sicher gäben die neuen sozialen Bewegungen nicht nur »Schützenhilfe« für die Arbeiterbewegung, es müsse einen beiderseitigen Prozeß der Annäherung geben. Die Grundannahme, daß es zwischen den Bewegungen letztlich doch auf *ein* Interesse hinauslaufe, das zunehmend hervortreten werde, wurde nicht infragegestellt. Vielleicht geht der Ruck, den sich viele Genossen in der politischen Praxis geben, viel weiter als die vorsichtigen Antworten auf neue Fragen mit alten Konzepten. Eine Genossin berichtete aus Hamburg-Bergedorf, wie sie »einfach« eine Frauengruppe gegründet hätten, die sich den Autonomen und Feministinnen undogmatisch öffnete — das Interesse und der Zulauf zu den ersten Veranstaltungen habe schließlich auch die mißtrauischen Partei-Männer überzeugen müssen.

Lothar Peter (Bremen) schlug eine produktive Auseinandersetzung mit den ökologisch orientierten Autoren wie Marcuse, Gorz, Ullrich vor. Zwar stellten sie den marxistischen Grundsatz infrage, daß die gesellschaftliche Fortschrittsfunktion in der Entwicklung der Produktivkräfte liegt, doch läge in ihrer Kritik die berechtigte Aufforderung, das Augenmerk mehr auf die stoffliche Seite des Produktionsprozesses zu legen. Peter machte dies am Beispiel der Kernkraftwerke deutlich: Die Produktionsverhältnisse allein garantierten keineswegs die sichere Anwendungsmöglichkeit der Kernspaltung. Falsch sei hingegen, die Auseinandersetzungen ausschließlich auf den Ideologie-Bereich zu reduzieren und eine der

Wissenschaft und Technik immanente Herrschaft anzunehmen. Die Diskussion in der Arbeitsgruppe konzentrierte sich auf die Frage, wie eine fortschrittliche Gewerkschaftspolitik die vorwärtsweisenden Elemente der Automatisierung mit den Rationalisierungsfolgen (Entlassungen usw.) in Einklang bringen könnte.

Horst Holzer (München) lieferte in seinem Beitrag »Massenmedien als ideologische Apparate« eine empirisch-fundierte Zustandsbeschreibung der ökonomischen Verflechtungen in der Entwicklung des Kabelfernsehens. Sollten vor 1-2 Jahren lediglich einige Kabel-Pilotprojekte gestartet werden, ermöglicht die neue Glasfasertechnik heute durch Austausch des Fernsprechnetzes Kabelfernsehen für jeden Haushalt als Potenz mitzuliefern. Die Bundespost unterstützt und treibt diese Pläne voran. Auf Seiten der Linken fehlen zu diesem Problembereich Einschätzungen und neue Kampfformen. Auch hier ist die Grundfrage, wie man diese Entwicklung der Produktivkräfte nutzen kann und nicht durch »neue Maschinenstürmerei« sich den nunmehr schon gesetzten Realitäten ausliefert.

Morus Markard (Berlin), der für den erkrankten Klaus Holzkamp eingesprungen war, wollte mit seinem Beitrag »Jugend, Individuum und Protestbewegung« einen kritisch-psychologischen Zugriff zum sogenannten »Generationskonflikt«, der von Markard als »verschleierter Klassenkonflikt« bezeichnet wurde, vorstellen. Von den durchschnittlichen Vergesellschaftungsformen der Jugend ausgehend (Ghettoisierung durch Ausschluß aus dem Produktionsprozeß), charakterisierte er Jugend vor allem als den Prozeß von Lernen und Entwicklung im Gegensatz zu den Erwachsenen, für die dieser Prozeß abgeschlossen ist, insofern sich für letztere Lebensweisen von Jugendlichen immer auch als eigene »verpaßte Möglichkeiten« darstellen. Markard stellte sich die Frage, woher der Haß der Erwachsenen auf die Jugend käme (am Beispiel der Berliner Hausbesetzerzene und den aggressiven, verbal-gewalttätigen Reaktionen der erwachsenen Anwohner) und erklärte ihn auch als ein Resultat der Verdrängungsleistungen, die ob der verpaßten Möglichkeiten erbracht werden müßten, und die — da sie immer wieder infragegestellt sind — Angst erzeugten. Die Erwachsenen wünschten den Jugendlichen die gleichen Entwicklungsbehinderungen, die sie selbst erfuhren. Der Erziehungsprozeß sähe so aus, daß der Erzieher dem Zögling die Erziehungsziele zwar einsichtig machen könne, jedoch auch bei Nichteinsicht auf ihrer Erfüllung insistieren würde. Für den Jugendlichen bedeute dies Fremdbestimmung. Worauf es — nach Markard — ankommt, sei aber, anzuerkennen, daß der Zögling sich selber aus eigenem Antrieb vergesellschaftete, um seine eigene Ausgeliefertheit zu überwinden. Und — fragte Markard weiter selbstkritisch — wissen denn die Erwachsenen wirklich, was für die Jugendlichen gut und richtig ist? Die Erzieher sollten sich hüten, von außen Subjektentwicklung zu bestimmen. Man müsse die Jugendlichen »nehmen, wie sie sind«, zumal wenn sie ihre eigenen Interessen vertreten, gegen Herrschaft kämpfen, und eine Aufgabe der Marxisten sei es herauszuarbeiten, wo genau die Gemeinsamkeiten liegen und wo man sich gegenseitig unterstützen könne. Daß der Beitrag von Markard zu wenig Handlungsmöglichkeiten aufzeigte, schlug sich in den Arbeitsgruppen als allgemeine Ratlosigkeit nieder. Was bedeuteten solche Erklärungsweisen für eine politische Strategie?

Erich Hahn (Berlin/DDR) sprach über »Die Sinn- und Wertkrise der bürgerlichen Gesellschaft«. Mit seiner Verwendung des Sinn-Begriffs muß man sich vielleicht nicht unbedingt anfreunden. Sinn soll die Übereinstimmung von Zweck und Resultat menschlicher Tätigkeit sein. Die »Sinnggebung« sei zu analysieren. Aber wenn der Lebenssinn selbstbestimmt wird, was soll dann »Sinnggebung« sein? »Ggebung der Zielerreichung« gibt keinen Sinn. Wer gibt wem die Erreichung der Ziele? Vielleicht ist uns da doch noch der »höhere Sinn« auf den Fersen. Jedenfalls — wenn den Menschen die »zielgerichtete Tätigkeit«, das Gehen eines Weges zu einem Ziel sinnvoll ist — was brauchen sie noch einen separaten »Sinn«, und gar: was sollen sie ihn sich geben? — Hahn meinte, im So-

zialismus fange die Sinnfrage erst so richtig an, spannend zu werden, auch unter dem Aspekt verschiedener Erfahrungen von Mann und Frau. Zu den Genossen des MSB und der DKP gewandt: »Wenn mancher Mann wüßte, was mit dem Sozialismus auf ihn zukommt, würden er sich sein Engagement noch einmal überlegen.«

Johanna Hund vom Frauenarbeitskreis des IMSF sah nicht nur in der Frauenarbeit die entscheidende Voraussetzung für Frauenbefreiung, sondern in der Automation ihre neue Stütze. Die Steuerung von Maschinen durch Computer reißt traditionelle Schranken zwischen »Männer-« und »Frauenarbeiten« ein. Der Einsatz von EDV in weiten Bereichen traditioneller »Frauenarbeit«, häufig mit Dequalifizierung bestimmter Tätigkeiten verbunden, enthält zugleich die Chance der Höherqualifizierung: Datypistinnen z.B. könnten durch die Anreicherung ihrer Arbeiten durch Sachbearbeiter-Tätigkeiten ihre Lage verbessern. Eine Diskussionsteilnehmerin berichtete von einem Experiment mit solchen »Mischarbeitsplätzen« unter Einbezug von Datensichtgeräten (je ein Drittel Sachbearbeitung, Eingaben in Bildschirme, traditionelle Sekretärinnen-Tätigkeiten). Die Diskussion trieb aus der Einengung der Frauenfrage auf die Frauenarbeit hinaus: wie sind Arbeit, Kinder und Frausein miteinander vereinbar? *Johanna Hund* meinte: unter diesen gesellschaftlichen Bedingungen überhaupt nicht, das müsse man so scharf sehen. Das Problem bestehe darin, daß jede Frau ihre Privatlösung für die Widersprüche statt gesellschaftliche Lösungen suche. Eine andere Frau sah darin eine Vertröstung auf die große gesellschaftliche Lösung in einer zukünftigen Gesellschaft und das Predigen des Ausharrens heute; frau bräuchte dagegen alternative Frauenformen als Stück Sozialismus jetzt. — Überhaupt traten die Frauen sehr kritisch auf. Auf der Abschlußveranstaltung formulierten sie, daß sie auf der nächsten marxistischen Woche stärker vertreten sein wollen; ihre konkreten Vorschläge sehen einen Frauenforschungsarbeitskreis im IMSF vor und eine Veranstaltung mit *Ute Holzkamp-Osterkamp* und *Frigga Haug* zum »Frauen — Opfer oder Täter«-Theorem, sowie eine Auseinandersetzung über das Verhältnis von Sozialismus-Feminismus, die u.a. mit dem Namen *Anja Meulenbelt* verknüpft wird.

Schließlich gab es Vortrag und Abendveranstaltung zu Kultur. *Kaspar Maase* sprach über »Arbeiterkultur, Alltagskultur und Alternativkultur«: Am Beispiel eines fiktiven Facharbeiters, der gewerkschaftlich organisiert ist und in der Betriebsmannschaft Fußball spielt, erläuterte er die Kultur der Arbeiter und stellte dabei als Eckpfeiler dieser Kultur die Arbeit und die Gewerkschaft heraus. In seinen Ausführungen zur Alltagskultur empfahl er, die Kultur als Instrument der Herrschaftsfähigkeit der bürgerlichen Klasse aufzufassen. In der Anerkennung der bürgerlichen Kultur stecke gleichzeitig die Anerkennung der eigenen Unfähigkeit. Ziel könne nicht eine sozialdemokratisch-reformerische Verbreitung der bürgerlichen Kultur sein, sondern es gehe darum, die Kultur im Alltag anzueigenen, mit dem Ziel, daß die Menschen, hier zitierte er *P. Piwitt*, »Herren ihrer Sinne, ihrer Interessen und ihrer Werkzeuge werden.« In der folgenden Diskussion ging es wenig strukturiert zu. D.h. es wurden viele Teilbereiche (Verhältnis zur Weimarer Republik, Massentourismus, Kulturpolitik als Innenpolitik von morgen, Unterschied von *Maases* Kulturbegriff zu dem von *W.F. Haug*, etc.) angeschnitten, aber keiner weitergehend diskutiert. Erst gegen Ende wurden praktische Vorschläge formuliert. So wurde die Forderung erhoben, daß die Kultur zu den Arbeitern gehen müsse, etwa in Form von Gewerkschafts-Chören etc. Der Begriff der Selbsttätigkeit und Selbstzweckhaftigkeit, wie er von einem Teilnehmer in Bezug auf *Haug* in die Diskussion gebracht wurde, wurde hier kaum beachtet, sondern *Maase* betonte immer wieder, daß »die Interessen der Arbeiter massenhaft nur in der Durchsetzung der Klasseninteressen artikuliert werden können«, daß man aber »solche alternativen Kulturen, die nicht gegen die Hauptziele der Arbeiterbewegung verstoßen«, dulden sollte.

In einer Diskussion um die *neuen Jugendmusikbewegungen* gab es interessante Fron-

ten: müssen wir den »punk rock« als fremdbestimmte, uns von amerikanischen Plattenkonzernen »aufgedruckte« Kultur auffassen, oder vielmehr als originären »Ausdruck« von Stimmungen und Bedürfnissen der Jugendlichen? Die Alternative stellte sich bald als unsinnig heraus: mit dem »Import« einer bestimmten Kultur für die Massen, so war es auch beim Rock der 50er Jahre, beim Beat usw., wird immer ein Kampffeld zwischen Kultur-von-oben und Kultur-von-unten eröffnet. Das Besondere an der gegenwärtigen Entwicklung liegt vielleicht gegenüber früheren »Wellen« darin, daß die von oben importierte Musik nicht nur von den Massen ergriffen — und dabei auch verändert — wird, sondern daß bewußt politische Um-Artikulationen stattfinden (Rock gegen Rechts). Eine zweite, damit verbundene Frage ist, ob sich die Assimilation von Rock, New Wave usw. einerseits und die Entwicklung einer *deutschen* Pop-Kultur von links ins Gehege kommen können.

Manche machten sich Sorgen, ob Punk überhaupt »links sein« könne, wo doch auch Gruppen mit Nazi-Symbolen aufträten. Die Frage führte bald zur Suche nach Abgrenzungskriterien: wo hört die linke Musik auf, wo fängt die rechte an? Da einige das Kriterium, wie üblich, im Text sahen — »ist mir doch egal, ob einer E⁶ oder E⁷ spielt, Hauptsache, das is'n gutes Lied gegen den Krieg« —, regte sich Kritik am Inhaltismus solcher linker Musikauffassung. Ein Teilnehmer: »Wenn ich politisch mündig werden will, muß ich's auch kulturell werden.« Schlechte Musik sei durch gute Texte nicht zu retten, lulle ein und sei für uns schädlich. Damit war bald eine dritte Front eröffnet: die Spartakisten dürften nicht schon wieder die Musik erst mal rauszensieren; das entscheidende Kriterium sei die Entfesselung von musikalischer Eigenaktivität, das könne mitunter ganz einfach, mit vorgegebenem und auch »schlechtem« musikalischem Material anfangen — aber durch den Umbau des Materials, seinen Transport in andere Zusammenhänge werde häufig was Gutes daraus. Es komme nicht darauf an, einen Index mit links zugelassener Musik zu erstellen, sondern darauf, eine Vielfalt von musikalischen Richtungen in einem politischen Zusammenhang zuzulassen und zu fördern.

Die offene Abendveranstaltung, eine *Podiumsdiskussion* zur Strategie der Linken »was uns trennt, was uns eint«, war bestimmt von den vorläufigen Ergebnissen des Kommunalpolitischen Kongresses von Grünen, Linken und Alternativen, auf dem es zum Bruch mit den Grünen kam, die die Bündnisfrage mit der DKP an die Positionen zu Afghanistan und Polen knüpfte. *Heinz Jung* (IMSF), der mit *A. Pinck* (MASCH) die Diskussion leitete, knüpfte an die Friedensdemonstration in Bonn an, die gezeigt habe, daß es viele Gemeinsamkeiten in den unterschiedlichen Bewegungen gäbe, und gab als Diskussions-Leitfaden aus: »Strategien diskutieren, Perspektiven anvisieren«. Auf dem Podium wurden sich DKP, SPD, JUSO, DFI und MSB schnell einig, daß ein breites Bündnis notwendig und eine »Alternative Liste« in Hamburg anzustreben sei — gemeinsam müsse gegen die »Rotstiftpolitik« der Bundesregierung für soziale Sicherung, gegen die Wegrationalisierung der Arbeitsplätze, für ihren Erhalt und für eine Friedenspolitik gekämpft werden. *Thomas Langer* von den Grünen unterstrich das Trennende, indem er auf die unterschiedlichen Einschätzungen der Produktivkraft-Entwicklung hinwies, die ein Bündnis ebenso verunmöglichten wie die Kontroversen um das Selbstbestimmungsrecht der Völker. *Bischoff* (SOST) hielt die Klärung von solchen Grundsatzfragen für eine Alternative Liste in Hamburg auch für unabdingbar und verdeutlichte dies an der Frage der Arbeitsplätze, deren Behandlung durch Ausbau der Mitbestimmung und Selbstverwaltung der Betriebe angegangen werden müsse, so daß die Grundpositionen der einzelnen Organisationen sich auch auf kommunalpolitischer Ebene umsetzen müßten. Mit welcher Perspektive Bischoff so argumentiert, bleibt unklar, da doch die Stärke der Linken gerade von solch heterogenen Bündnissen abhängt. Die Dringlichkeit dieser Diskussion zeigt sich auch darin, daß die ca. 1000 Teilnehmer/innen bis zum Ende blieben.

Ein wesentliches Problem dieser Tagung war, daß in den wissenschaftlichen Vorträgen wenig Politikvorschläge waren, in den Arbeitsgruppen aber politik-strategisch diskutiert wurde, indem wissenschaftliche Aussagen als unmittelbare Handlungsanweisungen angesehen wurden. So bildeten sich in der Abschlußkritik zwei Fronten heraus: plädierten die einen für mehr Theorie, pochten die anderen auf mehr Praxis. — Bedauert wurde, daß die marxistische Woche zu einer Art »Familientreffen« geworden sei, Vertreter/innen aus anderen Bewegungen und Organisationen hätten weitgehend gefehlt. — Häufig diskutierten die Teilnehmer spontan unter der Frage: Warum haben wir recht? Heinz Jung lud dagegen in seiner Eröffnungsansprache zu einer Diskussion ein, in der »weder die Referenten mit ihren Ansichten hinter dem Berg halten noch die Teilnehmer irgendeinen Grund sehen, ihre Meinungen und Kritiken nicht vorzutragen. Es gilt das alte dialektische Prinzip: der Meinungsstreit, die Diskussion haben die Wahrheit zutage zu bringen — sei der Diskussionsbeitrag 'kritisch', 'skeptisch', 'positiv', 'negativ', 'konstruktiv' oder 'destruktiv' gemeint. Entscheidend ist, daß wir alle aktiv sind.«

Wieland Elfferding (Berlin)/Kornelia Hauser (Hamburg)/Udo Leisten (Hamburg)

Autonome Frauenbewegung und die Organisationsfrage

Arbeitskonferenz, veranstaltet vom Verein sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen, PH Köln, 11.-13.12.1981

Das Interesse des Vereins ist, ein Praxis- und Wissenschafts-Verständnis zu entwickeln, in dem Forschung über Frauen auch immer Teil emanzipatorischer Praxis mit Frauen ist und umgekehrt. Ziel des Kongresses war es, ein überregionales Forum zur Aufarbeitung von Projekterfahrungen und Problemen bei Selbstorganisation von Frauen anzubieten. Angesprochen waren alle Frauen aus Projekten, die eine Unterbrechung ihrer Arbeit zum Zwecke einer Reflexions- und Dokumentationsarbeit für notwendig und sinnvoll halten. »Autonom« sollten die Frauengruppen sein, was bedeutete, daß die sozialistischen Organisationen mit starker Zurückhaltung konfrontiert wurden. Anhand folgender übergeordneter Fragestellungen sollten die Erfahrungen gemeinsam in Arbeitsgruppen aufgearbeitet werden:

Wie sind wir mit Konkurrenz, Hierarchie, Macht umgegangen? Wie haben wir Kontinuität, Verbindlichkeit, Weitergabe von Erfahrung an neue Frauen organisiert? Gibt es einen Erfahrungsaustausch mit anderen Projekten? Gibt es eine gesamtgesellschaftliche Zielsetzung? Wie ist ihre Umsetzung in die Alltagsarbeit? Wie wird die Verbindung des »Persönlichen« mit dem »Politischen« organisiert? Wurde eine autonome Institution geschaffen oder Zusammenarbeit mit bestehenden Organisationen/Institutionen? Welche Erfahrungen wurden mit der gewählten Organisationsstruktur gemacht? Wie ist das Verhältnis Frauenemanzipation/Sozialstaat? Wie sind wir mit dem »Hetero/Lesben-Konflikt« umgegangen? Wo hatten wir Erfolge und welche Zukunftsperspektive ergibt sich für uns?

Es war weniger die Selbstdarstellung der einzelnen Gruppen/Projekte/Initiativen o.ä. gefragt, noch eine weiterführende Diskussion über deren inhaltliche Schwerpunkte. Gegen diesen eher formal anmutenden Rahmen standen die Begrüßungsworte von Maria Mies, die eine Art kurze Bestandsaufnahme der geleisteten Arbeit in der Frauenbewegung machte. Sie stellte die Frage, ob die Frauenbewegung sich in einer Sackgasse befände aus der Erfahrung heraus, daß diese sich nicht zu aktuellen Angriffen offensiv verhalte. Sie bemängelte die Rückzugsstrategie der einzelnen Frauenprojekte in einer Zeit, die von Krise und Krieg gekennzeichnet ist. Frauen müßten zurück in die großen Kämpfe, ihre Arbeit müsse in eine gesamtgesellschaftliche Perspektive eingebunden werden gerade dann, wenn Frauenforderungen plötzlich vom »Feind« benützt würden (die CDU

gründete in Hannover ein Frauenforschungsinstitut, in Osnabrück wollte sie ein Frauenhaus einrichten, was knapp verhindert werden konnte). Die Frauen müßten umfassende Analysen darüber anfertigen, wie Kriegsangst, kapitalistische Krise und ideologisches Bombardement (Familienpolitik) zusammenhängen. — In den Arbeitsgruppen wurde dann schwerpunktmäßig das Thema »Frauen zwischen Befreiung und Vereinnahmung« diskutiert. In fast allen neuen Frauenprojekten wird nach neuen Wegen gesucht, werden Fragen bearbeitet wie: Wie kann der Konsumhaltung der Frauen in Projekten entgegen gearbeitet werden? Welchen politischen Stellenwert haben Einrichtungen wie Frauenzentren-Cafes-Buchläden usw.? Große Unzufriedenheit äußerten vor allem die Frauenhausfrauen; sie waren vor einigen Jahren mit dem Anspruch angetreten, politisch und politisierend zu arbeiten, hier stellten sie resümierend fest, daß die betreuten Frauen wieder in ihre alten Verhältnisse zurückgingen und sich offensichtlich nichts änderte. Hatten sie lediglich Integrationsarbeit für den Sozialstaat geleistet? Und billige Vorarbeit für Projekte, die jetzt vom Staat geplant werden? Lassen sich politische Arbeit und materielle Existenzsicherung unter den gegebenen Bedingungen zusammenbringen? Neben dem Aspekt, daß Frauen billige Arbeitskräfte in nunmehr staatlichen Frauenprojekten seien, wurde der Grad der »Selbstaussbeutung« diskutiert, wenn es sich um selbstfinanzierte Projekte handelt (»feministisches Grundgehalt« DM 1000,—). — In der Arbeitsgruppe »Frauenforschung und Bildung« innerhalb etablierter Institutionen wurde kontrovers über Nutzen und Schaden von Institutionalisierung diskutiert. Bedeutet das Sich-Einrichten in Strukturen nicht auch Absorption der fortschrittlichen Elemente/Kräfte? Oder umgekehrt: Können die Frauen es sich »leisten«, die Produktivkräfte z.B. der Universität außer Acht zu lassen, um quasi »daneben« neu anzufangen? Hier wurde heiß gestritten um das Projekt Frauengrundstudium (veröffentlicht in *Argument* Studienheft 44), das einen Vorschlag für die Nutzung und Veränderung der bisherigen Universitätsstrukturen und -inhalte vorlegt. Hier stand der Vorschlag, die Wissenschaft als Werkzeug für die Frauenbefreiung zu nutzen gegen den Vorwurf, ein solches Konzept würde lediglich die patriarchalischen Strukturen verdoppeln. — Insgesamt wurde festgestellt, daß die allgemeine restriktive Tendenz sich für Frauen noch krasser auswirkt; kaum öffneten sich die patriarchalischen Tore der Universität einen Spalt auch für die Frauen, schlägt die Rotstiftpolitik sie wieder zu.

Enttäuschend war das Abschlußplenum, auf dem es nicht gelang die Arbeitsergebnisse zusammenzutragen. (Eine Dokumentation ist geplant und zu bestellen über: Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis e.V., Jülicher Str. 22, 5 Köln 1.)

Uschi Kempf (Hamburg)

Ankündigung

Volksuni '82

Vom 28. bis 31. Mai 1982 findet in Westberlin, Freie Universität, die dritte Volksuni statt. Auf dem diesjährigen »wissenschaftlichen Volksfest« gibt es Veranstaltungen: Erfahrungen sozialistischer Politik in Schweden, Dänemark und Österreich; Spaltungen in der Gewerkschaftsbewegung: Arbeitslose/Beschäftigte, Männer/Frauen, Inländer/Ausländer; Rockmusik und Kultur der Linken; Jugendliche in der Arbeitslosigkeit zw. Neofaschismus und »Rock gegen Rechts«; Friedenspolitik, Rüstungsproduktion und Wirtschaftskrise ... und die Frauen besetzen ein Viertel aller Bereiche. Drumherum und mitendrin viel Musik. Bestellungen des Programmbuches an: Volksuni-Büro, Muthesiusstr. 38, 1000 Berlin 41, Tel. 030/792 89 20.

Besprechungen

Philosophie

Daly, Mary: *Jenseits von Gottvater Sohn & Co., Aufbruch zu einer Philosophie der Frauenbefreiung.* Verlag Frauenoffensive, München 1980 (240 S., br., 25,— DM)

Daly, Mary: *Gyn/Ökologie, eine Meta-Ethik des radikalen Feminismus.* Verlag Frauenoffensive, München 1981 (490 S., br., 48,— DM)

Frauen, werft die Fesseln ab, die uns auch gerade von der christlichen Tradition angelegt wurden! Laßt uns unser verlorenes, unterdrücktes Selbst entdecken! Den phallogozentrischen Charakter der patriarchalischen Religion zu beschreiben und anzuklagen und eine feministische Philosophie des Seins zu entwerfen, ist das Anliegen von Mary Daly in ihrem Buch »Jenseits von Gottvater, Sohn & Co.«. Ihr ist es wichtig, den zweiten Schritt nicht vor dem ersten zu tun, sondern gründlich und geduldig die tief in uns eingewurzelten Vorstellungen von Gott auszutreiben, bevor wir Schritte in neue Räume/Zeiten wagen, die wir feministisch füllen.

Der erste Schritt scheint mir eine recht überzeugende religionskritische Anfrage an das Christentum zu sein, oder besser an Frauen, die sich als Christen verstehen: können wir Feminismus und Christsein vereinbaren? Mary Daly begründet ihre Ablehnung des Christentums, ihre Reise über das Christentum hinaus, anhand von Beispielen für den Sexismus im Christentum: anhand der Mythen vom Sündenfall der Eva, der Jungfräulichkeit von Maria, anhand der Christolatrie = Anbetung eines Mannes und der phallogozentrischen Moral, die z.B. Abtreibung für Mord erklärt und Kriege rechtfertigt.

Der zweite Schritt wirkt auf mich als ein noch nicht so geglückter »Aufbruch zu einer Philosophie der Frauenbefreiung«; der »Mut zum neuen schwesterlichen Sein« bleibt zu metaphysisch, zu wenig konkret.

Den Prozeß der Anklage des Patriarchats und der Suche nach unserem verlorenen Selbst hat Mary Daly fortgesetzt; sie reist über ihr eigenes Nachdenken hinaus in ihrem zweiten Buch: »Gyn/Ökologie«.

Mary Daly selbst mag es in ihrer Sprache vorstellen: »Gyn/Ökologie handelt von und über Frauen, die alle diese von Männern erfundenen 'Wissenschaften von den Frauen' entschleiern und Weltgewerbe unserer eigenen Art herstellen. Das heißt, es handelt vom entdecken und entwickeln des komplexen Netzes der lebendigen liebenden Beziehungen unserer eigenen Art. Es handelt von Frauen, — wie wir leben, lieben, unser Selbst schaffen, unseren Kosmos. Das ist: unser Selbst befreien, unser Selbst begeistern, den Ruf unserer wilden Natur hören, unsere Weisheit aussprechen, benennen, Welt-Gewerbe aus Ursprung und Ende spinnen und weben.« (31) »Dieses ganze Buch stellt die Frage nach Bewegung, nach spinnen. Es ist eine Einladung/Aufforderung an die Wilde Hexe in allen Frauen, die sich danach sehnt, zu spinnen.« (16) Schon an diesen beiden Zitaten wird deutlich, daß Mary Daly versucht, das patriarchale Sprachdiktat zu brechen und selbst schöpferisch mit Traditionen und Sprache umzugehen. Neue Zeiten/Räume spinnen ist ihr Ziel; Spinsters, Furien, Hexen, alle von Männern gehaßten und gefürchteten Frauen sind ihre Schwestern, mit denen sie das nekrophile Patriarchat austreiben will. (Die wegen der eigenwilligen Sprache sehr schwierige Übersetzungsarbeit ist Erika Wisselink beeindruckend gut geglückt.)

Gyn/Ökologie entwickelt sich in drei Passagen: In der ersten Passage werden die Leserinnen mit mythologischen Grundmustern bekanntgemacht, die die Herrschaft des Patriarchats ideologisch absichern, in der zweiten Passage mit Beispielen aus der grausamen frauenmörderischen Geschichte: mit der Witwenverbrennung in Indien, mit dem Fußbinden von Chinesinnen, mit Genitalverstümmelung in Afrika, mit Hexenverfolgung in Europa und mit der Gynäkologie in Amerika. Die dritte Passage handelt von Mary Dalys

Utopie des schwesterlichen, funkensprühenden neuen Sei-ens. Exorzismus (Passage 1 und 2) und Ekstase (Passage 3) sind Methoden, die die metapatriarchale Reise begleiten.

Als wir mit vier Frauen über diese Rezension sprachen, sagte eine: »Bevor ich Mary Daly gelesen habe, habe ich mich nicht getraut, christliche Sachen so scharf zu kritisieren; jetzt kann ich es deutlicher tun, auch weil ich beim Lesen Hoffnung hatte, daß es was Neues entdeckt werden kann, auf das sie wichtige Hinweise gibt.« Es kann sein, daß auch viele andere Leserinnen dieselbe Erfahrung machen, daß Daly ihnen mit ihrer mutigen und sachlich ausgerichteten Kritik hilft, ein neues Selbst- und Wirklichkeitsbewußtsein zu finden. Mir selbst geht es so, daß ich mich politisch stärker der sozialistischen Bewegung verbunden fühle als der feministischen; vielleicht liegt es daran, daß mir Dalys Ansatz, daß die Hauptunterdrückung in unserer und in allen Gesellschaften die sexistische ist, nicht einleuchtet. Selbst wenn ich politisch viel mit der Autorin teile, wie die Ablehnung der Atompolitik, der Kriegstreiberei, der Zerstörung der natürlichen Umwelt, so kann ich in keiner Weise ihre pauschale Kritik von Interpretationen der Wirklichkeit, die nicht bei der Frauenunterdrückung ansetzen, nachvollziehen: »Die vorherrschende Religion auf dem gesamten Planeten ist das Patriarchat als solches, und seine eigentliche Botschaft ist die Nekrophilie. Alle sogenannten Religionen, die das Patriarchat legitimieren, sind lediglich Sekten, die unter seinem riesigen Schirm/Baldachin zusammengefaßt sind. Trotz aller Unterschiede sind sie im Prinzip alle gleich. Alle — von Buddhismus und Hinduismus zum Islam, Judaismus, Christentum, bis zu so säkularen abgeleiteten Formen wie Freudianismus, Jungianismus, Marxismus und Maoismus — sind Infrastrukturen des Gebäudes des Patriarchats.« (61) Daß es Mary Daly nicht gelingt, z.B. mich als eine Leserin zu ermuntern, ihre Reise mitzumachen, liegt vor allem daran, daß mir nicht deutlich geworden ist, wo sie selbst steht: an welcher Unterdrückung leidet *sie* eigentlich? *Wie* nimmt sie teil an der Frauenbewegung? Wie geht sie im Alltag mit Frauen, wie mit Männern um? Wie nimmt sie (An)teil an sozialen Bewegungen wie der Friedensbewegung, an Unterstützungsaktionen von Befreiungsbewegungen gegen den US-Imperialismus? Ich habe den Eindruck, daß Mary Dalys Solidarität ausschließlich auf Frauen zielt, was ich schade finde; ich könnte einer feministischen Haltung das Prädikat radikal nur verleihen, wenn sie keine Grenzen zöge, sondern solidarisch mit *allen* Unterdrückten wäre. Ich vermisse bei Mary Daly, daß sie ihre Philosophie konkret gesellschaftlich festmacht.

Mich stört auch, daß die Autorin nur *Bücher* zitiert, um irgendetwas zu veranschaulichen und nicht von *Menschen* erzählt, von Frauen und Männern, mit denen sie zusammenlebt und Erfahrungen macht. Ich frage mich, ob sie damit nicht der patriarchalischen Bücherwissenschaft verhaftet bleibt, obwohl sie andererseits in so bewundernswerter Weise eine Sprache entwickelt, die lebendig, verbal und dynamisch ist und in dieser Hinsicht die traditionelle Wissenschaft hinter sich läßt.

Da Mary Daly den Marxismus als dem Patriarchat verhaftet abtut, scheint es ihr folglich kein Problem zu sein, welchen gesellschaftlichen Ort sie als Professorin einnimmt und wie sich dieser Ort in ihrer Philosophie widerspiegelt. Ich behaupte, daß ihre Philosophie klassengebunden ist und allenfalls für bürgerliche, intellektuelle Frauen Befreiung und Aufbruch formulieren kann, für Arbeiterinnen aber nichtssagend ist; ihre spezifische Unterdrückung in Betrieben durch Leichtlohngruppen, extrem kurze Arbeits-takte und zusätzliche Belastung durch Hausarbeit findet keine Erwähnung. — Trotz aller Kritik an den besprochenen Büchern möchte ich sagen, daß sich die Lektüre auf jeden Fall für radikale Feministinnen und philosophisch und geschichtlich interessierte Frauen lohnt. Ich meine, sie lohnt sich, weil Mary Daly die christliche Religion feministisch begründet kritisiert, weil sie die frauenmörderische Geschichte ihrer patriarchalen Tabuisierung entzieht, weil sie eine Sprache entwickelt, die phantasievoll nach vorn drängt und weil sie uns eine schwesterliche Utopie ausmalt. Nora Borris (Göttingen)

Möbius, P.J.: *Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes.* Verlag Matthes und Seitz, München 1977 (250 S., br., 12,80 DM)

Freimann, Maxie: *Über den physiologischen Stumpfsinn des Mannes.* Verlag Matthes und Seitz, München 1978 (269 S., br., 12,80 DM)

Herz, Rochus (Hrsg.): *Heimlichkeiten der Männer.* Verlag Matthes und Seitz, München 1977 (214 S., br., 12,80 DM)

Möbius' Buch ist ein Klassiker des Anti-Feminismus. Die meisten kennen es, ohne es gelesen zu haben. Wer es zum ersten Mal tatsächlich liest, staunt über das Format dieses Traktats, der ursprünglich die Länge eines Aufsatzes hatte und von Möbius selbst durch Hinzufügung des jeweils neuesten Vorworts zur jeweils neuesten Auflage sowie von ausgewählten Rezensionen und Leserbriefen zu einem veritablen Buch aufgebläht worden ist; in der vorliegenden Edition ist die Relation ca. 25 Seiten zu ca. 200 Seiten. Wer das Buch tatsächlich liest, staunt aber nicht weniger über die uneigentliche Bedeutung der Frau darin. Tatsächlich enthält die vermeintliche Analyse der weiblichen Natur nichts, was sich nicht unmittelbar auf gesellschaftlich-ökonomische Zusammenhänge beziehen ließe, und ebensowenig unterscheidet sie sich von anderen Darstellungen vornehmlich aus dem Bereich des reaktionären antikapitalistischen Protests, in denen nicht die Frau, sondern der Jude als Inbegriff des gesellschaftlichen Bösen, Verkörperung des kapitalistischen Geistes erscheint. Wer sich mit den Rätseln des Antisemitismus herumschlägt, dem wird hier, am geradezu idealtypisch verfremdeten Objekt, das keine exemplarisch eigene Religion und Geschichte aufzuweisen hat, der antikapitalistische Protestcharakter dieser Bewegung deutlich werden. In ihrem Kapitel »Zur Typologie des 'neurasthenischen Mannes'«, das Maxie Freimanns Pamphlet beigegeben ist (99-107), erinnert Nike Wagner daran, daß Weininger in seinem ungefähr zur selben Zeit erschienenen und ebenfalls 'bahnbrechenden' Werk »Geschlecht und Charakter« explizit das »Weibliche und das Jüdische zum Inbegriff des Bösen (verschmilzt)« (107).

Aber wie die Probleme der Antisemitismus- und Faschismusforschung durch die antifeministische Spielart eines Möbius erhellt werden, so umgekehrt diese durch jene. Erst unter dem historisierenden und gesellschaftlich-ökonomisch identifizierenden Blick gibt die widersprüchliche Argumentation Möbius' ihre Logik zu erkennen. Maxie Freimann in ihrem Pamphlet benennt den wesentlichen Widerspruch, der die Möbius'sche Darstellung durchzieht. »Die Einwände, die die Mediziner gegen das Studium des Weibes vorbringen, zeugen oft von einer recht merkwürdigen Denkart«, bemerkt sie höhnisch. »Zuerst wird 'wissenschaftlich bewiesen', daß das Weib dumm, schwach und unfähig zu jeder anhaltenden geistigen Beschäftigung sei, und nachher wird die Befürchtung ausgesprochen, daß mit einem Male alle Weiber sich dem wissenschaftlichen Studium widmen ... könnten.« (34) Dieser Widerspruch ist das Resultat einer Überdeterminierung der Frau, die all ihrer dogmatisch festgestellten Inferiorität zum Trotz eine aktuelle Drohung verkörpert, weil sie den Kapitalismus verkörpert — wobei noch die Inferiorität selbst, ihrer antikapitalistischen Konnotationen ungeachtet, eine Chiffre für Kapitalismus ist, Ausdruck der Herrschaft des Geldes über die Produktion. Kraft ihrer »weiblichen Schlauheit« (38) — vgl. die 'jüdische Schlauheit' — steht das »Weib ... dem Manne gegenüber wie ein geschickter Kaufmann einem Künstler oder Gelehrten« (40). Es ist vor allem dieser Protest gegen den Kapitalismus als eine 'geistig' inferiore Wirtschaftsform, der den vertrauten 'national-sozialistischen' Ton in die Möbius'sche Darstellung bringt, jenes sinnverwirrende Gemisch aus Hochfahrenheit, kalter Herrscherattitüde und ohnmächtigem, heroischem Protest, aus seichtem Rassismus und scharfer Kulturkritik, das für die faschistische Ideologie der folgenden dreißiger Jahre so charakteristisch sein wird.

Auch Maxie Freimann in ihrer 1905 erschienenen Antwort auf Möbius naturalisiert die Geschlechterdifferenz. Sie beschimpft das männliche »Schwein« (43) und meint den

»Decadencemenschen« (49), den »Lebemann« (51). Der Effekt dieser dogmatischen Naturalisierung ist freilich dem Möbius'schen Ziel und Zweck gerade entgegengesetzt. Nicht nur steht bei Maxie Freimann der biologische Mann offenbar in keinerlei Verdrängungs- und Ersetzungsverhältnis zum »Decadencemenschen«, den sie ja selbst ausdrücklich benennt. Die Naturalisierung und Hypostasierung von Decadenceerscheinungen behaupten sich vielmehr als Widerstand gerade gegen eine oberflächlich rationalisierende Erklärung und historisierende Einebnung eines Widerspruchs, der in der Tat, alles andere als eine peripher extreme Dekadenzerscheinung, ins gesellschaftliche Zentrum trifft (wobei über die keineswegs bloß anthropologisch-biologische Natur dieses Zentrums Maxie Freimanns Text keinerlei Auskunft mehr gibt). Mit ihrem bodenlosen Spiritualismus, mit dem sie über den »tierischen Verkehr« (51) herzieht, mit ihrem obszönen Rassismus, mit dem sie die Spiritualität der »gelben Kulturvölker« (86), den natürlichen Asketismus des »gelben Asiaten« (78) gegen den »Stumpfsinn des ethischen Europäerpöbels« (79) in den »verschweinten Staaten von Europa« (90) vergleicht, der orale Ekel, mit dem sie gar nicht einmal so sehr die sexuellen als vielmehr die Eßgewohnheiten als Beweis für die »Vertierung« (46) nimmt (»Am Fressen sollt ihr sie erkennen — die Schweine« [56]), führt sie nicht nur die Erwartung einer rationalen Erörterung, die man mit ihrem Pamphlet noch verknüpfen könnte, ad absurdum; sie desavouiert zugleich den Anspruch auf rationale Erörterung selbst als prinzipiell der Rationalisierung verdächtig und entfernt sich damit weit von Möbius' Buch, das wie ja fast alle faschistische Erörterungsliteratur einen hochaufklärerischen, nüchternen, desillusioniert vernünftigen, antikisierend stoischen Ton wahrt und verliert es denn auch bald gänzlich aus den Augen.

Was schon für Möbius gilt, daß seine Darstellung nur in einem eingeschränkten Sinn als zusammenhängender Text bezeichnet werden kann, das gilt für Maxie Freimanns Buch rigoros, bzw. liegt hier eine Irreführung des Lesers durch den Verlag vor: Maxie Freimanns Pamphlet zählt 93 Seiten. Vom Verlag wird es durch Bilder und kurze Texte sowie durch das erwähnte Kapitel von Nike Wagner arrondiert, so daß im Endeffekt ein Buch von 269 Seiten dabei herauskommt. Daß es dem Verlag nicht primär um einen isolierten Betrug — eine Ausbeutung der möglichen Zugkraft von Maxie Freimanns Pamphlet —, sondern um etwas anderes geht, zeigen die »Heimlichkeiten der Männer«, eine Textsammlung ohne Titelstory, der nur am Schluß ein längeres Kapitel von Theweleit und Langbein beigegeben ist und die die angestrebte Idealform des Verlags offenbar am reinsten verkörpert: kein Buch zu sein, das sich zur Not auch woanders drucken ließe, sondern eine originale Kreation des Verlags. Schon Möbius' von ihm selbst zusammengestoppeltem Text ist ein Gedichtzyklus und ein Text aus anderer Feder beigegeben (Umfang zus. 45 S.), aus keinem anderen Grund wahrscheinlich als dem, aus dem ja vielfältig bekannten Buch ein Objekt der Kultur-Kuriosa-Reihe zu machen. Maxie Freimanns Pamphlet ist schon nur noch das Flaggschiff einer Reihe von Texten und, häufiger, Textbruchstücken. In den »Heimlichkeiten« schießlich ist der neue Typus an die Stelle des alten Buches getreten, wobei dieser neue Typus offenbar konsumiert werden soll wie ein traditionelles Buch. Selbst Theweleit/Langbeins Kapitel von ca. 75 Seiten wahrt streng die Form der assoziativen Reihung eigener und fremder Texte, so daß es im kleinen die Form des ganzen Buches verdoppelt und wiederholt. Inhaltlich beschäftigen die in diesem Band versammelten Texte sich mit dem Mann als Geschlechtswesen, wobei Theweleit/Langbein eine historische Perspektive zu vermitteln suchen. Obwohl der Band ebenso wie der mit Maxie Freimanns Text eingeleitete sicher einige lesenswerte und merkwürdige Funde enthält, gehorcht diese Art der Buchfabrikation — und 'Fund'-Fabrikation — meiner Ansicht nach doch viel zu sehr, und bis ins innerste Zentrum des Buches hinein, den Gesetzen der Warenästhetik, als daß man eine mehr als bloß reizvolle Präsentation seines Gegenstands von ihm erwarten kann. Ganz wie die Warenproduk-

tion und -ästhetik selber verfährt, werden tradierte, auch verschüttete, unbekannte Gegenstände zerstückelt — z.T. in 'bedeutende' Mikrobruchstücke — und nach 'modernen' Gesichtspunkten wieder zusammengesetzt. Diese Form des Warenkorb-Arrangements ist gewiß eine tödliche Weise, mit Gedrucktem umzugehen. Wo sie, wie in diesem Fall, mit einem von der Warenästhetik traditionell ausgebeuteten Gegenstand, Sexualität, zusammentrifft, da entsteht ein Gemisch aus Reklame und Pornographie, das bis in die Einband- und Titelgestaltung hinein den Leser zugleich zu verführen und zu betrügen sucht.

Ilse Bindseil (Berlin/West)

Annegret Stropczyk (Hrsg.): Was Philosophen über Frauen denken. Verlag Matthes und Seitz, München 1980 (370 S., br., 24,— DM)

Was tragen Philosophen aus zweieinhalbtausend Jahren bei zu einem adäquateren Verständnis der Geschlechterfrage? Die Autorin stellt eine umfangreiche Auswahl von Äußerungen über Frauen zusammen, von Laotse bis Arnold Gehlen chronologisch nach Geburtsdatum geordnet. Kurzinformationen zu Ehestand und theoretischer Position jedes Philosophen sind den Textauszügen vorangestellt.

Gleichsam als Motto zur Bilanz der Autorin steht Virginia Woolfs reflektierte Konfusion angesichts einer Jahreslese von Büchern über Frauen, geschrieben von Männern, deren Selbstsicherheit »so tiefgreifende Konsequenzen für das öffentliche Leben gehabt und in privaten Überlegungen zu so kuriosen Randbemerkungen geführt hat« (343). Philosophen sind, laut Nachwort der Autorin, nicht weniger einfältig als die von Virginia Woolf charakterisierten Schreiber, obwohl sie doch, im Unterschied zu gewöhnlichen Sterblichen die »Zeit und Übung haben, sich tieferschürfenden Gedanken in aller Ausführlichkeit hinzugeben, um dann die Welt mit ihrem Denken in Erstaunen zu versetzen« (344).

Die tour de force durch die Philosophiegeschichte unter dem Stichwort Frau bringt nicht die erhofften tieferen Einsichten. Ärgerlich konstatiert die Autorin, daß die Philosophen meist nur die bestehende Wirklichkeit theoretisch legitimiert haben, daß »Mangel an Phantasie und Enge des Gehirns« die wenigsten von ihnen »kantische Freiheitsträume« träumen ließ (347). Da sie »sowieso immer von zwei Prinzipien ausgehen, von Geist und Materie« (351), und diese, nur die Worte auswechselnd, auf alle Probleme anwenden, setzen sie auch durchgängig das Geistige mit dem Männlichen und das Sinnliche mit dem Weiblichen gleich, wofür die Autorin eine Reihe psychologischer Erklärungen parat hat. Die Fragen nach einer allgemeinen Entwicklungstendenz und nach kulturellen Differenzen runden die Auswertung ab. Seit der Aufklärung und nochmal seit der Wende zum 20. Jahrhundert nimmt die Thematisierung der Geschlechterfrage zu, denn die Frau wird durch die im Zug von Industrialisierung und Bürokratisierung veränderten Arbeitsbedingungen öffentlich sichtbarer (350). Ein Fortschritt also, »wenn man es schon als einen Fortschritt auffaßt, daß dieses Problem überhaupt bedacht wird, unabhängig von der inhaltlichen Qualität« (351). Einen auffälligen Unterschied findet die Autorin zwischen englischen und deutschen Philosophen seit dem frühen 19. Jahrhundert. Während sie seit John Stuart Mill etwas wie »eine feste englische Tradition für die Selbstbestimmung der Frau« findet, konstruiert sie eine »reaktionäre 'deutsche Haltung in der Frauenfrage'« (359), die von Marx und Feuerbach über Nietzsche zu Bloch und Marcuse reicht; denn Marx hat, wiewohl er Beteuerungen von Fourier übernahm, »die menschliche Tiefe dieses Konflikts zwischen Mann und Frau ... wohl nicht ganz persönlich und originär verstanden« (358) und »hinter historischen Herleitungen (Bloch) und Kritiken der Arbeit (Marcuse) verbirgt sich die Furcht um die Verfügbarkeit der Frau« (359). Auf einen Kommentar zum Niveau dieser Konstruktion möchte ich verzichten zugunsten eines Problems, das mir am Unternehmen der Autorin wichtiger erscheint.

Ihr bleibt am Ende die Beruhigung, daß sich über die Geschlechterfrage »ohne ein

'wissenschaftlich schlechtes Gewissen' — weil man vielleicht einen wichtigen Gedanken nicht gelesen hat — neu denken« (365) läßt. So umstandslos läßt sich diese Beruhigung nicht teilen, gerade nicht, wenn das Motiv die 'Befreiung des Menschen in mir' sein soll, worin ich der Autorin zustimmen möchte. Neu läßt sich nicht einfach denken, indem man die theoretischen Traditionen, in denen die bisherigen gesellschaftlichen Lebensformen gedanklich gefaßt sind, zu den Akten legt.

Die Frage ist daher, warum denn nun bei dem Unternehmen so wenig herausgekommen ist. Was Philosophen qua Philosophen über Frauen denken, geht, meine ich, nicht auf in den paar Bemerkungen, die sie explizit über Frauen machen. Die Autorin konstatiert, daß sich bei den Philosophen die Argumente finden, mit denen die Chancenungleichheit legitimiert wird, aber sie sieht als Argument immer nur die männliche Attribution von Vernunft und Rationalität, was nun wirklich keine neue Entdeckung ist. Wichtig wäre dagegen, aufzudecken, *wie* in der Argumentation mit Vernunft und Natur spezifische Legitimationsmuster hergestellt werden, *worin* bisherige Vernunftbegriffe und -ideale als menschliche Ideale unzureichend sind. Es stimmt zwar, daß Rousseau die Frau am Küchenherd sehen möchte, aber das ist weit weniger aufregend als die spezifische Komplementarität der Geschlechter, die er mit seinem vom 17. Jh. grundlegend verschiedenen Begriff von Vernunft und Natur begründet. Die Herausarbeitung solcher Spezifik erfordert freilich eine systematische Analyse philosophischer Theorien. Daß sich die Mühe lohnen kann, zeigen m.E. überzeugend die Arbeiten von Geneviève Lloyd, beginnend in 'Metaphilosophy' (Oxford, Jan. 79). Die Beobachtung von A. Stopczyk, daß 'frauenfreundliche Philosophen' die Stereotypen vom 'weiblichen Wesen' meist nicht in Frage stellen, sondern sie lediglich positiv umwerten, könnte als Warnung vor ähnlichen Tendenzen in der Frauenbewegung erst überzeugen, wenn die Spezifik auch solcher Legitimationsmuster genau herausgearbeitet ist.

Irmgard Staeuble (Berlin/West)

Sprach- und Literaturwissenschaft

Bürger, Christa: Tradition und Subjektivität. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1980 (208 S., br., 11,— DM)

Bürger kommt im Nachvollzug der Gegenwartsanalyse, wie sie Adorno, Habermas, Mitscherlich u.a. vorlegen, zu ihrer Ausgangsthese über das desolate Befinden von Tradition und Subjektivität. Ihre Studie wendet sich emphatisch gegen die Inthronisierung des Subjekts im Reiche der Kunst, womit sie in Opposition zu den vielfältigen Publikationen der Gegenwart tritt, die das Subjekt als entscheidende Instanz ansetzen: Rezeptionsästhetik, Rezeptionsdidaktik und Aneignungsmodelle im Zeichen der neuen Subjektivität sind Gegenstand ihrer Untersuchung. Bürger wendet sich gegen die programmierte Orientierungslosigkeit des Individuums und fordert eine Anbindung an die Tradition, wobei der Zugang durch sozio-psychische Reflexionen geschaffen werden soll. Die bürgerliche Gesellschaft disqualifiziere sich als Matrix ethischer Werte, da sie sich auf keine humanitär wertvollen Traditionselemente, die in der Kunst als Werteservoir zu suchen wären, stützen kann.

In der Kontrastierung von Enzensbergers »Untergang der Titanic« und Weiss' »Ästhetik des Widerstands« wird Bürgers Intention manifest. Enzensbergers Weltanschauung wird als Gleichgültigkeit markiert, in der Schrecken und Freude in der Kurzlebigkeit unserer Zeit eingeebnet werden, während auf der anderen Seite Weiss die Eindringlichkeit des Erlebens und die Kraft zum Widerstand darstellt.

Die Rezeptionsästhetik wird als Ausdruck der gegenwärtigen Traditionskrise signifiziert, da es ihr nur um die Hypostasierung eines auf »freie Konsumtion der Traditions-

bestände ausgerichtetem Subjekts« gehe. In einer ideologiekritischen Beleuchtung der Kategorien Fiktionalität, Werk und Polyvalenz zeigt Bürger auf, daß Iser zum einen den Wahrheitsanspruch von Literatur aufgibt und ihm zum anderen die intendierte Auflösung des Werkbegriffs mißlingt. Als Extrakt der Iser'schen Theorie bleibe nur noch die Selbsterfahrung des isolierten Einzelnen, der im Akt der Rezeption die Krise der eigenen Bewußtseinsinhalte lustvoll erlebe.

Das zu bildende Subjekt steht konsequenterweise im Zentrum der Ausführungen zur Literaturdidaktik, die den Großteil des Buches ausmachen. Bürger wendet sich entschieden gegen eine subjektiv emotionale Verengung des Deutschunterrichts, da dies einen Verlust der Wissenschaftlichkeit mit sich bringe. Eine Konzeption, die bestimmte anzustrebende Werkdeutungen verwirft, stehe in offenem Widerspruch zur gleichzeitig einzulösenden Forderung nach einer permanenten Infragestellung des Lesersubjekts. Die Rezeptionsdidaktik ist letztlich eine Anpassungsdidaktik.

Hier wird ein wichtiger Aspekt angesprochen, den viele allzu progressive Didaktiker zu vergessen drohen, daß nämlich der Schüler sich zunächst ein Repertoire an Denkmöglichkeiten aneignen muß, bevor der Unterricht seiner zufälligen Denkmotivation folgen kann. Bloße Selbstfindung — abgelöst von einer Kulturgeschichte —, mittels der als ungeschichtlich ausgewiesenen Werke wird von Bürger als anarchistische Erziehung stigmatisiert. Offen bleibt dabei, ob auf diesem Zufallsweg der Ichfindung nicht doch Individuen gebildet werden können, die als Ausgangspunkt für eine zukünftige gesellschaftliche Entscheidung sich selbst ansetzen können.

Unter der Überschrift »Aneignungsmodelle im Zeichen der neuen Subjektivität« werden einige charakteristische Versuche, die die literarische Tradition mit dem Problem gegenwärtiger Subjektivität konfrontieren, kritisch beleuchtet. Literatur darf bei der Ichentwicklung nicht auf den Status eines bloßen Reizauslösers beim individualpsychischen Prozeß herabsinken. Am Beispiel des Märchens demonstriert Bürger ihre Vorstellung, wie bestimmte Aneignungsverfahren einzelnen Entwicklungsstufen zuzuordnen sind. Das Märchen kann als ein Stück Individualgeschichte für den Prozeß der Selbstaufklärung fruchtbar gemacht werden, indem die ästhetische Erfahrung der frühen Kindheit reflektiert wird.

Der Schlußteil der Studie ist offensichtlich für den Deutschlehrer konzipiert, der neben dem den Lehrerberuf anstrebenden Germanistikstudenten der vornehmste Adressat ist; kritisch wird der Stellenwert von Tradition in den didaktischen Modellen von Malte Dahrendorf, Klaus Hildebrandt, dem Bremer Kollektiv und Jürgen Kreft untersucht. Abgerundet wird das Buch durch einen für die Schulpraxis aufbereiteten Teil über das »Nibelungenlied« (Faszination der Romantik) und über »klassische Trennungsprozesse« (klassisches Humanitätsideal im Widerspruch mit der zeitgenössischen Gesellschaft).

Edwin Burck (Germersheim)

Eagleton, Terry: Walter Benjamin, or Towards a Revolutionary Criticism. Verso Editions, London 1981 (187 S., br., 3,25 £)

Walter Benjamin ist in den letzten Jahren zunehmend zu einem Gegenstand gelehrter Abhandlungen geworden, in denen das aktuelle Interesse an seinem Werk, das die Rezeption durch die Studentenbewegung bestimmte, oft einer neutralisierenden und musealen Betrachtungsweise gewichen ist. Eagleton stellt Benjamin dagegen mit Absicht in den Kontext gegenwärtiger Diskussionen um eine sozialistische Kulturtheorie. So weitet sich seine Darstellung zu einer perspektivenreichen, anregenden Erörterung der Geschichte und der aktuellen Probleme marxistischer Literaturkritik aus, wobei der Bezug zu Benjamin nur assoziativ hergestellt wird und der Verfasser — von der feministischen Ästhetik (98-100) über Derrida (140ff.) bis Trotzki (173-179) — bewußt Gegensätzliches zusammenfügt: als Kehrseite dieser (produktiven) Offenheit bleibt die eigene methodi-

sche Position etwas diffus. — Es gelingt Eagleton im ersten Teil vorzüglich, am theologisch inspirierten, dann materialistisch transformierten Begriff der Allegorie die Grundzüge Benjaminschen Denkens vom Trauerspiel-Buch über den *Baudelaire* bis zu den *Geschichtsphilosophischen Thesen* zu zeigen (3-78) und im ständigen Vergleich mit der englischen Literaturkritik (T.S. Eliot, Leavis) deren Brauchbarkeit für die Literaturgeschichte zu belegen. Tatsächlich lassen sich Früh- und Spätwerk, Materialismus und Idealismus bei Benjamin nicht in einer einfachen Antithese trennen (114). Die Gründe für diese eigenartige Synthese wären freilich noch näher zu bestimmen: daß sie etwas mit den politischen Voraussetzungen der Theorie und ihrer Isolation von der Praxis zu tun haben (82), leuchtet ein, erklärt aber z.B. noch nicht hinreichend die Differenzen zwischen Benjamin und Adorno. Hier neigt der Autor an einigen Stellen dazu, theoretische Kontroversen relativ unvermittelt auf den Stand der Klassenauseinandersetzungen zurückzuführen (was angesichts der Widersprüche Benjamins zu widersprüchlichen Aussagen führen muß, etwa 82 und 96), und argumentiert auch sachlich unstimmig — etwa wenn er Brecht seine angebliche »shabbing complicity« mit dem Stalinismus vorrechnet (86). Den Ausweg aus der bloßen Negativität der Theorie sieht Eagleton in einer Wissenschaft, die sich auf ihre praktische Aufgabe aktiver Teilnahme am Geschichtsprozeß zurückbesinnt und gegenüber der melancholischen deutschen Geistes-tradition, der auch Benjamin zuzurechnen ist, nach dem Vorbild von Marx, Brecht und Bachtin die Freude am Widerspruch (»joke of contradiction«, 170) zu ihrem Recht kommen läßt.

Trotz der Einwände: eine gründliche, vielschichtige Einführung in Benjamins Werk und die marxistische Kunsttheorie dieses Jahrhunderts, die besonders dem englischen Leserkreis zur Information nützlich sein kann, die aber auch dem deutschen Leser wichtige Aufschlüsse über die hierzulande wenig bekannte materialistische Literaturkritik in Großbritannien eröffnet. Heinz Kaulen (Bonn)

Müller, Klaus-Detlef: Brecht-Kommentar zur erzählenden Prosa. Winkler Verlag, München 1980 (412 S., br., 32,80 DM)

Das Buch leistet die erste umfassende Erschließung des gesamten Brechtschen Prosawerks. Die Forschung selbst hat sich lange Zeit um nur wenige Erzähltexte Brechts gekümmert: um die »Kalendergeschichten«, die zudem meist als Schullektüre in didaktischer Hinsicht vereinnahmt und so enthistorisiert wurden, in den letzten Jahren noch um die »Me-ti«-Texte und den »Dreigroschenroman«. Die Vernachlässigung aller anderen Prosaarbeiten lag auch daran, daß Brecht die zahlreichen Erzählungen bis 1933, geschrieben zum Gelderwerb und folglich in vielen Zeitungen und Zeitschriften verstreut gedruckt, niemals in Buchform gesammelt vorgelegt hat; außerdem erschienen viele Erzählungen und Erzählkomplexe (wie die »Flüchtlingsgespräche«) erst posthum; die großen Romanprojekte schließlich wurden niemals abgeschlossen, ja bisweilen in großer Unordnung (wie im Fall des Tui-Romans) zurückgelassen.

Müller behandelt in acht Kapiteln die Geschichten bis 1933, die »Geschichten vom Herrn Keuner«, den Dreigroschenroman, die »Me-ti«-Sammlung, den Caesar-Roman, die »Flüchtlingsgespräche«, die Geschichten von 1935 bis 1948 und den Tui-Roman. Bibliographie und ein Namen- und Werkregister beschließen den Band. Jedes Kapitel enthält Angaben bzw. Ausführungen zur Erstveröffentlichung und Entstehungsgeschichte, zu Quellen, Anregungen und Beziehungen, zur Forschungsliteratur und gibt dann umsichtige und präzise Hinweise zur möglichen Interpretation, die bisweilen tief in die Problematik der Brechtschen Ästhetik eindringen (z.B. 232f. zur ambivalenten Struktur der Parabel). Der Schwerpunkt liegt auf der großen Prosa des Exils. Daß Brecht auch in seinen Prosaarbeiten die traditionellen Gattungsgrenzen sprengt, wird anhand der Erläuterungen Müllers zu den Bau- und Ordnungsprinzipien, zum Formtypus und zur Erzählstruktur der längeren Prosatexte besonders deutlich.

Müller geht also über einen reinen Erläuterungskommentar weit hinaus: seine Angaben beziehen formale und inhaltliche Vorbilder und die spezifische Gestaltung des Stoffes durch Brecht ebenso ein wie Bezüge zur Zeitgeschichte und zu Brechts sich wandelndem Konzept des Intellektuellen. So entsteht aus einer Fülle von Detailinformationen ein deutliches Bild der neuen Funktionsbestimmung der Prosaformen bei Brecht und ihrer Nutzbarmachung für eine den Leser einbeziehende aktive Erkenntnisweise. Gegen den psychologisierenden Ansatz von Kirsten Boie-Grotz, der die Prosa Brechts als »wesentliches Übungsfeld der literarischen Selbstfindung« von den »stärker wirkungsbezogenen Gattungen« (13) abhebt, insistiert Müller auf dem Zusammenhang von Prosawerk und Erkenntnisqualität und schreibt damit der Prosa mindestens dieselbe kritische Potenz zu, die für das dramatische Werk Brechts seit langem anerkannt ist.

Die Einführung des Buches zeichnet — nach einem Forschungsüberblick — den Prozeß der Distanzierung vom realistischen Roman und der Entwicklung neuer Kriterien für das Erzählen nach: grundlegende Elemente sind die Absage an den auktorialen Erzähler des realistischen Romans und die Forderung nach »analysierende(n) Darstellungstechniken« (19), die dem Leser eine wissenschaftlich prüfende Haltung erlauben. Die verstärkte Hinwendung zur Romanform im Exil sieht Müller als Ergebnis der Differenzierung der grundlegenden Erkenntnisse über die Rolle des Individuums im ökonomischen Prozeß, die zu einer neuartigen epischen Figurengestaltung führt: der Dreigroschen- und der Caesar-Roman entwickeln die 'Karriere' ihrer Protagonisten als bewußtlose Realisierung ökonomischer Gesetzmäßigkeiten und gelangen so zu einer »induktive(n) Erzählweise, die den Roman nicht von den Figuren her aufbaut, sondern die Figuren zur Verdeutlichung gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Zusammenhänge einsetzt« (162). Komplementär zu diesen beiden Romanen sieht Müller das Tui-Roman-Fragment. Der Roman sollte die Rolle der Intellektuellen in der Weimarer Republik und ihrer »Täuschungen über die wahre Natur der gesellschaftlichen Verhältnisse« (356) thematisieren, ließ das Problem der Vermittlung historischer Ereignisse und individualisierter Handlung jedoch ungelöst.

Auch bei den kleineren Prosastrücken bildet die Frage nach der Organisation des ästhetischen Materials und nach der damit verbundenen Veränderung des Rezeptionsprozesses die Leitlinie der Untersuchung. Die in der Brechtforschung oft als inhaltsleere Versatzstücke benutzten Begriffe »Gestus«, »Zitat«, »eingreifendes Denken«, »Veränderung« und »Dialektik« werden durch eine sorgfältige Analyse, die inhaltliche und formale Elemente immer wieder aufeinander bezieht, als Qualitäten der Texte sichtbar.

Claudia Albert (Berlin/West) und Detlev Schöttker (Braunschweig)

Knopf, Jan: Brecht-Handbuch Theater. Eine Ästhetik der Widersprüche. Metzler Verlag, Stuttgart 1980 (488 S., Ln., 65,— DM)

Knopfs Handbuch ist ein »Nachschlagewerk und Lesebuch« (6). Der Autor rechtfertigt das Unternehmen im Einleitungskapitel, und das Buch hält, was dort versprochen wird: gut lesbare Artikel, in denen alle wichtigen Informationen sinnvoll strukturiert enthalten sind und offene Fragen bzw. Widersprüche der Forschung nicht eingeblendet oder an die umfangreiche Spezialliteratur verwiesen werden, sondern klar benannt sind. Obwohl Knopf in der Einleitung nicht gerade bescheiden auftritt, hat er seine eigentliche Leistung kaum gewürdigt: Viele Artikel hätten auf dem Hintergrund des bisherigen Kenntnisstands ohne zusätzliche Recherchen (z.B. im Fall der Entstehungsgeschichte der »Tage der Commune«) gar nicht geschrieben werden können, und viele Teilkapitel sind überhaupt kleine Pionierstücke der Brechtforschung.

Im I. Teil werden alle Dramen, Dramenprojekte, veröffentlichten und unveröffentlichten Dramenfragmente abgehandelt — jeweils in eigenen Abschnitten, ohne Zusammenhänge und Entwicklungslinien zu vernachlässigen. Maßstab des Artikelumfangs ist

dabei nicht der Bekanntheitsgrad eines Stücks, sondern das jeweils verfügbare Wissen. Innerhalb der einzelnen Artikel gliedert Knopf nach 1. Entstehungsgeschichte (unter Berücksichtigung der Quellen, Vorlagen, Mitarbeiter, Fassungen, Drucke), 2. Analyse und zugeordnete Deutungen, 3. Aufführungen. Wichtige Aspekte können variabel hinzutreten, und der Autor macht reichlichen Gebrauch davon: Verfilmungen, Fassungsvergleiche, Verhältnis zu einer Vorlage, Analysen wichtiger Kompositionselemente, Erläuterungen zu Quellen, aktuelle Bezüge, Aspekte der Rezeption, literarische Anspielungen etc.

Der II. Teil befaßt sich mit Brechts Theatertheorie. Knopf geht hier zweigleisig vor: zunächst in systematischer Perspektive durch Erläuterung der tragenden Begriffe, Grundlagen und Vorläufer (die Oberbegriffe sind Verfremdung, Negation des Allgemein-Menschlichen, Geschichtsdrama und Parabeltyp, Weg zum epischen Theater), anschließend in historischer Betrachtungsweise, wobei alle Komplexe der »Schriften zum Theater«, wie sie die Werkausgabe präsentiert, erstmals einzeln analysiert, z.T. auch mit wichtigen Korrekturen versehen werden. So kann der Leser System und Entstehung der Brechtschen Theatertheorie kategorial und sukzessiv überblicken.

Ein ausführlicher Registerteil, aufgeteilt in ein Namens- und Werkregister, ein Verzeichnis der Quellen und Vorlagen und ein Sachregister der wichtigsten Brechtschen Begriffe, schlüsselt die Informationen zusätzlich auf. Das Sachregister soll keine letztendliche Vollständigkeit beanspruchen, hat allerdings auch nicht immer alle wichtigen Textstellen erfaßt (unter »Einfachheit« fehlen z.B. die Seiten 290, 292, 382 und 470). Soll man künftig Bücher über Brechts Theater empfehlen, so kann man Knopfs Handbuch getrost unter den ersten nennen. Einen zweiten Band zur Lyrik, Prosa und Biographie Brechts hat der Verlag angekündigt. Detlev Schöttker (Braunschweig)

Heinrich Vormweg: Peter Weiss. Beck-Verlag und Edition Text und Kritik, München 1981 (138 S., br., 12,80 DM)

Vormweg versucht in seinem monographischen Abriss nicht, seine Betroffenheit durch das Werk von Peter Weiss zu verbergen. Seine Position bleibt immer sichtbar: »Die Widersprüche lösen sich nicht auf und bleiben dabei ebenso herausfordernd, wie sie mir als exemplarisch und vorausweisend erscheinen. Die Betroffenheit hält, ja verstärkt sich in der Annäherung.« (130)

Zentraler Bezugspunkt ist die dreibändige »Ästhetik des Widerstands«. Dieser »Roman und Antiroman« bedeutet, Vormweg zufolge, »der erneute Griff nach den Dingen selbst, ist Aufruf, diesen nicht länger den Herrschenden zu überlassen, ist erneute Begründung der Literatur als 'Notwendigkeit', und zwar aus der Erfahrung, 'daß es sich ohne sie nicht leben' läßt, daß der einzelne wie die gesamte Menschheit mit ihr die Möglichkeit aufgäben, 'der Sprachlosigkeit zu entkommen', und dies Entkommen ist für Peter Weiss zentrale Voraussetzung dafür, der Unterdrückung zu widerstehen.« (11). Als eine »Positionsbestimmung schriftstellerischer Existenz« (13) deutet Vormweg die »Ästhetik des Widerstands«. In der Kunst selbst liegt das Potential, das Widerstand notwendig macht, nicht nur in Zeiten der Barbarei. Weiss steht mit der »Ästhetik des Widerstands« innerhalb der Literatur der siebziger Jahre isoliert da. Abweichend von der üblich gewordenen Larmoyanz und Selbstbespiegelung der Literaten in der »Tendenzwende«, betont Weiss die gesellschaftliche Notwendigkeit der Kunst. Das I. und 10. Kapitel handeln von der »Ästhetik des Widerstands«, die immer wieder als der Schnittpunkt von Vormwegs Reflexionen erscheint. Das II. Kapitel gilt den künstlerischen Anfängen — »Der Autor als junger Künstler« (141f.). Dazu gehört die frühe Phase der literarischen Produktion, aber auch der in der Bundesrepublik so gut wie unbekannt Maler und Filmemacher Peter Weiss. 1960 erschien in der Bundesrepublik die erste Prosa-Arbeit: »Der Schatten des Körpers des Kutschers« (IV. Kap. »Der Augenblick der Wahr-

nehmung«, 36ff.). »Daß Peter Weiss in einer kurzen Phase des Jahres 1952 nur noch das direkte Nachschreiben von Wahrnehmungen übrigblieb von all den vielfältigen künstlerischen Ansätzen bis hin zu den surrealistischen, war gewiß nicht theoretisch begründet, gewiß nicht das Resultat systematischer Reflexion« (43). In dieser Phase war Weiss — Vormweg zufolge — der Tradition der Moderne am nächsten: »Was als Nouveau roman von Frankreich her die Traditionen herausforderte — die Prosa von Peter Weiss setzte ihm in deutscher Sprache eine originäre Entsprechung.« (43) Das Schwergewicht von Vormwegs Darstellung bildet die Literatur, die ab 1964 entstanden ist. Als bedeutenden Wendepunkt kann man das Marat-Sade-Drama ansehen, das Vormweg — einschließlich der für die Entwicklung von Weiss bedeutenden Umarbeitungen — als den Abschluß der frühen Periode kennzeichnet: »‘Marat/Sade’ ist der vorläufige Schlußstrich unter eine Ablösung, der Vollzug einer Absage.« (64) (Kap. VII, »Welttheater im Irrenhaus oder Kein Ausweg aus der Geschichte«). Das IX. Kap. — »Gegen die Höllenwirtschaft unserer Welt« — handelt von dem Auschwitz-Drama »Die Ermittlung« (1965), dem »Viet-Nam-Diskurs« und dem »Lusitanischen Popanz« (1966). »Trotzki im Exil« (1970) und »Hölderlin« (1971) bezeichnen eine neue Phase. Für Vormweg sind diese Stücke ein Beleg, »daß ihm — Peter Weiss — mit der individuell verwirklichten revolutionären Konsequenz, die von der geschichtlichen Realität zerbrochen wird, die Situation des Individuums in der geschichtlich sich verwirklichenden, d.h. relativierenden Revolution wichtig wurde.« (109). »Im Kreuzwerk der Antagonismen« (Kap. X, 110ff.) sieht Vormweg Peter Weiss in den siebziger Jahren, der seinen Blick auf die Opfer und Unterdrückten der Geschichte gerichtet hat. Die »Ästhetik des Widerstands« entreißt die vergessenen Widerstandskämpfer gegen den Faschismus — wie Heilmann und Coppi — der Namenlosigkeit, ebenso wie die Weggefährten Rosa Luxemburgs, die Opfer des Stalinismus wurden. Auch dem gilt der Widerstand: »Mein Bild des Sozialismus/Kommunismus«, heißt es in Bd. I der »Notizbücher« zur »Ästhetik des Widerstands«, »kann nie geprägt werden von denen, die von ihren Machtpositionen aus die Richtlinien geben, sondern immer nur aus der Perspektive derer, die sich ganz unten befinden u dort, Entbehrungen u Leiden auf sich nehmend, ihre Überzeugung gewinnen —« (84).

Das Literaturverzeichnis enthält ausgewählte Sekundärliteratur (134f.). Eine Zeittafel zu Leben und Werk beschließen den Band. Ein Ärgernis ist, daß die Zitate aus dem Werk von Peter Weiss nicht ausgewiesen sind. Dies sollte in der 2. Auflage geändert werden.

Hansgeorg Schmidt (Amöneburg)

Volker, Eckhard: Schriftsteller und Arbeiterbewegung in Frankreich. Literaturprogramm und Kulturpolitik zwischen Dreyfus-Affäre und Volksfront (Hochschulschriften 59). Pahl-Rugenstein-Verlag, Köln 1980 (218 S., br., 25,— DM)

Während die Diskussion über die Kulturpolitik der Arbeiterbewegung, insbesondere in den 20er und 30er Jahren in Deutschland, inzwischen zu einer Fülle an materialreichen Untersuchungen geführt hat, ist die Zahl der Arbeiten über Frankreich, und dort vor allen Dingen der Zeit der Volksfront, immer noch gering. Arno Münsters *Antifaschismus, Volksfront und Literatur* (1977) und Wolfgang Kleins *Schriftsteller in der französischen Volksfront* (1978) legen den Schwerpunkt auf die Geschichte der »Vereinigung revolutionärer Schriftsteller und Künstler« (AEAR) und ihrer Zeitung *Commune* im Zeitraum von 1932-1939.

Volker greift weiter aus: Er untersucht die »Volksfront-Konzeption in Frankreich unter dem Aspekt des Bündnisses von Arbeiterklasse und literarischer Intelligenz« unter dem Gesichtspunkt ihrer Genese, der »Verlaufsformen ideologischer und ästhetischer Auseinandersetzung innerhalb der französischen Linken« (1). Er grenzt seine Untersuchung auf die literaturprogrammatische Ebene ein, um die seiner Ansicht nach vernachlässigten »Zusammenhänge zwischen weltanschaulichen und literaturtheoretischen Ele-

menten bei den Schriftstellern und ... politischer Strategie und kulturpolitischer Prioritäten auf seiten der Arbeiterbewegung« (2) zu beleuchten, indem er bisher unzureichend rezipiertes Quellenmaterial auswertet.

Volker zeigt, daß trotz einiger Berührungspunkte zwischen der Arbeiterbewegung und den republikanischen Intellektuellen bei der Dreyfus-Affäre eine umfassende kulturpolitische Konzeption der Arbeiterbewegung vor dem 1. Weltkrieg nicht existierte. Am Beispiel der entgegengesetzten Funktionsbestimmung der Kunst bei Jaurès und Sorel führt er die zwei zu jener Zeit bestimmenden Strömungen vor: die eine in der Nachfolge Marx' ohne konsequente Aneignung des wissenschaftlichen Sozialismus, die andere anarchosyndikalistisch im Gefolge Proudhons. Nach dem 1. Weltkrieg vollzog sich über die Tribüne der *Clarté* eine Differenzierung unter den französischen Linksintellektuellen, verkörpert in den Personen Rolland und Barbusse. Während Barbusse die Erfahrungen der Oktoberrevolution trotz Beibehaltung mancher idealistischen Positionen verarbeitete und die bestimmende Rolle der Volksmassen hervorhob, beharrte Rolland auf dem Vorrang der zweifelnden Distanz vor der organisierten politischen Aktion. In den 20er Jahren verfügte die FKP über keine kulturpolitische Strategie, jedoch vollzogen sich mit der Parteinahme bedeutender Vertreter des Surrealismus für die revolutionäre Arbeiterbewegung wichtige Annäherungen zwischen Intelligenz und Arbeiterbewegung, die auch für die kulturpolitische Strategie der letzteren nicht ohne Folgen blieb. In den 30er Jahren verstärkte sich bei den bürgerlichen Literaten der Kulturpessimismus. Die von der Zeitschrift *Monde* initiierte Diskussion über den Terminus der »proletarischen Literatur« diente Volker zufolge als Katalysator in der Selbstverständigung der französischen Autoren. Volker hebt hervor, daß die im Gefolge der Charkover Konferenz an Barbusses unscharfer Haltung zu Definition und Aufgaben der »proletarischen Literatur« geübte Kritik den komplizierten Bedingungen — auch angesichts der schwierigen Lage der FKP — in Frankreich nicht Rechnung trug. Mit der Gründung der AEAR und ihrer Zeitung *Commune* trat die Entwicklung der marxistischen Kulturtheorie in Frankreich in ein neues Stadium (hierfür führt Volker Wallons Versuch an, zusammen mit anderen Wissenschaftlern die Marx'sche Methode für die Einzelwissenschaften nutzbar zu machen, Friedmanns *Crise du progrès* und Lefebvre/Gutermans bahnbrechende Forschung über die Entstehung von Alltags- und Klassenbewußtsein in *La conscience mystifiée*). Sie ermöglichte auch eine neue Diskussion unter den französischen Intellektuellen auf dem 1. Internationalen Schriftstellerkongreß zur Verteidigung der Kultur (1935). Die Zeit der Volksfront rückte die kulturpolitischen Tagesaufgaben in den Vordergrund, aber auch Probleme der Erbekonzeption und der Vermittlung der künstlerischen Theorie mit einer verändernden Praxis prägten die Diskussion. Seit Beginn des Spanischen Bürgerkrieges und dem Verfall der Volksfront in Frankreich galt der Vorrang nunmehr der explizit (tages)politischen Diskussion. Die AEAR zerfiel unter dem Eindruck der Ereignisse in der Sowjetunion.

Auch wer Volker nicht in allen Einzelheiten der Argumentation zu folgen vermag, wird das Buch als wichtige Anregung zur Kenntnis nehmen, um so mehr als es eine Fülle von Material verarbeitet und im Anhang eine Reihe von für das Thema zentralen Texten (Bloch, Barbusse, Aragon, Malraux, u.a.) dokumentiert. Allerdings macht ein solcher — notwendigerweise selektiver — Dokumentenanhang deutlich, wie wichtig eine umfassende Textdokumentation zu dem vorliegenden Themenkomplex nunmehr ist. Eine zusammenhängende historisch-genetische deutschsprachige Untersuchung zu dem Thema von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis in die Gegenwart steht noch aus, ebenso wie eine eingehendere Untersuchung von der Résistance bis in die 70er Jahre.

Wolf Kindermann (Köln)

Soziologie

Treitschke, Heinrich von: Die Gesellschaftswissenschaft. Ein kritischer Versuch. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1980, unveränd. Nachdruck der Ausgabe von 1927 (90 S., br., 23,— DM)

In seiner Habilitationsschrift von 1858/59 wendet sich H. v. Treitschke, der Ideologe des »preussischen Weges« in der deutschen Entwicklung, gegen die ersten zaghaften Versuche, auch im damaligen Deutschland so etwas wie eine moderne Soziologie oder Gesellschaftslehre nach englischem und französischem Vorbild zu etablieren. Treitschkes pauschale Ablehnung dieser Bestrebungen gründet in seiner reaktionär-preussischen Staatsauffassung. Der Staat ist ihm eine aparte Einrichtung jenseits aller gesellschaftlichen Gruppierungen und Gegensätze, die daher im Staate auch nicht vertreten sein sollen. Gleichzeitig wendet Treitschke sich aber auch gegen alle Versuche, Staat und Gesellschaft auseinanderzureißen. Die »über den Klassen« stehende Macht 'Staat' ist auch gleichzeitig noch das Ganze der Gesellschaft. Aus dieser Optik erscheinen dann alle gesellschaftlichen Klassen und Gruppierungen gleichermaßen als bloße Vollzugsorgane der staatlichen Macht.

Treitschke läßt keinen Zweifel daran, daß hinter dem ideologischen Geplänkel um eine Gesellschaftslehre der eigentliche Feldzug gegen die »sozialen Utopien« (72), gegen die Ansprüche und Interessen der aufkommenden Arbeiterklasse geführt wird. So wie er die Probleme der Gesellschaftslehre in ausschließlich staats- und privatrechtliche Probleme umdeutet, so ist ihm auch das Proletariat bloßes Objekt staatlicher Gewalt. Lukács schrieb über Treitschke: »Die Ökonomie betrachtet Treitschke vom Standpunkt des vulgärliberalen Harmonismus; die Arbeiterfrage ist für ihn eine reine Polizeifrage.« (Zerstörung der Vernunft; III, 42).

Die Unfähigkeit des deutschen Bürgertums, sich als Klasse gegen den Adel zu formieren, Ausdrück und Ursache der deutschen Misere, wird von Treitschke zu einem historischen Vorzug des deutschen (Klein-)Bürgertums umgefälscht. Und in der Tat ist diese Anlehnungsbedürftigkeit der Bürger, ihr Bündnis mit Adel und Junkertum eine Voraussetzung des »preussischen Weges«. In dieser Rücksicht konnte Treitschke mit »seinem« Bürgertum durchaus zufrieden sein. Er lobt es wohlwollend dafür, daß es in hohem Maße »jene von Aristoteles gepriesene Fähigkeit zu herrschen und zugleich beherrscht zu werden« besitzt (22).

Treitschkes Buch gibt Zeugnis von der erbärmlichen Rückständigkeit und Niedrigkeit auch der ideologischen Verhältnisse in Deutschland nach der gescheiterten Revolution von 1948. Das Buch gilt, trotz seiner vehementen Ablehnung der Gesellschaftslehre, als die Geburtsurkunde der deutschen Soziologie, deren Unterschied zur englischen und französischen hier in der Tat gültig niedergelegt ist: sie ist nicht Ausdruck eines ideologisch selbstbewußten Bürgertums, sondern Apologie des Klassenkompromisses zwischen Bürgertum und Junkertum und Verklärung rückständiger Verhältnisse.

Treitschke hat viele ideologische Fässer angestochen, aus denen die Leitartikler der FAZ noch heute das abgestandene Getränk zapfen, welches sie uns täglich vorsetzen: Das Staatsethos jenseits aller »Gruppenegoismen«, der Topos vom verweichelnden und Anspruchsdenken erzeugenden Wohlstand (und das dazugehörige Lob der Not-, Kriegs- und Aufschwungszeiten; 74), der Versuch, berechnete Interessen mit dem Verweis auf eine moralische Verantwortung für »das Ganze« zu knebeln — all das verschafft dem Leser eine Ahnung davon, wie sehr in diesem Punkt Kontinuität über die Jahrhunderte möglich und wirklich ist.

Clemens Knobloch (Bonn)

Gorges, Irmela: Sozialforschung in Deutschland 1872-1914. Gesellschaftliche Einflüsse auf Themen- und Methodenwahl des Vereins für Socialpolitik. Verlag Anton Hain, Königstein/Ts. 1980 (531 S., br., 98,— DM)

Trotz ihrer stattlichen Länge sollte diese Arbeit bis zum Ende gelesen werden: ich empfehle sie vor allem auch denjenigen, die pauschal immer schon wußten, daß »gesellschaftliche Bedingungen« ihren Einfluß auf »die Wissenschaft« ausüben. Gorges stellt dar, wie die reformpolitischen Anstrengungen zwischen 1872 und 1914 in Deutschland Arbeitsweise, Themenwahl und Untersuchungsmethoden des 1872 gegründeten Vereins für Socialpolitik prägten. Sie teilt den Zeitraum ein in sechs Phasen. Deren Charakteristika (innenpolitische, wirtschaftliche und soziale Entwicklung) stellt sie jeweils ausführlich an den Anfang jeder Phase und beschreibt sodann die jeweiligen Auswirkungen konkreter gesellschaftlicher Vorgänge auf die Arbeitsweise des Vereins und auf die Entwicklung der Wissenschaft. In stringenter Weise wendet sie ihre anfangs entwickelten Fragestellungen und Kategorien an auf die Untersuchung jeder Phase, sodaß schließlich Vergleichbares entsteht und in den Details innere und äußere Entwicklung deutlich werden.

Vertreter ehemals liberalistischer Staats- und Wirtschaftstheorien hatten angesichts der drängend gewordenen sozialen Frage (hiermit war die Lage der arbeitenden Klassen gemeint) in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in reformerischer Absicht die historische Schule der Nationalökonomie entwickelt und schließlich 1872 den Verein für Socialpolitik gegründet. Das politisch liberale Klima der 70er Jahre begünstigte die politische und wissenschaftliche Beschäftigung mit der sozialen Frage. Über Gutachten, Beschreibungen und schließlich Enquêtes versuchte der Verein mit immer wissenschaftlicher begründeten Petitionen an die Regierung etwa auf die Änderung der Fabrikgesetzgebung hinzuwirken. Interessengeleitete Sozialforschung — also Darstellung nur der Standpunkte und Angaben derjenigen, die unter der gegenwärtigen Fabrikgesetzgebung zu leiden hatten — war selbstverständlich. Gorges weist nach, wie mit den Sozialistengesetzen 1878 und der gleichzeitig beginnenden Schutzzollpolitik Bismarcks die nur wissenschaftliche Zielsetzung der Arbeiten des Vereins immer mehr herausgestellt wurde und damit die wissenschaftlichen Methoden einen Entwicklungsschub erlebten. Da die Beeinflussung der Regierung in der sozialen Frage ohnehin undenkbar geworden war (die Beschäftigung mit ihr sogar für Individuen gefährlich), wurde nun im Verein die zwar auch wichtige, aber politisch nicht brisante »bäuerliche Frage« vorrangiger untersucht. Gleichzeitig begannen im Verein die Auseinandersetzungen über den praktisch-politischen (also möglicherweise auch subjektiven) oder objektiv-wissenschaftlichen Charakter der Enquêtes.

Die interdisziplinäre Vorgehensweise der Autorin mag die Kritik der einzelnen Wissenschaften hervorrufen. So gehen notwendig Wertungen in die historische Darstellung ein, die sicher nur einen möglichen Standpunkt wiedergeben, und diesen nicht herleiten. Wenn von der »Wirkungslosigkeit der Reichsgründung auf kulturellem Gebiet« (33) die Rede ist, erhellt diese Aussage nichts, ruft aber mit Sicherheit Unverständnis und Widerspruch hervor. Mir hat die Reihenfolge der Darstellung öfter Fragen unbeantwortet gelassen. Wenn etwa erst die politische Entwicklung einer Phase und dann ihre ökonomische beschrieben werden, werden eigenartige Vorstellungen von Kausalzusammenhängen zumindest begünstigt. Das Buch wird mit solchen Einwänden gut leben können: es ist wichtig gleich für mehrere Bereiche der Soziologie. Es wird die Genese heute noch diskutierter Positionen sozialer Forschung deutlich; der historische Zusammenhang zwischen Reformpolitik und Sozialforschung wird aufgewiesen. Und nicht zuletzt ist das Buch selbst ein hervorragendes Beispiel inhaltsanalytischer Sozialforschung.

Ursula Koch (Emden)

Boudon, Raymond: Die Logik des gesellschaftlichen Handelns. Eine Einführung in die soziologische Denk- und Arbeitsweise. Luchterhand Verlag, Neuwied und Darmstadt 1980 (222 S., br., 28,— DM)

Raymond Boudon gehört zu den wenigen Soziologen, die sowohl bedeutende theoretische Arbeiten als auch vielbeachtete mathematisch-statistische Beiträge zur empirischen Forschungspraxis publiziert haben. Obwohl der Begriff »Logik« im Titel des vorliegenden Bandes auf beide Kompetenzbereiche des Autors hindeutet, werden dem Leser keinerlei statistische oder andere formalwissenschaftliche Kenntnisse abverlangt. Dennoch ist es ein wenig mißverständlich, den Text als »Einführung« zu bezeichnen, denn er dürfte für »höhere Semester« und Berufssoziologen wertvoller sein als für Studienanfänger.

Die zentralen Themen soziologischer Betrachtung sind für Boudon die sozialen Determinanten und die unbeabsichtigten Folgen intentionalen Handelns. Seine analytische Perspektive ist die eines methodologischen Individualismus, der sich vom psychologischen Reduktionismus ebenso abhebt wie von soziologistischen Ansätzen. Die Grundeinheiten der Analyse sind die einzelnen individuellen oder kollektiven Akteure, von denen angenommen wird, daß sie ihre Interessen (Zwecke, Ziele) unter unsicheren Bedingungen im Hinblick auf die durch das System definierten Zwänge optimal realisieren wollen (49, 65). Vorrangige Analyse-Ziele sind die Erklärung unbeabsichtigter makrosozialer Phänomene (Emergenzeffekte) aus den Handlungen einer Gesamtheit von Akteuren sowie das erklärende Verstehen von Handlungen aus den nachvollziehbaren Intentionen des Handelnden einerseits und den objektiven Merkmalen des sozialen Kontextes andererseits. Dieses Erklärungsmodell erinnert, auch in seiner Verschränkung von Verstehensmethodologie und quantifizierender Kausalanalyse, stark an Max Weber. Allerdings hat der Autor die logische Struktur der Erklärung, gemessen an den Darstellungen etwa bei Hempel oder von Wright, nur sehr unvollständig expliziert. In anderer Hinsicht beansprucht Boudon, die klassischen Versionen der Handlungstheorie erheblich erweitert zu haben, vor allem durch eine Korrektur des Rationalitätsbegriffs, mit der die Dualismen von Zweck- und Wertrationalität (Weber) oder von logischen und nicht-logischen Handlungen (Pareto) überwunden werden sollen. Rationalität erscheint nun nicht mehr als Eigenschaft je einzelner Handlungen, sondern als Begriff, den man lediglich innerhalb besonderer Interaktionszusammenhänge definieren kann (18).

Der größte Teil des Buches ist ausgefüllt mit Beispielen, in denen Boudon sein Analyse-Schema auf eine Reihe erklärungsbedürftiger sozialer Phänomene anwendet, z.B. die Unterentwicklung der französischen Landwirtschaft im 18. Jh., der Rassismus amerikanischer Arbeiter nach dem 1. Weltkrieg, die Folgen der Gleichheit oder Ungleichheit von Bildungschancen, die unterschiedlichen Formen sozialen Wandels. In allen diesen Beispielen gelingt es Boudon, das Untersuchungsproblem in sehr verständlicher Weise so zu definieren, daß die Fruchtbarkeit seines Ansatzes augenfällig wird. Seine Darstellung, die sich vielfach, aber durchaus nicht in allen Fällen der Sprache der Spieltheorie bedient, ist außerordentlich präzise und zeigt, was vorsichtig angewandte Formalisierungen zur analytischen Klarsicht beizutragen vermögen. Was man jedoch vermissen kann, ist eine ernsthafte Auseinandersetzung mit der grundsätzlichen Kritik gegenüber dieser Form des methodologischen Individualismus. Wie läßt sich innerhalb dieses Paradigmas erklären, daß jemand auch ohne Androhung von Sanktionen auf einen eigenen Vorteil verzichtet, nur um Schaden von anderen abzuwenden? Wie kommt das freiwillige Akzeptieren moralischer Verpflichtungen zustande? Wie ist die Institutionalisierung von Regeln, die fraglose Gemeinsamkeit von Präferenzen innerhalb eines Kulturkreises zu erklären, deren Entwurf und Propagierung allein schon, vom Nutzen-Standpunkt eines Individuums betrachtet, eine Investition erfordern würde, die er lieber anderen überließe? (Siehe zu diesem Problem die Beiträge von R. Münch und V. Vanberg in der Sozio-

logischen Revue 1980, 365ff. und 1981, 339ff.) Vermutlich nicht nur der Rezensent würde gerne erfahren, wie sich Boudon mit derartigen Fragen und der Behauptung auseinandersetzt, sie seien innerhalb des von ihm vertretenen Paradigmas nicht zu beantworten. Aber auch wenn diese Behauptung zuträfe: die Fruchtbarkeit des Ansatzes von Boudon *innerhalb* definierter Grenzen wäre dadurch nicht negiert.

Helmut Thome (Berlin/West)

Andritzky, Michael, Lucius Burckhardt und Ot Hoffmann (Hrsg.): Für eine andere Architektur. 2 Bände. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. 1981.

Bd. 1: Bauen mit der Natur und in der Region (188 S., br., 8,80 DM) zit. I

Bd. 2: Selbstbestimmt bauen und wohnen (154 S., br., 8,80 DM) zit. II

Beide Bände enthalten Beiträge zu einer Vortragsreihe des Deutschen Werkbundes. Zentriert sind sie um das gemeinsame Bemühen um eine Ortsbestimmung der alternativen Architektur. Anhand dreier Themenkomplexe — ökologisches Bauen (I; 17ff.), regionale Architektur (I; 119f.) und partizipatives Bauen und Wohnen (II; 14ff.) — werden die Prämissen einer alternativen Architektur exemplarisch entfaltet. Dabei unterteilen sich die drei Hauptkapitel in jeweils kurze Einführungstexte der Herausgeber, Überblicksartikel, die den jeweiligen Problembereich systematisch zu erfassen versuchen sowie Erfahrungsberichte aus der Praxis alternativer Architekturprojekte, ergänzt durch Bibliographien.

Bei der Frage, was im Hinblick auf Architektur unter alternativ zu verstehen sei, schält sich eine Merkmalstriaus heraus: Alternative Architektur ist *antimodern*, da sie sich gegen einen durch Uniformität gekennzeichneten internationalen Architekturstil wendet, sie ist *anachronistisch*, da sie sich gegen Grundannahmen »eines liberalen oder sozialistischen Staats- und Wirtschaftsdenkens« (I; 9) sperrt, und schließlich will sie die menschliche *Autonomie* stärken. Quintessenz dieser Definition ist die Forderung nach Dezentralisierung. Alternative Architektur ist »dezentral, kleinteilig und selbstgenügsam« (I; 9). »Wir wollen für den Menschen bauen« (I; 142), dies ist der Ausgangspunkt. Da der Mensch »Teil der Natur« (I; 21) ist, muß Architektur bei den natürlichen Grundlagen menschlicher Lebensweise ansetzen. Die herrschende Ausbeutungshaltung gegenüber der Natur, exemplarisch zum Ausdruck kommend in der industriell bestimmten Architektur, soll ersetzt werden durch ein »partnerschaftliches Zusammenleben zwischen Pflanze, Tier und Mensch« (I; 57). Dieser Vorstellung einer *ökologischen Architektur* liegt der Gedanke zugrunde, daß der Mensch durch die Ausbeutung der Natur seine eigene Lebensgrundlage zerstört. An zahlreichen Beispielen, die von der Begründung einer Stadtwohnung bis zum Entwurf eines Ökohauses reichen, werden »menschliche Wohn- und Lebensformen in Harmonie mit der Natur« (I; 26) verdeutlicht.

Doch ist der Mensch nicht nur Teil der Natur, er erhebt sich stets, und dies macht ihn erst zum Menschen, über die Natur. Dem ist Rechnung zu tragen, indem alternative Architektur »den sozialen Charakter des Bauens« (I; 126) betont. Dem despotischen Charakter herrschender Architektur muß der »soziale und humanistische Standpunkt« (I; 126) entgegengehalten werden. Architektur wird somit zu einer »Befreiungsbewegung für den entmündigten, industrialisierten und kommerzialisierten Bürger« (I; 111), die sich mittels der »bewußten Aufnahme spezieller und lokaler Designdeterminanten« (I; 121) nicht nur gegen die alles unterdrückende Totalität des internationalen Architekturstils zur Wehr setzt, sondern sich auch gegen die »Demonstration der ökonomischen Herrschaft« (I; 125) wendet. Solch *regionale Architektur* ist eine, »welche von den menschlichen Bedürfnissen ausgeht« (I; 133) und Häuser wieder als »Abbilder des menschlichen Lebens« (I; 143) versteht. Wesentlich ist hierbei »das Bedürfnis, selbst etwas zu tun« (II; 17), einzulösen in der *partizipativen Architektur*. Diese darf keine Architektur von oben sein, sondern muß vorrangig die »aktive Mitwirkung des Bürgers an

der Planung« (II; 89) fördern. Dies ist ein Prozeß, der nur mittels »kollektiver Erfahrungen« (II; 29) in der Partizipation voranzutreiben ist. Zwei wesentlichen Restriktionen ist dieser Prozeß unterworfen: der an der Logik der Kapitalverwertung orientierten (Bau-) Industrie sowie einer Politik und Verwaltung, die beide den Bürger als zu verwaltes Objekt behandeln. Gerade hier aber kann der Architekt emanzipatorisch ansetzen, indem er Alternativen zu gegenwärtigen Architekturformen entwickelt und diese dann zur »Aktivierung weiterer Bevölkerungskreise« (II; 91) benützt. Der Architekt wird zum »Organisator der Nachbarschaft« (II; 92), er baut die bisherige Herrschaft der Experten ab und tritt in ein Partnerschaftsverhältnis zu den Bewohnern. Zahlreiche Beispiele aus dem Bereich der Partizipation, insbesondere ein informativer Überblick über Bewohnerinitiativen in Europa (II; 108ff.), zeigen zwar einerseits, daß »dieses ideale Demokratieverständnis ... oft in der Theorie stecken« (II; 71) bleibt, daß aber andererseits auch kollektive Erfahrungen gewonnen werden, die besonders auf längere Sicht einen potentiellen Unruheherd darstellen. Dies verweist auch auf den Zusammenhang von Wohn- und Arbeitsbereich. »Das gemeinschaftliche Leben wird hauptsächlich von den Frauen bestimmt« (II; 66), und hierbei vorrangig von den Hausfrauen, während die berufstätigen Männer »immer stärker ... die Arbeitsbedingungen als lufteinschnürendes Korsett« (II; 45) empfinden. Zwar bleibt mit diesem Widerspruch die Hoffnung verbunden, daß »der Wille nach Selbstbestimmung und der Wunsch, den eigenen Lebensraum überschaubar und menschengerecht zu gestalten, über den Lebensbereich Wohnen hinaus(greift)« (II; 45), daß auch bereits »in bescheidenem Ausmaß ... (versucht wird), die voneinander getrennten Bereiche des Wohnens und Arbeitens wieder miteinander« (II; 118) zu verbinden, doch bleibt unklar, welches der Beitrag der Architektur hierzu genau sein kann.

In ihrer Vielfalt geben die beiden Bände ein repräsentatives Bild des gegenwärtigen Diskussionsstandes über alternative Architektur. Zwei Problemkreise sind bei der weiteren Diskussion von vordringlicher Bedeutung: Zum einen die Forderung, daß »die Propagierung wissenschaftlich gesicherter Erkenntnisse ... Vorrang haben (sollte) vor Spekulationen über 'Erdstrahlen' etc.« (I; 20), zum anderen die systematische Bestimmung des Verhältnisses zwischen gebauter Umwelt und menschlichem Verhalten wie auch die Analyse menschlicher Bedürfnisse. Die Crux jeder Architekturkonzeption, »daß Architektur ... Kommunikation zwar ermöglichen, niemals aber garantieren kann« (II; 87), muß positiv gewendet werden, indem sie als Spielraum für Bewohneraktivitäten thematisiert wird. Deshalb ist es wichtig, das Diskussionsangebot der alternativen Architektur anzunehmen und es interdisziplinär weiterzuführen. Gerd-Uwe Watzlawczik (München)

Bergmann, Klaus, Winfried Hammann und Solveig Ockenfuß (Hrsg.): Abhauen. Flucht ins Glück. Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg 1981 (233 S., br., 10,80 DM)

Das Buch hat sich zum Ziel gesetzt, Fluchtgedanken zu artikulieren wie auch zu analysieren. Sei dies nun eine Flucht nach innen oder eine Flucht in andere Länder, gemeinsam ist beiden Bewegungen die Flucht vor der »Kälte des Alltags« (L. Baier, 172), vor der entfremdeten Welt, gestützt auf die »Sehnsucht nach menschlicher Wärme und Verbundenheit« (B. Fehr, 49). So kreisen die hier versammelten Beiträge um revolutionäre und utopische Träume vom Reisen, versuchen sich ihnen aber »nicht systematisch, sondern assoziativ (zu) nähern« (Vorwort, 13). In zwei Gruppen gliedern sich die Beiträge: (1) in persönliche Erfahrungsberichte vom Reisen und (2) in Analysen des Alternativtourismus und seine historischen Vorläufer. Gerade dieses Nebeneinander von persönlicher Betroffenheit und kritischer Analyse macht das Buch lesenswert, da hier die »Wahrheit des Traums« (Vorwort, 17), eingefangen im Wunsch abzuhaue, sichtbar wird. Es geht um die »Therapie des Reisens« (S. Ockenfuß, 31), um »einen unstillbaren Hunger nach neuen Situationen« (S. Ockenfuß, 63), ohne daß unterschlagen wird, wie sich hinter

dem Erfahrungshunger die Ausbeutungsverhältnisse zwischen Erster und Dritter Welt reproduzieren. Gerade jene Beiträge, die sich kritisch mit Phänomenen wie Rucksack-tourismus, alternativen Reiseführern oder dem Erwachsen von Abhau-Tendenzen auf der Basis gescheiterter Revolutionen auseinandersetzen, können die Selbsttäuschung zeigen, die sich vielfach hinter der Flucht in das vermeintliche Glück verbirgt. Die Fremde wird zum Spiegel des vertrauten Alltags oder, wie es in einem Erfahrungsbericht formuliert wird: »Nicht das Fremde, sondern das Bekannte war das Mysterium.« (S. Ockenfuß, 72) In den Träumen vom Reisen findet sich das Zuhause wieder, und gerade dies macht das Buch besonders interessant, da es sich auch als »Reaktion auf das Scheitern (linker) Politik« (Vorwort, 17) lesen läßt. So dürfte dieses Buch, gerade in seiner bunten Vielfalt, für all jene von Interesse sein, die nach Gründen und Ursachen für die zunehmende politische Apathie, besonders auch in linken Studentenkreisen, suchen. Als Verdienst ist dem Buch hierbei vor allem anzurechnen, die Träume des Abhauens nicht zu diffamieren, sondern sie im Sinne eines Ausdrucks der Hoffnung nach einem besseren Leben ernst zu nehmen. Daß hierbei die einzelnen Beiträge über einen fragmentarischen Charakter nicht hinauskommen, mag dem Thema geschuldet sein, das zwar auf der Straße liegt, aber noch keineswegs ausreichend bearbeitet ist. So bleibt zu hoffen, daß auf dieser Basis einer ersten Annäherung Analysen aufbauen, die das Thema ebenso mit persönlicher Betroffenheit und kritischer Distanz behandeln.

Gerd-Uwe Watzlawczik (München)

Bruckner, Pascal, und Alain Finkielkraut: Das Abenteuer gleich um die Ecke. Kleines Handbuch der Alltagsüberlebenskunst. Hanser Verlag, München 1981 (297 S., br., 29,80 DM)

»Die dumme, schändliche Behauptung, es gebe nichts mehr zu entdecken und zu erleben, diese senile Darmentleerung erschöpfter Jünglinge, die schon blasiert und entkräftet sind, bevor sie noch etwas geleistet haben, gilt es mit beiden Händen zu packen und abzuwürgen, wo immer sie aufkommt.« (9) Sei es nun die Behauptung oder die Darmentleerung, was da mit beiden Händen gepackt und abgewürgt werden soll, jedenfalls sind die Autoren, die derart über »erschöpfte Jünglinge« herziehen, mal grade dreißig. Sartre hat einmal einen Typ des Schriftstellers beschrieben, der mit dreißig Jahren beim Schreiben den Eindruck altersweiser Lebenserfahrung erwecken will. Wäre nicht jene zu allen Metaphern entschlossene Geistreichelei, so möchte man meinen, Sartre habe Bruckner und Finkielkraut mitgemeint. Sie wissen schlechthin über alles Bescheid. Der Tourismus, das Geschlechtsleben, die Schulen, der Straßenverkehr und überhaupt die wachsende Geschwindigkeit von allem, die Stadt, ja, und die Geschichte — vor ihnen besteht keine Unklarheit, unmißverständlich legen sie die Geheimnisse bloß. Dabei ist ihre Schreibweise wie der Obstsalat von Libby's, jede Farbe ist bei ihnen farbiger, der Sirup süßer, das Parfüm parfümierter. Dieser Text ist unmißverständlich als Ware gedacht, seine Warenästhetik prägt den Stil.

Zwei Brennpunkte strukturieren ihre Botschaft. Zum einen organisieren sie die Enttäuschung an der sozialistischen Perspektive; zum andern das gute Wissen des privatisierenden Sicheinrichtens im Kapitalismus, ohne Transzendenz. »Da kommt man nicht raus, das wissen wir jetzt. Der Kapitalismus wird nicht gestürzt werden, von uns so wenig wie von den kommenden Generationen. (...) Die Revolution ist eine abgelebte Mythologie, die keine Hoffnung mehr bietet (...), tot auch das Bedürfnis nach einem Jenseits, das hilft, unsere Welt zu ertragen. Kurzum, einst haben wir auf *das Ereignis* gewartet, jetzt warten wir auf gar nichts mehr. Merkwürdiges Gefühl der Leere, in dem sich Jubel mit Ungewißheit mischt ...« (254) »Fortan gibt es nur noch das Abenteuer, das Projekt ohne Inhalt ...« (265) Eine neue Spielart des Absurdismus ist das, von der sich Camus und Sartre nichts träumen ließen: der affirmative Absurdismus. Die Autoren

können sich nicht genug daran tun, als Adressaten einen Jedermann zu konstituieren, einen Herrn Gewöhnlich, »Durchschnitts-Jedermann unserer Zeit (...) — der kleine Mann, der kleine Beamte, der kleine Familienvater oder auch die kleine Familienmutter — ...« (296), der »moderne Lohnempfänger« oder auch der desillusionierte Ehemalige vom Pariser Mai 1968. Diesem konstruierten Normal-Durchschnittlichen wird schmackhaft gemacht, was der Kapitalismus zu bieten hat. Nicht ganz direkt, sondern mit lässig-zynischer Distanz, im *Spiegel*-Stil. Das überzeugendste Kapitel ist eine schein-ironische Beschreibung des Club Méditerrané, in Wirklichkeit seine Verklärung. Dessen Begründer sei »nach Marx, Engels, Lenin und Mao ... der größte politische Denker des Jahrhunderts« (56). Gegen alle »fixen Ideen der Linken« (65) hat er Sex und Sonne konsumierbar gemacht. »Gewiß ist der Club Méditerrané eine große Kaserne, ein großes Bordell, ein Konzentrationslager des Fressens, des Bumsens und der obligatorischen Freude.« (65) Gewiß auch Betrug und Fälschung. »Aber da heute jeder falsch spielt, wäre es durchaus möglich, daß man sich hier noch am wenigsten vormacht.« (65) Auf jeden Fall wird hier jedes schlechte Gewissen ausgelöscht und eine neue »Unschuld« des Jasagens zum Kommerz erzeugt. Vor allem wird dies Konzept gerühmt seiner wirksamen Entgegensetzung zu allem Sozialismus wegen. Wirksam ist sie, weil sie mit scheinsozialistischen Elementen operiert. Der Club sei »Kibbuz ohne Arbeit«, sein Genie beruhe darauf, »daß in unserer abstrakten Gesellschaft als schlimmste Bedrohung nicht die Ausbeutung empfunden wird, sondern die Einsamkeit, daß der Kommunismus vielleicht nur eine sommerliche Regung ist, dessen unbestreitbare Vorteile man für begrenzte Zeit zulassen kann, ohne irgendeinen seiner Nachteile in Kauf nehmen zu müssen« (58f.).

Das Buch propagiert gutes Gewissen beim Abschied von allen Ideen und Richtungen, beim Tun dessen, wozu man jeweils gerade Lust hat; es propagiert das »kleine Abenteuer«, die alltägliche Unterbrechung des Alltags, das Nomadisieren im Alltag, die Hinwendung zu den »abwechslungsreicheren und flüchtigeren« Drogen der »Zufallsreligionen und Strohfeuer« (264), das Abdanken vor der Geschichte, welches »nur das andere Gesicht unserer Verfügbarkeit« (264) sei. »Kleine Zwischenfälle, kleine Affären, kleine Leidenschaften, winzige Projekte — der Mensch des Kleinen« (282), der »ganz kleine Abenteurer« (297). Abenteuer und Genuß als kapitalistische Subjekt-Effekte, die Autoren als Animateure des Kapitalismus. Wolfgang Fritz Haug (Berlin/West)

Soziale Bewegungen und Politik

Bender, Peter: Das Ende des ideologischen Zeitalters. Die Europäisierung Europas. Verlag Severin und Siedler, Berlin/West 1981 (272 S., Ln., 32,— DM)

Peter Bender sagt, was andere denken. Dieser Satz ist sicher richtig. Aber: Peter Bender denkt auch, was andere (noch) nicht denken. Bender erwies sich in den sechziger Jahren mit seinen Büchern »Offensive Entspannung« und »Zehn Gründe für die Anerkennung der DDR« als ein »Vordenker« der neuen Ostpolitik. Auch mit diesem neuen Buch erregt er Aufsehen: Willy Brandt rezensiert es wohlwollend, Herbert Wehner läßt es allen Mitgliedern der SPD-Bundestagsfraktion überreichen. Das Interesse ist verdient, denn Bender befürwortet nichts Geringeres als eine neue europäische Außenpolitik, die weder Disengagement noch Neutralismus beinhaltet, aber doch aus der Blocklogik herausführen soll. Er entwickelt einen Vier-Stufen-Plan zur »Europäisierung Europas« von Portugal bis Polen, von der »akuten Notwendigkeit« bis zu einem »sehr fernen Idealzustand«. Die erste Stufe ist rein defensiv: Verteidigung der Entspannung gegen den Anspruch der Weltmächte, Europa »den Gesetzen der amerikanisch-sowjetischen Rivalität zu unterwerfen« (250). In einer zweiten Phase versuchen die Europäer — unter Beibehaltung ihrer Bündnispflichten — eine eigene Rolle zu spielen unter dem Motto: »Mili-

tärische Stärke nur soweit wie nötig« und »Kooperation soweit wie möglich« (252). Die dritte Stufe würde bedeuten, daß die Länder Osteuropas sich innenpolitisch vom sowjetischen Modell lösen, bei Respektierung der verstaatlichten Wirtschaft und der äußeren Bindungen an die Sowjetunion. Als vierte Stufe stellt sich Bender eine Überwindung von NATO und Warschauer Pakt vor, den Abzug der Weltmächte aus Europa, Westberlin als »Freie Stadt« mit europäischen Aufgaben und vereinigt mit einer demokratisierten DDR. Gerade am letzten Punkt wird zweierlei deutlich: Erstens das gerüttelte Maß an Spekulation, das Rechnen mit mehreren Unbekannten (was Bender selbst einräumt), zweitens die »deutschlandpolitische« Dimension von Benders Europäisierungsplänen. Nur bei einer Befriedung Europas läßt sich eine Lösung der deutschen Fragen laut Bender erreichen, nicht umgekehrt. Und das ist in der Tat die einzig logische Konsequenz einer weitergedachten »neuen Ostpolitik«. Ob Benders Vier-Stufen-Plan irgendwann einmal ausgeführt wird oder nicht, kann man nicht wissen (Bender weiß es auch nicht). Was aber zu kritisieren ist, ist der erste Teil des Buches, in dem die Prämissen für das neue Selbstbewußtsein der europäischen Politik entwickelt werden. Der Titel des Buches erweist sich hier als stark übertrieben. Das Ende des ideologischen Zeitalters scheint für Bender nämlich vor allem im Osten gekommen zu sein. Ideologie ist für ihn so etwas wie Glaubenskampf oder -eifer. Dieser östliche Glaubenseifer ist mehr und mehr zugunsten einer am westlichen Modell orientierten Modernisierungspolitik zurückgetreten, der nach außen hin »normale Interessenkonflikte« entsprechen. Der »ideologische« Glaubenskampf ist nach Bender nicht völlig verschwunden, aber er befindet sich im Verfall. »Der Eindruck der Kontinuität erhält sich auch dadurch, daß es sich hier nicht um einen Glaubensbruch handelt, wie ihn überzeugte Nazis 1945 erlitten, sondern um einen Glaubensverfall, also um einen Prozeß.« (60) Gesetzt den Fall, die Analyse Osteuropas sei zutreffend (wobei Bender vielleicht einige marxistische Innovationsmöglichkeiten unterschätzt), so bleibt doch zu fragen, ob nicht die Politik des NATO-Doppelbeschlusses, der späten Carter-Administration, der Regierung Thatcher, schließlich der Kurs Ronald Reagans »Ideologie« auch im Benderschen Sinn darstellen? Dann kann von einem »Ende des ideologischen Zeitalters« keine Rede sein, der Punkt muß reduziert werden auf Erstarrung und Wirkungslosigkeit des etablierten Marxismus-Leninismus osteuropäischer Provenienz. Diese Feststellung reicht jedoch nicht aus für die Begründung einer parallelen Entideologisierung in Ost- und Westeuropa, die sogar zu einem erneuerten europäischen Selbstverständnis führen soll. Dieser Haupteinwand ändert natürlich nichts daran, daß in dem flüssig geschriebenen Buch eine Menge treffender Beobachtungen und anregender Hypothesen enthalten sind. Dies gilt sowohl für die Osteuropa gewidmeten Kapitel als auch für die Auseinandersetzung mit dem politischen Westen, wo er etwa »mysteriös« findet, was an amerikanischen Argumenten in der Frage der Raketenstationierung vorgebracht wird (185). Freilich bleibt er in einem Denken verfangen, das von quasi objektiven Interessen »Europas« oder »Amerikas« ausgeht. Es wird nicht überlegt, ob nicht Außenpolitik auch eine Sache der Bevölkerungen sein könnte, bevor der gesamteuropäische Stufenplan vollendet ist. Das ist aber dann vielleicht zu viel verlangt von jemandem, für den der Gegenbegriff zu »sozialistisch« nicht »kapitalistisch«, sondern »natürlich« ist (68). Gleichwohl scheint mir hier ein Ansatz zu liegen, der zu einer fundierteren Friedenspolitik mehr beitragen kann als ein neutralistisch-sozialistischer Nationalismus.

Volker Gransow (Berlin/West - Bielefeld)

Zoll, Rainer: Partizipation oder Delegation. Gewerkschaftliche Betriebspolitik in Italien und in der Bundesrepublik Deutschland. Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt/M. 1981 (228 S., br., 28,- DM)

Der Bremer Gewerkschaftstheoretiker Zoll untersucht Unterschiede und Gemeinsamkeiten der Gewerkschaftsbewegung in Italien und der Bundesrepublik. Angesichts der

eklatanten Unterschiede in der Geschichte, den Organisationsformen und Handlungsmustern der Gewerkschaftsbewegung in beiden Ländern, dem Grad der Verrechtlichung und den streikrechtlichen Grundlagen stellt sich die Frage, ob ein solcher Vergleich überhaupt sinnvoll sei. Zolls Ausgangspunkt ist die Feststellung, daß es in beiden Gewerkschaftsbewegungen, anders als beispielsweise in der britischen und französischen Tradition, eine Parallelität der Diskussion über Zentralisierung und Dezentralisierung der Betriebspolitik und der organisatorischen Strukturen gibt. Er zeichnet chronologisch zunächst die Nachkriegsentwicklung der Organisationsstruktur und Tarifpolitik in beiden Ländern nach und zeigt, daß es trotz der höheren Konfliktualität der italienischen Arbeitsbeziehungen und eines früher ausgeprägten Bewußtseins für den Zusammenhang von Organisations- und Gewerkschaftspolitik »weitreichende Parallelen in den Strukturen der deutschen Vertrauensleute-Organisation einerseits und der italienischen Delegiertenbewegung andererseits sowie in der Diskussion über diese betrieblichen Gewerkschaftsorgane« (9) gibt. Beide Gewerkschaftsbewegungen waren in der Nachkriegszeit extrem zentralisiert und reagierten zu Beginn der sechziger Jahre auf die neuen Lohnfindungsmethoden der Unternehmer mit neuen Ansätzen einer betriebsnahen Tarifpolitik. Zoll weist nach, daß z.B. die Forderungen der IG Metall zwischen 1961 und 1964 viele Inhalte des »Heißen Herbstes« in Italien vorwegnahmen, die auf eine stärkere Produktionskontrolle hinausliefen (61). In beiden Ländern machte sich vor allem die Gewerkschaftslinken die Forderung nach Betriebsnähe zu eigen und verwies auf die Notwendigkeit des Übergangs von reiner Lohnpolitik zu Strategien, die das Lohnarbeitsverhältnis insgesamt zum Gegenstand haben. Vergleichbar sind auch die Argumente der Gegner dieser linken Gewerkschaftsstrategie, die in Italien auf korporativistische und betriebsegoistische, in der Bundesrepublik auf syndikalistische Gefahren hinwiesen (69).

Ein weiterer Schwerpunkt dieser Untersuchung ist die dezentralisierende Dynamik der sozialen Bewegung, die in Italien mit der spontan entstandenen Delegiertenbewegung von 1968 begann und zur gewerkschaftlichen Erneuerung führte. Zoll weist nach, daß trotz aller Beschwörung betriebsegoistischer Gefahren die Dezentralisierung der Tarifpolitik, die durch den Kampfzyklus des »Heißen Herbstes« und den sich formierenden Widerstand der Arbeiter gegen die steigende Intensivierung der Arbeit neue Impulse erhalten hatte, begleitet war von einer Wende zu egalitären Forderungen und damit im Gegenteil auf eine Vereinheitlichung der Arbeiter abzielte (101). Organisatorisch und politisch ist die italienische Gewerkschaftsbewegung, deren christliche und sozialistische Organisationen sich auch zunehmend antikapitalistische Forderungen zu eigen gemacht haben und die z.B. mit der Übernahme der Delegierten für ihre Basisstrukturen die Prinzipien der direkten Demokratie akzeptiert hat, Vorreiterin einer Gewerkschaftspolitik, die sich durch größere Partizipation der Basis und qualitativ neue Forderungen auszeichnet. Auch in der BRD wurde z.B. in den Septemberstreiks von 1973 die »italienische« Thematik der »Kritik der Arbeitsorganisation« aufgenommen.

Abschließend geht Zoll auf die theoretischen Ansätze ein, die diese neuen Tendenzen reflektieren und zeigt, daß in der Bundesrepublik Konrad Frielinghaus bereits 1956 mit seiner »Theorie der Belegschafts Kooperation« von der Idee ausging, daß die »Massenkraft« der Lohnarbeiter für die Interessen der Arbeiterklasse selbst einzusetzen sei. Dieser Grundgedanke einer Umfunktionierung der gesellschaftlichen Kraft, die der Kooperation der Lohnarbeiter im kapitalistischen Produktionsprozeß entpringt, wurde unabhängig von Frielinghaus auch in Italien z.B. von Sergio Garavini entwickelt. Eine solche Strategie setzt neue, basisdemokratische Organisationsformen voraus, die bei uns in der Vertrauensleute-Organisation angelegt sind, in Italien dagegen in weit entwickelterem Maße in der Delegiertenbewegung.

Ein weitgehend offenes Problem hingegen, auf das Zoll nicht weiter eingeht, ist die Vereinbarkeit und Konfliktualität dieser neuen Organisationsformen mit der bestehen-

den Gewerkschaftsorganisation, die nach dem anderen Prinzip der bürgerlich-repräsentativen Demokratie strukturiert ist. Der Vergleich beider Gewerkschaftsbewegungen zeigt trotz des weiter fortgeschrittenen Entwicklungsstandes in Italien erstaunliche Parallelen, aber auch, zumindest für mich, die ich nur auf dem Hintergrund dieses Buches urteilen kann, ein erstaunlich geringes Maß an wechselseitiger Beeinflussung (vgl. den Kongreßbericht »Gewerkschaftliche Betriebspolitik in Westeuropa« in *Argument* 126, 274-276). Viele der politischen und theoretischen Reflexionen scheinen weitgehend unabhängig und in Unkenntnis voneinander verlaufen zu sein. Um so wichtiger erscheint mir daher dieses Buch gerade auch für Gewerkschafter und Gewerkschaftstheoretiker unter dem Aspekt einer notwendigen Internationalisierung von gewerkschaftlichen Strategien.

Karin Priester (Münster)

Dzielak, Willi, Wolfgang Hindrichs, Helmut Martens und Walter Schophaus: Arbeitskampf um Arbeitsplätze. Der Tarifkonflikt 1978/79 in der Stahlindustrie (Forschungsberichte aus dem Landesinstitut Sozialforschungsstelle Dortmund). Campus-Verlag, Frankfurt/M.-New York 1980 (232 S., br., 12,- DM)

Wegen seiner besonderen tarifpolitischen Zielsetzung, seines ungewöhnlich langen und zugespitzten Verlaufs und seiner nachhaltigen innergewerkschaftlichen Auswirkungen hat der Arbeitskampf in der Stahlindustrie eine gesellschaftliche Bedeutung erlangt, die eine eingehende Untersuchung nicht nur in wissenschaftlicher Hinsicht lohnenswert, sondern aus politischem Interesse heraus auch notwendig macht. Der IGM-Vorstand, der die Erfahrungen aus dem Streik zum Anlaß nahm, in einer Klausurtagung die Möglichkeiten und Grenzen der gewerkschaftlichen Tarifpolitik neu zu überdenken (vgl. Der Gewerkschafter 5/79, 21ff.), betonte denn auch den »Modellcharakter der Auseinandersetzung im Stahlbereich«. Das bezog sich zunächst einmal auf das Ziel, durch eine Arbeitszeitverkürzung das »Tabu« der 40-Stunden-Woche zu durchbrechen, um über eine Umverteilung des Arbeitsvolumens den fortschreitenden Belegschaftsabbau innerhalb der schrumpfenden Stahlbranche aufzufangen. Der »Modellcharakter« bezog sich aber ebenso auf den generalstabsmäßig vorbereiteten und zentral gesteuerten Konfrontationskurs der Unternehmer, deren politische Strategie darauf gerichtet war, »das gewerkschaftliche Durchsetzungsvermögen auf mittlere Sicht einzuschränken« (ebd., 22); mit der »neuen Beweglichkeit« hat die IGM inzwischen ihrerseits versucht, daraus Konsequenzen zu ziehen, um sich ihre tarifpolitische Handlungsfähigkeit weiterhin zu erhalten.

Angeichts der weitreichenden Bedeutung, die der Stahlstreik dadurch erhalten hat, verdient die vorliegende Untersuchung besondere Aufmerksamkeit, zumal es trotz zahlreicher Dokumentationen, Berichte usw. an empirisch aufbereiteten und theoretisch aufgeschlüsselten Analysen noch fehlt. Die Schwerpunkte liegen zunächst bei den Fragen, die sowohl die Entstehung und Problemadäquanz der aufgestellten Arbeitszeitforderung betreffen als auch die betriebliche Umsetzung und tatsächlichen Beschäftigungseffekte des vereinbarten Tarifabschlusses; des weiteren werden die Durchsetzungskonzepte der Tarifparteien und ihre Arbeitskampfführung eingehend analysiert. Entsprechend ihrem Anspruch einer »strukturierten Materialaufbereitung« (14) bietet die vorliegende Untersuchung darüber hinaus genügend Anhaltspunkte und Detailhinweise, um Teilaspekte, die nicht mehr ausdrücklich behandelt werden, aufzunehmen und weiterzuverfolgen; das betrifft insbesondere die innergewerkschaftlichen Auseinandersetzungen infolge des Arbeitskampfes, die nur in Anmerkungen gestreift werden (etwa der Streikbruchvorwurf des IGM-Vorstands gegenüber den betrieblichen Funktionären bei Mannesmann-Huckingen und Klöckner-Bremen oder das Kesseltreiben gegen den Betriebsratsvorsitzenden von Mannesmann, Herbert Knapp, die darauf abzielten, schon frühzeitig mögliche Ansätze einer innergewerkschaftlichen Opposition zu unterbinden).

Neben dem informativen Überblick über den Ablauf der Stahltarifrunde (17ff.) sind vor allem die betrieblichen Fallbeispiele zu Thyssen-Hamborn, Thyssen Niederrhein-Oberhausen, Hoesch Westfalenhütte-Dortmund und Mannesmann-Huckingen besonders aufschlußreich (149ff.), da sie Einblicke vermitteln in spezifische Besonderheiten gewerkschaftlicher Politik unterhalb der Ebene allgemein-flächendeckender Tarifpolitik. Ebenso instruktiv sind schließlich auch die Berechnungen zur beschäftigungspolitischen Wirkung des ausgehandelten Tarifergebnisses, kommen doch die Autoren zu dem Schluß, daß bei einem Arbeitsplatzabbau in der bereits 1978 erwarteten Größenordnung von 50.000 in den nächsten Jahren nur rund 7.100 Arbeitsplätze gesichert werden konnten — »fast ein Tropfen auf den heißen Stein« (119), der — wie sich zeigt — die Belegschaften nicht davor schützen kann, weiterhin von Stilllegungen und Massenentlassungen in ungeahntem Ausmaß bedroht zu sein.

Da sich die vorliegende Untersuchung hauptsächlich sektoral auf die Stahlindustrie konzentriert, vernachlässigt sie jedoch zugleich Aspekte des Tarifkonflikts, die über die Branche hinausweisen und selbst die IGM dazu veranlaßt hat, von einem »Stellvertreterkrieg« zu sprechen. So finden sich zwar Andeutungen, die die politische Strategie der Arbeitgeberverbände erkennbar werden lassen (etwa das Bekanntwerden des »Tabu-Katalogs« während der Tarifbewegung in der NRW-Brauwirtschaft im August 1978 oder der rückwirkende Beitritt des Arbeitgeberverbandes Eisen und Stahl zur »Schutzgemeinschaft« des BDA einschließlich einer Streikkostenerstattung in Höhe von 61 Mio. DM), aber die sich darin niederschlagende Kapitaloffensive, die auf eine Verschiebung der gesellschaftlichen Kräfteverhältnisse insgesamt drängte, wird kaum näher untersucht; nur darüber werden aber die Solidaritätskundgebungen am 12. Dezember 1978 gegen die Aussperrung in ihrer Bedeutung erklärbar.

Eine zweite Schwäche der Untersuchung liegt darin, daß die tarifpolitischen Konsequenzen, die die IGM mit ihrer »neuen Beweglichkeit« zog, in ihrer Wirksamkeit zu optimistisch gezeichnet werden (191ff.). Wenn sich die IGM davon verspricht, »den Druck auf die Arbeitgeber in tariflichen Auseinandersetzungen verstärken, gleichzeitig aber die finanziellen und politischen Risiken für Organisation und Mitgliedschaft in möglichst engen Grenzen halten« (Der Gewerkschafter 5/79, 24) zu können, begibt sie sich nämlich in ein unlösbares Dilemma angesichts des politischen Aufmarsches des gesamten Unternehmerlagers, dem ohne die befürchteten »Risiken« kaum ernsthaft zu begegnen ist.

Karl Lauschke (Dortmund)

Gerhart, Kurt, Bettina Haar, Gerd Hautsch, Johannes H. v. Heiseler und Herbert Lindemann: Rückkehr zur Sozialpartnerschaft? Arbeiterbewußtsein und gewerkschaftliche Aktion 1979/80. (Reihe: Soziale Bewegungen. Analyse und Dokumentation des IMSF, Heft 9) Frankfurt/M. 1980 (120 S., br., 5,— DM)

Rückkehr zur Sozialpartnerschaft? Was die Einschätzung der zukünftigen Entwicklung der DGB-Gewerkschaften angeht, bleibt das Buch die Antwort schuldig. Wie ich meine, zu Recht. Die Autoren verweisen darauf, daß die ökonomisch-politisch-ideologische Gesamtsituation durchaus unterschiedliche Entwicklungen zuläßt. Wenn es aber um die eigene Parole geht, formulieren die Autoren recht deutlich: »Sozialpartnerschaft — Nein Danke«. Sie versuchen zu zeigen, daß sozialpartnerschaftliches Verhalten seitens der Gewerkschaften in den 50er und 60er Jahren zwar möglicherweise noch der bequemere Weg war gegenüber dem des autonomen Widerstandes, seit der grundlegenden Änderung der ökonomischen Situation ab Mitte der 70er Jahre man aber nicht einmal dieses behaupten kann. Der Spielraum für materielle Zugeständnisse ist erheblich kleiner geworden, so daß sozialpartnerschaftliches Agieren nur noch für einzelne Arbeitnehmergruppen Vorteile bringen kann. Der Masse der Beschäftigten und insbesondere der Unbeschäftigten sei damit nicht zu helfen. Quasi als Schlußresümee messen die Autoren

»der Vereinheitlichung der Interessen aller abhängig Beschäftigten« (82) — gemeint sind wohl alle abhängigen Erwerbspersonen — höchste Bedeutung zu.

Vereinheitlichung gelinge am besten durch eine Gewerkschaftspolitik, die darauf abzielt, möglichst viele Mitglieder in die Diskussion und Aktion miteinzubeziehen, bzw. Öffentlichkeitsarbeit auch über die eigene Mitgliedschaft hinaus zu betreiben. Diese Einschätzung wird in den zentralen Abschnitten III (Arbeitskämpfe brachten Erkenntnisse) und IV (Das Bild der Gewerkschaften in der Öffentlichkeit) näher untermauert. Daten des »Gewerkschaftsbarometers« (einer Repräsentativstudie im Auftrag des DGB) über Einstellung zu Streik und Aussperrung, Daten über Organisationsgradentwicklung der Gewerkschaften, sowie die Ergebnisse einer Befragung von Betriebsräten und Vertrauensleuten der IG Druck und Papier in Hessen werden hierbei interpretiert. In Abschnitt I (Afghanische Tarifrunde 1979/80) werden Rahmenbedingungen, Forderungen und Ergebnisse präsentiert. Die z.T. recht mageren Abschlüsse, in deren Folge die Nettolohn- und Gehaltssumme je Beschäftigtem seit 1. Halbjahr 1980 mit 4,5% unter dem Preisindex der Lebenshaltung (5,7%) bleiben, werden etwas vorschnell auf politisches Wohlerhalten (Wahlen) der verantwortlichen Funktionäre zurückgeführt. Inwieweit Überlegungen gerechtfertigt waren, daß die Gewerkschaften in manchen Situationen sich für größere Schlachten wappnen müssen und daher Arbeitskämpfe vermeiden wollen, wird nicht diskutiert. Dabei wird gerade in Abschnitt II (Der Kampf gegen die Aussperrung) deutlich, daß solche Schlachten durchaus anstehen, seitdem die Unternehmer dieses Kampfmittel nicht nur gegen Einzelbelegschaften, sondern gegen Einzelgewerkschaften massiv einsetzen und arbeitsgerichtlichen Beifall erhalten. In Abschnitt V wird hervorgehoben, daß die Suche nach gewerkschaftspolitischer Orientierung weiter auf der Tagesordnung steht. Ein 25 Seiten starker Anhang mit verschiedenen Dokumenten rundet die Broschüre ab, deren Nutzen — wohl beabsichtigt — eher im schnellen Zugriff auf interpretierte aktuelle Daten und einer Orientierungshilfe liegt als in der Darlegung ausführlicher sozialwissenschaftlicher Analysen.

Thomas Hagelstange (Duisburg)

Koopmann, Klaus: Gewerkschaftliche Vertrauensleute. Darstellung und kritische Analyse ihrer Entwicklung und Bedeutung von den Anfängen bis zur Gegenwart unter besonderer Berücksichtigung des Deutschen Metallarbeiterverbandes (DMV) und der Industriegewerkschaft Metall (IGM). Minerva Publikation Saur, München 1979 (2 Bde., 1136 S., br., 125,— DM)

Die umfangreiche politologische Längsschnittuntersuchung der organisatorischen Stellung und Funktion von gewerkschaftlichen Vertrauensleuten, v.a. im Bereich der Metall-Gewerkschaften, des Bremer Autors, die als Dissertation entstand, füllt eine immer noch bestehende Lücke in der sozialwissenschaftlichen Forschung zur deutschen Arbeiterbewegung, die sich im Gefolge der wirtschaftlichen, politischen und sozialen Entwicklung der BRD seit den 60er Jahren deutlich intensiviert hat. Die Vertrauensleute (i.F.: VL) nämlich, die am Schnittpunkt der Spannungslinien von unmittelbarer gewerkschaftlicher Interessenvertretung an der betrieblichen Basis einerseits und der Entwicklung der Gewerkschaften als umfassenden Klassenorganisationen der Arbeiterschaft andererseits stehen, sind bisher nicht Gegenstand einer solch intensiven und systematischen Analyse gewesen. Koopmann analysiert diese Problematik am Beispiel der IG Metall für Westdeutschland bzw. die BRD für 1945-1970 im Hauptteil der Untersuchung (Bd.1, 331-610, und Bd. 2, 611-919) auf dem Hintergrund einer Einführung (Bd.1, 5-330), in der anhand verschiedener Schlüsselstellen die Entwicklung gewerkschaftlicher VL in der Geschichte, v.a. im gewerkschaftlichen und sozialdemokratischen Organisationsbereich, hier unter zunehmender Herausstellung der VL des Deutschen Metallarbeiterverbandes (DMV), bis hin zum deutschen Faschismus aufgearbeitet wird. — Schon in diesem Teil kristallisiert sich als vorläufiges Untersuchungsergebnis und im Hauptteil weitergeführte

Fragestellung eine auch für heutige Gewerkschaftspraxis entscheidende Problematik hinsichtlich der Stellung der VL heraus. Sie soll hier nur an einigen wenigen der dargestellten Schlüsseltappen belegt werden. Das Sozialistengesetz zwang noch die Arbeiterorganisationen — die Sozialdemokratie wie die in Entstehung begriffenen Gewerkschaften, mit ihren noch laufenden Kontroversen um die Frage, ob sie sich als zentrale oder lokale Organisationen konstituieren sollten — zur »pragmatischen Dezentralisierung und öffentlichen Trennung der Kommissionen und VL von Arbeiterorganisationen« (84) und verdeckte damit den der Stellung der VL zugrundeliegenden möglichen Konflikt. Von da an aber begann — mit dem Durchbruch des Imperialismus, der Zentralisierung der Gewerkschaften, sich ausdehnenden Klassenkämpfen, einer stark wachsenden gewerkschaftlichen Mitgliedschaft und entsprechendem Ausbau der gewerkschaftlichen Organisationsstruktur — der systematische Auf- und Ausbau gewerkschaftlicher VL-Systeme, die zunehmend in den Sog der Verbandsführungen gerieten, wie v.a. am DMV-Beispiel schlüssig gezeigt wird, so daß die Funktion der Vertrauensmänner in zunehmend geringem Maß auf die mitglieder-, arbeitsplatz- und betriebsbezogene Gewerkschaftsarbeit gerichtet war (85ff.). Als Illustration für die Schrittmacherfunktion, die VL andererseits hinsichtlich einer aktiven kämpferischen Mobilisierung von Belegschaften und weiteren Teilen der Arbeiterklasse ausüben können, zugleich aber auch für erhebliche Defizite im Verhältnis zwischen VL und Gewerkschaftsführungen auf dem Hintergrund nicht zuletzt der Spaltung der politischen Organisationen der Arbeiterbewegung dienen dagegen die aus der innergewerkschaftlichen Opposition hervorgegangenen Berliner revolutionären Obleute des DMV vor und in der Novemberrevolution (176ff.). Demgegenüber wurden danach, geregelt durch das Betriebsrätegesetz von 1920, die VL seitens der gewerkschaftlichen Zentralvorstände als Hilfsfunktionäre für die gewerkschaftlich organisierten Betriebsräte zu integrieren versucht (274ff.). Aus alledem wird deutlich, daß weder einseitig auf die Mitgliederbasis orientierte noch ausschließlich von den Ansprüchen des zentralisierten Organisationsapparates geleitete gewerkschaftliche VL den Bedürfnissen der Arbeiterbewegung gerecht werden konnten. — Auch im Hauptteil der Untersuchung, der sich auf die IG Metall einschließlich ihrer Vorläufer 1945-49 konzentriert, wird dies für die westdeutsche VL-Entwicklung und -lage konsequent herausgearbeitet. Während aus der Praxis der nach Kriegsende entstehenden Betriebsausschüsse sowie der 1946 legalisierten und zur Zusammenarbeit mit den Gewerkschaften verpflichteten Betriebsräte aufgezeigt wird, daß Vertrauenskörper (i.F.: VK) zunächst für die Gewerkschaften funktional noch nicht notwendig waren (331ff.), belegt Koopmann anschließend ihren Aufbau und Ausbau in den 50er Jahren als Antwort der IGM auf das BetrVerfG mit seinem Friedenspflichtgebot sowie die Versuche der IGM, die Betriebsräte soweit wie gesetzlich möglich gewerkschaftlich zu orientieren (402ff.), während er die 60er Jahre im wesentlichen als durch die Konsolidierung der VK durch diverse Schwerpunktmaßnahmen gekennzeichnet sieht — allerdings mit bedeutenden Verlusten an Konkretisierungen einer aktiven gewerkschaftlichen Betriebspolitik und ohne daß die VK als Bestandteil einer langfristigen autonomen Gewerkschaftsstrategie begriffen worden wären (504ff.).

Die zweite Hälfte des Hauptteils der Untersuchung (Bd.2, 611ff.) arbeitet auf dem Hintergrund des bisher geleisteten Nachweises, daß die Wirksamkeit der VK-Arbeit nur gewährleistet ist durch die *gleichzeitige* Verankerung der VL in Mitgliedschaft und in der Organisation, kritisch die weiterexistierenden Mängel der VL-Situation heute heraus, v.a. die Diskrepanzen zwischen dem IGM-Anspruch an die VL, »Träger der gewerkschaftlichen Kraft« zu sein, und deren realer gewerkschaftspolitischer Inkompetenz (v.a. keine Antragsberechtigung unterhalb der örtlichen Vertreterversammlungen). Neben diesen innerverbandlichen Problemen entwickelt Koopmann dabei überzeugend zahlreiche konstituierende Probleme bezüglich der Rolle der gewerkschaftlichen VL in

einer betriebsnäher zu gestaltenden Gewerkschaftsarbeit und des tarifvertraglichen Schutzes der VL-Tätigkeiten, was den 2. Band zu einem regelrechten Handbuch für problemorientierte gewerkschaftliche VK-Arbeit in der IGM werden läßt. — Außerordentlich materialreich — fast 3000 Anmerkungen und ein 43-seitiges Literaturverzeichnis! —, im zweiten Teil auch zahlreiche bisher unveröffentlichte Quellen auswertend, sind die beiden Bände sowohl in sozialwissenschaftlicher als in gewerkschaftspraktischer Hinsicht eminent wichtig und nützlich; gute Lesehilfen in Form übersichtlicher Kapitel-Resümees erhöhen den Gebrauchswert noch. Die ursprünglich miserable Bindung ist im Nachdruck deutlich verbessert. Dennoch ist der Preis ein Unding. Die mit entsprechenden Haushaltstiteln versehenen Institutionen sollten sich daher umso nachdrücklicher aufgefordert sehen, die Bände anzuschaffen — dies ist auch die Forderung des IGM-Organs »Der Gewerkschafter«, das in den Nummern 6 bis 9/80 einen historisch-systematischen Abriss der Untersuchung veröffentlichte. Claudia Stellmach (Bonn)

Trautwein-Kalms, Gudrun, und Gerhard Gerlach: Gewerkschaften und Humanisierung der Arbeit — Zur Bewertung des HdA-Programms. Schriftenreihe »Humanisierung der Arbeit« Band 5. Campus Verlag, Frankfurt/M. 1980 (244 S., br., 29,—DM)

»Ermutigend« nennt Wissenschaftsminister Volker Hauff in seinem Vorwort die bisherigen Ergebnisse des Forschungsprogramms »Humanisierung des Arbeitslebens«. Es habe zu einer »Sensibilisierung gegenüber Problemen der Gestaltung der Arbeitsbedingungen beigetragen«. Bezogen auf seine Implikationen für die Interessen der Arbeitnehmer und ihre Gewerkschaften kommen die Autoren im vorliegenden Abschlußbericht ihres dreijährigen begleitenden Projekts des Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Instituts des DGB (WSI) zu einer eher skeptischen Einschätzung. Auch wenn sie mehrfach betonen, daß aufgrund der beschränkten Arbeitskapazität und der relativ frühzeitigen Beendigung der Studien nur ein vorläufiges Zwischenresümee möglich sei, so tragen ihre Untersuchungen zu Einzelmaßnahmen des HdA-Programms in ausgewählten Bereichen Ergebnisse zusammen, die in der Tat eine »eher skeptische Haltung der Arbeitnehmer gegenüber Projektmaßnahmen als berechtigt erscheinen« lassen (197). »Die neuen Arbeitsformen führen nicht selten zu einem Abbau von Arbeitsplätzen ... Eine echte Höherqualifizierung und Anreicherung der Arbeitsinhalte, die sich auch in einer entsprechenden Höhergruppierung der betroffenen Arbeitnehmer ausweist, findet nur in seltenen Fällen statt. Es besteht die Tendenz, möglichst Tätigkeiten zu schaffen, die eine Eingruppierung in die unteren Lohngruppen ermöglichen. Die Qualifikationen ... bleiben auf der Ebene kurzzeitig erlernter Anlernfähigkeit ... Es bleibt oft ein starker Leistungsdruck bestehen, der in der Tendenz sogar zunimmt ... Bei Gruppenarbeit besteht die Gefahr, daß ältere und leistungsschwächere Arbeitnehmer herausgedrängt werden«, überdies können gruppenbezogene Beteiligungsformen »als Scheindemokratisierung dazu mißbraucht werden, die gewählte kollektive Interessenvertretung zu schwächen«. Positive Wirkungen vermögen die Autoren lediglich »hinsichtlich des Belastungsabbaus durch Umgebungseinflüsse« zu erkennen, wobei dieser jedoch langfristig durch das Entstehen neuer psychischer Belastungen wiederum gefährdet ist (154). — Doch in dieser neuerlichen Bestätigung der schon mehrfach festgestellten Ambivalenz der staatlich geförderten HdA-Maßnahmen und ihrer grundsätzlichen Ausrichtung am Bestreben der Kapitale nach Rationalisierung und Flexibilisierung der Produktion und Integration der Produzenten liegt nicht der Schwerpunkt des vorgelegten Projektberichts. Vielmehr steht für die Autoren die Frage nach den Beteiligungs- und Einflußchancen für die Arbeitnehmer und ihre Gewerkschaften auf den verschiedenen Ebenen der Projektplanung und -durchsetzung im Vordergrund. Damit bildet die Analyse vor allem einen Beitrag zur Strategiebildung und Praxis der Gewerkschaften, weshalb auch vor der Untersuchung und Einschätzung des HdA-Programms die ökonomischen und politischen Rah-

menbedingungen und die jeweiligen Durchsetzungsmöglichkeiten gewerkschaftlicher Humanisierungsforderungen skizziert werden. Einen Bruchpunkt sehen die Autoren in der Krise 1974/75, in deren Gefolge sich die gewerkschaftlichen Forderungen »zu einem Gesamtzusammenhang von Beschäftigungssicherung, Schutz vor negativen Rationalisierungsfolgen, Beeinflussung der Technologieentwicklung und Schutz vor Verschlechterung der Arbeitsbedingungen verdichtet« haben (55). Stärker sei der Schutzaspekt gewerkschaftlicher Forderungen und die Orientierung auf eigenständige tarifpolitische Strategien zu ihrer Durchsetzung in den Vordergrund getreten, verbunden jedoch mit verstärkten Forderungen an staatliche Politik und einer Intensivierung der forschungspolitischen Diskussion. Die Autoren stellen in diesem Kontext die Frage, wo das HdA-Programm so angelegt sei, daß es die Einflußmöglichkeiten der Arbeitnehmer und ihrer Gewerkschaften auf die Gestaltung der Arbeitsbedingungen in den Bereichen der praktischen Auseinandersetzung tatsächlich verbessern hilft.

Was den Bereich staatlicher Aktivitäten und hierbei insbesondere die traditionell vergleichsweise geringen Einwirkungsmöglichkeiten auf die Forschungspolitik anbelangt, so bleibt die Schwerpunktsetzung auch beim HdA-Programm trotz einiger Verschiebungen zugunsten ganzheitlicher Betrachtungsweise und Beachtung kombinierter Belastungen an den wirtschaftlichen und personalpolitischen Interessen der Unternehmen ausgerichtet. Doch es »unterscheidet sich positiv von anderen staatlichen Forschungsprogrammen dadurch, daß es unter einer stärkeren, bisher nicht üblichen gewerkschaftlichen Beteiligung durchgeführt wird und daß es direkt auf die Gestaltung der Arbeitsbedingungen abstellt« (206). Ob seine Ergebnisse letztlich Bestandteil gesetzlicher Regelungen werden, ist vornehmlich ein Problem politischer Durchsetzung. Diese dürfte jedoch durch die Publizität des Programms zumindest erleichtert werden. Die Tarifpolitik als zunehmend wichtiges Feld der unmittelbaren Durchsetzung von HdA-Forderungen und der Abwehr unsozialer Rationalisierungsfolgen wird hingegen »durch die Projektergebnisse bisher nicht beeinflusst« (203), was nur durch eine geänderte forschungspolitische Schwerpunktsetzung zu ändern wäre. Im betrieblichen Bereich zeichnet sich jedoch durch die Erfahrungen mit den Projekten eine »stärkere Problematisierung und Auslotung der Möglichkeiten« (202) ab, die von den §§90/91 BetrVG trotz ihrer grundsätzlichen Beschränkungen bereitgestellt, jedoch in der Regel noch nicht ausgeschöpft werden. — Auf allen Ebenen der Abwicklung des HdA-Programms verfolgen die Autoren präzise die Möglichkeiten und Grenzen für die Einflußnahme betrieblicher und gewerkschaftlicher Interessenvertretungen und leiten daraus jeweils Forderungen ab, die zukünftig Teilnehmungsdefizite vermeiden helfen. Die Erfahrungen der gewerkschaftlichen Mitarbeit auf zentraler Ebene im Fachausschuß und auf mittlerer Ebene in den Sachverständigenkreisen werden beschrieben und an den einzelnen Punkten konkrete Verbesserungsvorschläge eingebracht. Ebenso geeignet, einen innergewerkschaftlichen Lernprozeß zu fördern, scheinen die detaillierten Beschreibungen der Handlungsmöglichkeiten und Informationsaktivitäten sowie mögliche Projektinitiativen seitens der Betriebsräte und die Vorschläge zur Absicherung der Arbeitnehmerbeteiligung und der Umsetzung der Projektergebnisse durch Betriebsvereinbarungen. Denn »tatsächlich gibt es für die Interessenvertretung keine Garantie dafür, daß mögliche positive Ergebnisse (...) beibehalten oder gar auf andere Abteilungen oder Betriebe übertragen werden« (195). — Programmatisch verweisen die Autoren immer wieder auf die Ebene der konkreten Auseinandersetzung, denn »je stärker die Arbeitnehmerseite auf Durchführung und Ziel von Forschungsmaßnahmen Einfluß nehmen kann, desto größer sind die Chancen, Humanisierungserkenntnisse als praktische Verbesserungen der Arbeitsbedingungen im Betrieb durchzusetzen und zu verbreiten. Je geringer die Einflußmöglichkeiten sind, desto größer ist die Gefahr, daß sich Humanisierungsprojekte zu bloßen Rationalisierungsmaßnahmen entwickeln« (197).

Reinhard Aehnelt (Wuppertal)

Noelle-Neumann, Elisabeth: *Die Schweigespirale. Öffentliche Meinung — unsere soziale Haut*. Piper Verlag, München 1980 (296 S., Ln., 34,— DM)

Ein widersprüchlicher Prozeß kennzeichnet seit längerem viele westliche parlamentarische Demokratien: zwei relativ stabile Parteiformationen setzen nur eine kleine Wählerschicht frei, um die bei den Wahlen gerungen wird — die ungefähr fünf Prozent »Wechselwähler«, die die Wahl »entscheiden«. Aber die Ruhe trägt oder entfaltet ihre eigene Dialektik: sie ist nur um den Preis zu haben, daß sich außerhalb und am Rande der Parteien, teils »gefährlich« in sie hineinragend, neue Bewegungen der Nicht-Repräsentierten bilden, die das Kampffeld plötzlich aufreißen und durch Parteispaltung und -neubildung »alles durcheinander bringen« können. Da fragt sich's, wer oder was den Wählern die Hand führt beim Kreuzel in der Wahlkabine.

Die Antwort von Noelle-Neumann: der Opportunismus. Jahrzehntelange demoskopische Beobachtung zeigte, etwa 5 Prozent der Wähler rückten kurz vor der Wahl von ihren erklärten Absichten ab und schlugen sich auf die Seite des vermeinten Stärkeren (»last minute swing«, 19f.). Ja, noch mehr, einige, die ihrer Überzeugung treu geblieben waren, behaupteten hinterher, die stärkere der Parteien gewählt zu haben (in der Wahlforschung als »overclaiming« bekannt, 51ff.). Die Furcht, zu einer geschmähten Minderheit zu gehören, regelt demnach das Wahlverhalten. Noelle-Neumann verfolgt diese »Isolationsfurcht« mit allen demoskopischen Finessen durch verschiedene Gegenstände der »öffentlichen Meinung«, vom Rauchen über die Todesstrafe bis zu den Berufsverboten. In der Geschichte der politischen Theorien von Locke bis Luhmann findet sie viele Zeugen für ihre These: »Öffentliche Meinung, das sind Meinungen, Verhaltensweisen, die man in der Öffentlichkeit äußern oder zeigen muß, wenn man sich nicht isolieren will; in kontroversen, im Wandel begriffenen Bereichen oder in neu entstandenen Spannungszonen in der Öffentlichkeit äußern kann ohne Gefahr, sich zu isolieren.« (255) Die »Isolationsfurcht« ist, nach Noelle-Neumann, ein sozialpsychologischer Grundtatbestand, der für alle Gesellschaften gilt.

Dieser Nerv der »öffentlichen Meinung« reagiert nicht auf die wirklichen, sondern auf die wahrgenommenen Kräfteverhältnisse. Wer am lautesten schreit, wer zuerst und die meisten Plakate klebt, wer die wirksamsten »Isolationsdrohungen« ausstoßen kann, bekommt den größten Zulauf. Ein klares Rezept für die müden Wahlkämpfer der CDU in den 70er Jahren: startren sie noch 1972, wie das Kaninchen auf die Schlange, auf die SPD im Aufwind ihrer neuen Ostpolitik und wurden sie in eine regelrechte »Schweigespirale« reingetrudelt (je stärker der eine sich präsentierte, desto mehr fühlte der andere sich unterrepräsentiert), hielten sie sich 1976 mächtig ran und waren ganz vorn im Wahlkampf. Trotzdem hat es nicht geklappt, weil, so Noelle-Neumann, sich eine andere Macht eingeschaltet und das »Meinungsklima« manipuliert hat: das »rote« Fernsehen. Wir erinnern uns an die Schelte und an die Kämpfe von Franz Josef Strauß um jede Fernsehminute im Wahlkampf 1980.

Noelle-Neumanns theoretisches Resümee aus 35 Jahren Forschung läuft auf eine Verteidigung des Konformismus hinaus — das noch von der Erfahrung des Faschismus motivierte Lob der Zivilcourage in der jungen Demokratie soll endlich der kühlen Einsicht in das Gesetz politischen Massenverhaltens weichen: mit den Wölfen zu heulen. »Man wird auch eine Gesellschaft nicht einfach als inelastisch, als unliberal verurteilen, die die Geltung gemeinsamer Überzeugungen mit Isolationsdrohungen gegen das abweichende Individuum schützt.« (260) »Öffentliche Meinung« ist dann ein Organ des ewigen Gegensatzes von Individuum und Gesellschaft, die »soziale Haut« (ebd.), die die Einzelnen zur Gesellschaft zusammenhält und an deren Verletzung sie leiden.

Vorteilhaft an dem Buch ist, daß es die dieser Auffassung widerstrebenden Befunde und Denkrichtungen nicht abschneidet, sondern ausspricht. Anstelle des üblichen Lamentierens über die Manipulation der »wirklichen« Meinungen können wir über weite

Strecken die Funktionsweise der »öffentlichen Meinung« und die Individuen als darin Tätige beobachten. Sie werden von vornherein als politische Menschen aufgefaßt, die jederzeit einen Sinn haben für die großen Fragen, die Kräfteverhältnisse und ihre Veränderung. Die ausführliche Behandlung der Präsentationsmächte der Öffentlichkeit, vor allem des Fernsehens, läßt zumindest den Gedanken zu, daß die Individuen vielleicht doch nicht als fix und fertige Hasenfüße in den politischen Prozeß eingehen, sondern daß das für Noelle-Neumann zentrale Syndrom der »Isolationsfurcht« sich hier erst bildet. Und schließlich täuscht die Ausbreitung der Befunde über die fünf Prozent »Opportunisten« nicht darüber hinweg, daß für die anderen das Konzept »Isolationsfurcht« unter Umständen wenig erklärt. Was hält die Mehrheit bei ihren Parteien? Wie wird ihre Meinung gebildet? Die »harten Kerne«, die notorischen Nonkonformisten werden nur konstatiert, nicht erklärt. Wie würden erst größere politische »Erdrutsche«, wo die Massen in Bewegung kommen, Noelle-Neumanns Konzept belasten! Für das tägliche Management der Zweiparteiendemokratien und seine demoskopische Flankierung reicht ihre Theorie aus.

Wieland Elfferding (Berlin/West)

Die beiden ersten Bände sind bereits ausgeliefert.
Jetzt für 1982 abonnieren:



Literatur im historischen Prozeß

Analysen, Materialien, Studienmodelle
Die NEUE FOLGE wird herausgegeben von
Karl-Heinz Götze, Jost Hermand, Gert Matten-
kloft, Klaus R. Scherpe, Jürgen Schutte und
Lutz Winckler

In dieser Reihe erscheinen Aufsatzsammlungen,
Monographien, Materialien und Studienmodelle zu
verschiedenen Bereichen der Literaturgeschichte,
zur literaturtheoretischen Diskussion und zu aktuel-
len Themen.

Karl-Heinz Götze/Klaus R. Scherpe (Hrsg.): Die »Ästhetik des Widerstands« lesen.
LHP. NF 1 (AS 75)

Christian Fritsch/Lutz Winckler (Hrsg.): Faschismuskritik und Deutschlandbild im
Exilroman. LHP. NF 2 (AS 76)

Jost Hermand/Helmut Peitsch/Klaus R. Scherpe (Hrsg.): Aspekte der westdeutschen
Nachkriegsliteratur. LHP. NF 3 (Erscheint 1982) (AS 83).

Gerhardt Pickerodt (Hrsg.): Georg Forster in seiner Epoche. LHP. NF 4
(Erscheint 1982) (AS 87)

Irmela von der Lühe (Hrsg.): Literatur des 20. Jahrhunderts: Entwürfe von Frauen.
LHP. NF 5 (Erscheint 1982) (AS 92)

Preise: 16,80 DM/Stud. 13,80 DM je Band. Im Abonnement 3 Bde./Jahr incl. 3, – DM
Versandkosten: 44,40 DM/Stud. 38,40 DM. Dieses Abo berechtigt gleichzeitig zum Bezug
aller weiteren AS-Bände zum Abo-Preis.

Argument-Vertrieb · Tegeler Str. 6 · 1000 Berlin 65

ARGUMENT-VERLAG BERLIN

Über die Autoren

A.: = Arbeitsgebiete; V.: = Veröffentlichungen

Abel, Anna, geb. 1948; Dipl.-Päd., zur Zeit erwerbslos. V.: *Wie Frauen Arbeitslosigkeit erleben* (Mitautorin, 1980). A.: Familienforschung; Frauenbewegung. Mitglied in SFBW, ÖTV.

Aehnel, Reinhard, geb. 1950; Studium der Soziologie in Marburg, Doktorand an der GHS Kassel, Lehrbeauftragter, Mitglied in GEW und BdWi.

Albert, Claudia, geb. 1953; erstes und zweites Staatsexamen; Wiss. Mitarbeiterin am Fachbereich Germanistik der FU Berlin. A.: Entwicklung bürgerlicher Kunst und Kultur im 18. Jh., Brecht, Exil. Mitglied der GEW.

Barrett, Michèle, Dr., geb. 1949; Dozentin für Soziologie an der City University, London; Mitherausgeberin von *Feminist Review* und *Socialist Review*. V.: *Virginia Woolf: Women and Writing* (Hrsg., 1980). A.: Feminismus, Ideologietheorie.

Bindseil, Ilse, Dr.phil., geb. 1945; Studienrätin z.A. V.: *Ambiguität und Ambivalenz* (1976). A.: Kritik bürgerlicher Text- und Triebtheorien, Ästhetik und Warenästhetik.

Blankenburg, Ursula, geb. 1950; Studium der Germanistik und Politologie. V.: *Frauenformen*, AS 45 (Mitautorin, 1980); *Frauengrundstudium*, SH 44 (Mitautorin, 1980). A.: Frauenbewegung, Sprach- und Literaturwissenschaft. Mitglied in SFBW, GEW.

Bochow, Michael, Dr.rer.pol., geb. 1948; Forschungsstipendiat am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung in Berlin (West). V.: *Bildung und Arbeit* (1980). A.: Industrie- und Bildungssoziologie; Arbeitskräfteforschung. Mitglied der GEW.

Borris, Nora, geb. 1954; Pastorin in Göttingen. Mitglied der Bewegung »Christen für den Sozialismus«.

Burck, Edwin, geb. 1952; Studium der Germanistik und Philosophie; Doktorand. A.: Der junge Marx.

Elfferding, Wieland, geb. 1950; Dipl.Pol., Redakteur des *Argument*. V.: *Theorien über Ideologie*, AS 40; *Faschismus und Ideologie*, AS 60/62 (Mitautor, 1980). A.: Produzentendemokratie in der Sowjetunion; Ideologie-Theorie; Politik-Theorie. Mitglied der GEW und der Deutschen Vereinigung für Politische Wissenschaft.

Gransow, Volker, Dr.phil., geb. 1945; Privatdozent an der FU Berlin und der Univ. Bielefeld. V.: *Konzeptionelle Wandlungen der Kommunismusforschung* (1980). A.: Politische Kultur; Politische Soziologie. Mitglied der SPD, GEW und DVPW.

Hagelstange, Thomas, Dr., geb. 1947; Hochschulass. an der GHS Duisburg. A.: Sozialstrukturanalyse.

Haraway, Donna J., Biologin an der University of California, Santa Cruz. V.: *The Biological Enterprise* (1979); *The High Cost of Information in Post World II* (1982). A.: Geschichte der Biologie, Feminismus.

Harich, Wolfgang, Dr., geb. 1923; Philosoph. Bürger der DDR. V.: *Zur Kritik der revolutionären Ungeduld* (1971); *Jean Pauls Revolutionsdichtung* (1974); *Kommunismus ohne Wachstum?* (1975).

Haug, Wolfgang Fritz, Prof.Dr.phil., geb. 1936; lehrt Philosophie an der FU Berlin; Herausgeber des *Argument*. V.: *Vorlesungen zur Einführung ins »Kapital«* (21976); *Theorien über Ideologie*, AS 40 (Mitautor, 1979); *Zeitungsroman* (1980); *Warenästhetik und kapitalistische Massenkultur (I)* (1980). Mitglied in GEW, BdWi, Deutscher Werkbund.

Hauser, Kornelia, geb. 1954; Soziologie-Studium, Doktorandin. V.: *Frauenformen*, AS 45 (Mitautorin, 1980). A.: Frauenbewegung; Arbeiterbewegung; Sexualität und Herrschaft. Mitglied im Sozialistischen Frauenbund Hamburg.

Kaulen, Heinz, geb. 1953; Studium der Germanistik und Philosophie, Doktorand. A.: Hermeneutik, Methodendiskussion, marxistische Theorie, Wissenschaftstheorie.

Kempf, Ursula, geb. 1959; Dipl.-Soz. V.: *Frauengrundstudium*, SH 44 (Mitautorin, 1980). A.: Arbeiterbewegung, Frauenbewegung. Mitglied im Sozialistischen Frauenbund Hamburg.

Kindermann, Wolf, geb. 1951; Doktorand. A.: Rechtskräfte; Arbeiterbewegung; Minderheiten. Mitglied der GEW und VVN.

Knobloch, Clemens, Dr.phil., geb. 1951; Wiss.Angest. am Institut für deutsche Sprache, Bonner Forschungsstelle. V.: *Orientierung und Koordination* (1980). A.: Kommunikationssoziologie; Sozialphilosophie. Mitglied der GEW.

Koch, Ursula, Prof.Dr., geb. 1944; Dozentin an der FH Ostfriesland in Emden. V.: *Didaktik sozialwissenschaftlicher Methodenlehre* (Mitautorin, 1977); *Ältere Menschen in Emden* (1979). A.: Empirische Sozialforschung; Berufsforschung Sozialarbeit. Mitglied in der GEW.

Kostede, Norbert, Dr.soz.wiss.; geb. 1948; Wiss. Ass. an der Uni Bielefeld. V.: *Staat und Demokratie* (1980). A.: Politikwissenschaft, Politische Soziologie.

Lauschke, Karl, geb. 1950; Studium der Politologie. A.: Gewerkschaftspolitik und Krise.

Leisten, Udo, geb. 1958; Studium der Mathematik.

Ottomeyer, Klaus, Dr.rer.pol., geb. 1949; Privatdozent am Psychologischen Institut der FU Berlin. V.: *Ökonomische Zwänge und menschliche Beziehungen* (1977). A.: Sozialpsychologie, Resozialisierung.

Priester, Karin, Prof.Dr., geb. 1941; Hochschullehrerin an der Uni Münster. V.: *Der italienische Faschismus* (1972); *Studien zur Staatstheorie des italienischen Marxismus* (1981). A.: Politische Soziologie, Politische Bildung.

Rodejohann, Jo, geb. 1947; Dipl.-Pol., Redakteur der *Militärpolitik Dokumentation*. V.: *Durch Kooperation zum Frieden?* (Mitverf., 1974). A.: Rüstungs- und Abrüstungspolitik. Mitglied in ÖTV und AFK.

Schiebinger, Londa, Studium der Philosophie, Doktorandin, Dozentin an der Harvard University. A.: Philosophiegeschichte, Feminismus.

Schmidt, Hansgeorg, geb. 1956; Studium der Germanistik, Philosophie und Politik.

Schöttker, Detlev, geb. 1954; Doktorand. V.: zur Rezeptionsforschung. Literaturtheorie, B. Brecht. Mitglied der GEW.

Sölle, Dorothee, geb. 1929; lebt in Hamburg als Schriftstellerin und hat seit 1975 eine Professur am Union Theological Seminary, New York. V.: *Sympathie* (1978); *Im Hause des Menschenfressers* (1981).

Staeuble, Irmgard, Prof.Dr.phil., geb. 1941; Hochschullehrerin. V.: *Zur Kritik der Sozialpsychologie* (Mitautorin, 1972); *Die gesellschaftliche Genese der Psychologie* (Mitautorin, 1978). A.: Sozialgeschichte der Psychologie und der Sozialwissenschaften.

Stellmach, Claudia, geb. 1947; Dipl.-Soz. A.: Arbeiterbewegung in der BRD, Lateinamerika-Soziologie. Mitglied in GEW, BdWi.

László Sziklai, geb. 1942; studierte Philosophie und Ästhetik in Budapest und Leningrad, 1967 Dissertation über die Entstehung der Kunst, seit 1967 pädagogische und wissenschaftliche Tätigkeit; Dozent an der Eötvös-Universität; Redakteur der Zeitschrift *Világosság*, seit 1978 Direktor des Georg Lukács Archiv des Philosophischen Institutes der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, Herausgeber der Serie »Aus dem Nachlaß von Georg Lukács« (Akademie Verlag), redigierte eine repräsentative Auswahl aus dem Werk von M. Lifschitz und bestimmte Ausgaben bisher unveröffentlichter Schriften von Georg Lukács. V.: *Zur Geschichte des Marxismus und der Kunst* (1947); *Lukács und das Zeitalter des Faschismus* (1981).

Thome, Helmut, Dr.rer.pol., geb. 1945; Wiss.Ass. am Institut für Soziologie der TU Berlin.

Watzlawick, Gerd-Uwe, geb. 1956; Studium der Soziologie, Volkswirtschaft und Politikwissenschaft. A.: Stadtsoziologie, Staat und Verwaltungstätigkeit, Alternative Bewegungen.

Jetzt lieferbar:

DAS ARGUMENT – Beiheft '81 – Rezensionen

Mit ca. 100 Besprechungen zu den wichtigsten wissenschaftlichen Neuerscheinungen.
16,80 DM (f. Stud. 13,80) für Abonnenten der Zeitschrift bzw. der AS: 14,80 DM (f. Stud. 12,80) jeweils incl. Versandkosten.

Argument-Vertrieb · Tegeler Str. 6 · 1000 Berlin 65

ARGUMENT-VERLAG BERLIN

Summaries

Michèle Barrett: Conceptual Problems in Marxist Feminist Analysis.

The discussion deals with the concepts of patriarchy, reproduction and ideology. The author argues that feminist theory based on the concept of patriarchy maybe internally consistent, yet in posing patriarchy as either completely independent of capitalism, or as the dominant system of power relations, fails to provide an analysis of the specificity of women's oppression in a capitalist society. Concerning reproduction, Barrett makes clear that attempts to combine an analysis of social reproduction with an analysis of patriarchal human reproduction represent a fundamental problem for Marxist feminism. The concept of social reproduction is so closely tied to an account of class relations that it cannot, by fiat, be rendered compatible with a serious consideration of male dominance. Barrett shows, that Althusser's reconceptualization of ideology has been extremely fruitful for Marxist feminist theory, in that it has effectively challenged mechanistic concepts and has asserted the importance of gender in the construction of individual subjects.

Londa Schiebinger: Beyond Misogynie and Phallogratie

Departing from the view that knowledge both reflects and constitutes social relations and historical experience Londa Schiebinger examines the categories in philosophical argumentation by which women are excluded from full participation in social and intellectual life, and the interest structures making such cultural categories desirable. She argues that while the starting point of liberal strategy was to free the individual from the preestablished order of corporate absolutism, this exclusion is made possible by the fundamental political and social division liberal philosophy makes between the public and private spheres and by the epistemological categories assigned to each.

Donna Haraway: Class, Race, Sex, Scientific Objects of Knowledge. A Marxist-Feminist Perspective on the social Construction of Productive Nature and Some Political Consequences

Haraway gives a short review on the history of a part of biology and social theory. According to her studies, nature has been thought in terms of productive systems whose chief concepts — like women, race and class — are ordered by the laws of fruitful labor. That means, that worker, women and races are not stable ontological categories, but historical constituted objects of knowledge. Across World War II biology and other organismic discourses, were replaced by cybernetic communication sciences ruled by principles of cybernetic functionalism. Pleading for a socialist feminism, Haraway points out that the changes in sciences and technologies, now being exploited for male-dominant war-making social systems, are at the same time conditions for building new kinds of conscious, and organized connections among women.

After discussing some new questions arising for politics, Haraway suggests, that feminists must find ways of building broad organizations with other socialists, that do not subordinate each other, while continuing to struggle for the fruitfulness of their respective insights, even when they contradict each other.

Norbert Kostede: Luhmann in the Welfare State

Luhmann's analysis of the Welfare State defines the limits of contemporary politics. His political consulting, which stresses an »option for functional self-limitation«, finds its stumbling blocks already in some immanent problems of functional analysis of politics and society. Recently debated issues and inconsistencies in his own theoretical argument indicate, that functionally differentiated societies cumulate conditions for a primacy of the political. But this contradicts the thrust of his analysis.

Klaus Ottomeyer: Militarization of the Subjects and Every-Day-Life

This contribution deals with the question of how the economic and political developments in the western world towards a new world-war are linked to psychological structures inside the individuals and their every-day-life. The supporting function of male chauvinism is discussed and the relation between the modern crisis of identity and the increasing attractiveness of simplifying identity-modells.



Blätter für deutsche und internationale Politik

2'82

Aktuell

Lehrerarbeitslosigkeit: Glückwünsche zum verfehlten Studium

Schulbuchmarkt: »Ab 1990 geht es wieder aufwärts«

Sparen in NRW: Lernmittelfreiheit eingeschränkt

Zehn Jahre Radikalerlaß: Aufgezwungene Emanzipation?

Studienreform in Niedersachsen: Faule Studenten zur »Raison« bringen

Kommentar: Zu Negern und Affen

Bundeswehr und Friedenssicherung: Bomber und berstende Häuser

A. Hammelrath (GEW-NRW): »Die Gewerkschaft auf die Füße stellen«

Kleinkindpädagogik: Babys sind gemeinsam stark

Schülerzeitungs-Zensur: Angst vorm (Schul-)Frieden

Beiträge

Mit Schule Geld machen

Ein Klassenzimmer pfiffig gestalten

Pädagogik auf der Flucht in die Folklore?

Heimkehr in die Fremde

Was soll das Theater?

Humanisierung der Schule

Klassenelternversammlung: Erinnerungen an eine Zirkusveranstaltung

Sportschwache Schüler: »Hintern hoch, du nasser Sack«

Dollars, Öl und Wüstensand: Lehrer in Saudi-Arabien

15. Jg. 1982

1'82

Kommentare und Berichte

H. Ridder: Das Polen-Lied der Krokodile

P.K. Kelley: Der Fall Türkei

M. Ax: Der NATO-Beitritt Spaniens und das Gleichgewicht

Hauptaufsätze

B. Greiner: »Die ganze Welt ist Sache der NATO« — Der globale Herrschaftsanspruch der USA unter der Reagan-Administration

J.-P. Rouleux: China in den 80er Jahren

W. Roßmann: Brünings Notverordnung 1930/31, die Bonner »Sparpolitik« 1981/82 und die Haltung der Gewerkschaften. Wiederholt sich die Geschichte?

E. Laudowicz: Frauen und Friedensbewegung. Überlegungen zur aktuellen Diskussion

E. Roßmann: Funktion und Folgen der Berufsverbote. 10 Jahre »Radikalerlaß« und die Perspektiven des Widerstands

E.D. Bosco: Vom »Historischen Kompromiß« zur »Demokratischen Alternative«. Zur Entwicklung in Italien seit Ende der 70er Jahre

Medienkritik

G. Giesenfeld: Polen? Polen!

Wirtschaftsinformation

J. Goldberg: Finanzierungsverhältnisse der Unternehmen

*Aktuelles Länderstichwort: Ghana**Dokumente zum Zeitgeschehen*

27. Jg. 1982

Erscheint monatlich im Beltz Verlag, Postfach 1120, 6940 Weinheim - Einzelheft DM 6,-; Jahresabo DM 58,-; Studentenabo DM 48,-; incl. MWSt zuzgl. Versandkosten.

Hrsg.: Frhr. v. Bredow, H. Deppe-Wolfinger, J. Hufschmid, U. Jaeggi, G. Kade, R. Kühn, J. Menschik, R. Opitz, M. Pahl-Rugenstein, H. Rauschning, H. Ridder, F. Straßmann, G. Stuby. — Red.: K. Bayertz, K. D. Bredthauer, P. Neuhöffer, J. Weidenheim. — Erscheint monatlich. — Einzelheft 5,30 DM, im Jahresabo 3,80 DM, für Studenten 3,30 DM. — Pahl-Rugenstein Verlag, Gottesweg 54, 5000 Köln 51

Demokratische Erziehung

1'82
Kommentar

W. Popp: SPD-Richtlinienentwurf »Friedenserziehung«

Demokratische Erziehungspraxis

F. Baumgärtner: Die aktuelle Stunde

Heinar Kipphardt: In der Sache Oppenheimer

K. Faller: Das antifaschistische Stadtspiel

S. Lutz-Bachmann: Friedensarbeit in der KSJ - einem katholischen Schülerverband

H. Hensel: Friedenserziehung ohne Belehrung

Aufsätze

H.-J. Gamm: Friedenssicherung als pädagogisches Problem

W. Surek/K. Veith: Eine alternative Bildungs- und Beschäftigungspolitik ist möglich

L. Clausen: Hinweise zu einer unnützen Generation

10 Jahre Berufsverbote

H. Bethge: 10 Jahre Kampf um demokratische Rechte

D. Rotenberg: Rudolf Klug: Ein Lehrer mit aufrechtem Gang

U. Friesel: Wenn sich Zensur mit Dummheit paart

H. Meister: Im Namen des Volkes?

G. Samuel: Behinderung in der Friedensarbeit

M. Kutschka: Der allgegenwärtige Überwachungsstaat

8. Jg. 1982

Redaktion: K.-H. Heinemann, W. Rügemer. — Alle zwei Monate. — Einzelheft 5,— DM, im Jahresabo 3,50 DM. Pahl-Rugenstein-Verlag, Gottesweg 34, 5000 Köln 51

kürbiskern

LITERATUR, KRITIK, KLASSENKAMPF

2'82

Thema: Demokratische Kulturarbeit (Kultur — von wem, wohin?)

Rüdiger Hillgärtner: Lebensform und literarische Form

Kaspar Maase: Arbeit — Alltag — Kultur
Beiträge der Heidelberger Tagung zur demokratischen Kulturarbeit:

W.R. Wilms: Kultur ist, wie der Mensch lebt und arbeitet

Peter Scherer: Gewerkschaften und Kultur
Os. Todtenberg: Kulturarbeit und Kulturpolitik des DGB

Frigga Haug: Automation und Kultur

Barbara Rohr: Literaturunterricht bei Arbeiterkindern

W.F. Haug: Zum Verhältnis von Kultur und Politik

Diskussion zur »Ästhetik des Widerstands« von P. Weiss: W.F. Haug — Dieter Nix

Dieter Schiller: Umbrüche im Schaffen
J.R. Bechers

Helmut Müssener: Becher und Dwinger
Oskar Neumann: Der Bankier reitet übers Schlachtfeld

Richard Albrecht: Exilromane, Klaus Mann »Der Vulkan« und »Exil« von Lion Feuchtwanger

Wolf Scheller: Céline, Drieu und die französische Neue Rechte

Ruth und Edmund Frow: Commonword
Heinrich Peuckmann: Von Tauben und Taubensuppe

Erzählungen und Gedichte von Knut Becker, Sinasi Dikmen, Werner Dürrson, Werner Geifrig, Siegfried Grundmann u.a.

Hrsg. Friedrich Hitzer, Oskar Neumann, Conrad Schuhler, Hannes Stutz. Redaktion: Friedrich Hitzer (verantwortl.), Elvira Högemann-Ledwohn, Klaus Konjetzky, Oskar Neumann. Erscheint vierteljährlich, Einzelheft 8,50 DM, Jahresabo 32,— DM, Studentenabo 27,— DM. Dammitz Verlag, Hohenzollernstr. 144, 8000 München 40.

päd.extra
Magazin für Erziehung, Wissenschaft und Politik

psychologie
heute

3'82

Schulleben/Frieden: Täglich eine kleine Strahlendosis ins Gehirn (D. Sölle)

Bildungspolitik/Befristete Arbeitsverträge: Glatter Sieg der GEW - Fragen an A. Harnischfeger

Berufsverbot: Nach dem Fernmeldehauptsekretär nun wieder Lehrer (R. Lauenstein)

Alternativschulen: Zwangsweise Zuführung ins Regelschulsystem (H. Keese)

Heimerziehung: Die schwarze Pädagogik lebt noch (H. Häsing)

Studentenstreik: Irgendwie noch total abstrakt (T. Pfaff)

Thema: Schüler schreiben Gedichte, Geschichten usw.: Den Schülern das Wort geben

G. Heesen: Michael lernt schreiben

M. Tylla: Warum ich Gedichte schreibe

E. Baumgärtel/W. Heidefuß: Gedichte gegen den Alltag

A. Teuter: Eine Klasse schreibt sich ihre Geschichte(n)

Beiträge

Friedenserziehung - extra dringend: Die Kultusministerkonferenz zu Bundeswehr und Schule (R. Gutte)

Dritte Welt: Tivind in Zimbabwe: »Die sind noch nicht so weit« (H.-J. Müller)

Projekte: Der arme Konrad: Schüler drehen einen Film über einen Bauernaufstand (R. Failmezger/C. Wörner)

päd.seminar: Vom Ausgehverbot zur Angst vor der Straße (A.d.Swaan)

Erscheint monatlich im pädex-Verlag, Postfach 295, 6140 Bensheim — Einzelheft 6,— DM; Jahresabo 72,— DM; Studentenabo 56,— DM; incl. MWST, zuzgl. Versandkosten..

1'82

Titelthema: K. Gläs: »Wir Steinböcke sind nicht abergläubisch«. Astrologie - Wissenschaft oder Wahnsystem?

Japan: K. Hane: Grenzenlose Harmonie - Ist das menschlich?

Interview: »Mit einer Zehe im echten Reich der Freiheit stehen« - Gespräch mit Leo Kofler

Drogen: P. Saalbach: Drogenknast - die perfekte Therapie?

Ethnologie: G. Cramer: Traumzeit im Dschungel

Psychoanalyse: G. Tuschy; Alice Miller - Analytiker und Patient - ein Elternschutzbund

H. Köck: Das Drama der begabten Mutter

2 '82

Titelthema: H. Probst: Immer mehr Genüsse, immer weniger Genuß

Familie: A. Dinslage: Was soll aus dem Kind werden?

Kinder: W. Sachs: Kindheit in der Auto-Gesellschaft

Sprache: H.J. Motsch: Sttttottern

Interview: Kreativität: Arbeit zum Vergnügen. Gespräch mit Howard Gruber

Humanistische Psychologie: R. Kakuska: Einmal Universum und zurück

Psychoanalyse: »Die Psychoanalyse frißt an den Wurzeln meiner Existenz« - Ein Gespräch mit Igor Caruso

9. Jg. 1982

Redaktion: H. Ernst (verantwortlich), Michaela Huber, Monica Moebis, Rüdiger Runge; Redaktionsassistenten: Karin Quick-Oest, Brigitte Bell. — Monatlich. — Einzelheft 5,80 DM. Jahresabo 58,— DM. — Beltz Verlag, Postfach 1120, 6940 Weinheim

rote blätter

Zeitschrift für
Sozialistische Politik
und Wirtschaft

spw



2-3 '82

Hochschule

Streiknachlese / Reaktionen der Herrschenden / Auswertung aus anderer Sicht / MAD an Hamburger Uni / Erfahrungen mit der Presse

Die Uni ist mein Lebensbereich / Gespräch mit Erstsemestern

Bundesrepublik

SPD: Krach in den oberen Etagen
Chotjewitz zum Berufsverbotsprozeß de Lorent

Neue Rechte

»Konservative Aktion«

Linke Szene

Polen und die Linke

Titel: Wirtschaft '82

Von der Wohlstands- zur Opfergesellschaft

Arbeitslosenreport

Wirtschaftspolitische Alternativen in der Diskussion

Lohnrunde '82

Frauen

Frauenstreiktag

Auseinandersetzung mit Frigga Haug

Internationales

Studieren in den USA

Kommentar: USA und Polen

Kultur

Texte von Helmut Ruge / Die Karikaturistin Franziska Becker / Interview mit Hannes Wader / Generalintendant schützt Dario Fo vor Dario Fo / dizz & dazz

12. Jg. 1982

Hrsg.: Bundesvorstand des MSB Spartakus. — Redaktion: J. Sommer, Dr. Karl Deiritz, Inken Nissen, Dorle Riechert, Otmar Weber. — Erscheint monatlich. — Einzelheft 1,50 DM. Jahresabo 14,80 DM — Bestellungen über Weltkreis-Verlag, Brüderweg 16, 4600 Dortmund.

14 '82

Aktuelle Kommentare

Arbeitslosigkeit / Polen / Coppik-Austritt

Diskussionsschwerpunkt:

Kampf um die Sozialdemokratie

K. Krusewitz: Lohnt der Kampf um die SPD noch?

F. Heidenreich/A. Westphal: Eine Alternative ohne die Gewerkschaften?

K. Neumann/D. Scholz: Der Zauberlehrling - oder: Richard Löwenthal und die Klassenfrage

C. Schäfer: Die innenpolitische Herausforderung der 80er Jahre heißt Wiedergewinnung der Vollbeschäftigung durch qualitatives Wachstum

W. Biermann/J. Egert: Thesen zur gegenwärtigen Kriegsgefahr

Interviews mit:

Hans Ulrich Klose

Ernest Borneman

Außerhalb des Schwerpunktes

W. Holtfort: Hansen Ausschuß

R. Frank/W. Storz: Gewerkschaften und Kommunalpolitik

B. Wagner: Am Anfang war die Gebärmutter ... Zum Bild der Frau in der Matritchatsforschung

Dokumentation

Beschluß der 22. o. Bundesdelegiertenversammlung des SHB zu den »Herforder Thesen« (Auszug)

5. Jg. 1982

Hrsg. Detlev Albers, Heinz Albrecht, Erhard Eichert, Josef Hindels, Klaus Peter Kisker, Heinrich Lienker, Werner Loewe, Klaus Thüsing, Klaus-Peter Wolf. Redaktion: K. Gauer-Krusewitz, F. Heidenreich, K. Krusewitz, G. Mackenthun, H. Raßmes, C. Rix-Mackenthun, D. Scholz, A. Westphal. *spw* erscheint in 4 Hefen jährlich, Jahresumfang 516 S. Einzelheft DM 9,80, im Jahresabo DM 7,— zuzügl. Postversand. Bestellungen über *spw*-Vertrieb, Libellenstraße 6a, D-1000 Berlin 38

tendenzen

Zeitschrift für engagierte Kunst

TEXT+KRITIK

137 '82

Themenschwerpunkt: Das Museum

U. Weitz: Stuttgart zum Beispiel. Besichtigung einer bundesdeutschen Museumslandschaft

G. Sprigath: Reformerfahrungen aus Amsterdam. Gespräch mit Carry van Lakerfeld, Adjunkt-Direktorin am »Amsterdams Historisch Museum«

M. Schedler: Dieser Ärmel war ein Strumpf. Nachrede auf die Ausstellung »Wittelsbach und Bayern«

H. Kraft: Kreuzberger Mächte. Die Preußenschau in Westberlin

Museums-Mitbestimmung auf Probe. Gespräch über das Hamburger Modell

F. Köllmayr: Das Münchener MPZ oder Wie macht man einen Holzweg attraktiv?

H. Kraft: Es ist so schön, MP zu sein. Ein Tag der Museumspädagogin X

Was sucht der Prolet im Pfaffenwinkel? Gespräch mit F. Köllmayr über seine alternativen Kunstführungen

M. Schedler: Anno Kindermal! Über den Versuch, in einem Museum ein wenig Utopie zu errichten

U. Weitz: Vom Mißtrauen zur Mitarbeit. Zur Ausstellung »Arbeiterbewegung - Arbeiterkultur in Stuttgart 1890-1933«

T. Bruttel und C. Friemert: Marzabotto. Drei Briefe von einer Italienreise

23. Jg. 1982

73'82

Heiner Müller

H. Müller: Herzstück

M. Töteberg: Vorgeschichte eines Autors

U. Wittstock: Die schnellen Wirkungen sind nicht die neuen. Ein Porträt

H. Vormweg: Sprache - die Heimat der Bilder. Vorschläge zur Annäherung

R. Mangel/G. Wieghaus: Abgrenzung und Teilhabe. Thesen zur Position im Literaturprozeß der DDR

F. Vassen: Der Tod des Körpers in der Geschichte. Tod, Sexualität, und Arbeit bei Heiner Müller

G. Schulz: Abschied von Morgen. Zu den Frauengestalten im Werk Heiner Müllers

H.-T. Lehmann: Raum-Zeit

M. Laska: Inszenierungstabelle der Stücke Heiner Müllers

U. Wittstock: Kommentar zur Inszenierungstabelle

U. Wittstock: Auswahlbibliographie zu Heiner Müller

Redaktion: E. Antoni, H.v. Damnitz, H. Erhart, R. Hiepe, U. Krempel, Th. Liebner, H. Kopp, K. Maase, W. Marschall, C. Nissen, C. Schellemann, J. Scherkamp, G. Sprigath, G. Zingerl. — Erscheint alle drei Monate. — Einzelheft 8,50 DM. Jahresabo 32,— DM (Stud. 27,— DM). — Damnitz Verlag, Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40

Herausgeber: H.L. Arnold; redaktionelle Mitarbeiter: I. Laurien, U. Voskamp. — Erscheint jährlich in 4 Heften. — Abopreis 34,— DM zzgl. Versandkosten — edition text + kritik, Postfach 80 05 29, 8000 München 80

WECHSEL WIRKUNG

vorgänge

55'82

Zeitfragen, Kommentare

W. Fabian/J. Wollenberg: Beobachtungen und Anmerkungen zur Polenkrise

S. Ott: Das Demonstrationsrecht in der Diskussion. Ein Prüfstein für unser Demokratieverständnis

H. Ehlers: Welche Opfer darf der Staat vom Bürger verlangen? Zum Geheimdienstfall Faust

S. W. Smith: Die AG »Bürger beobachten die Polizei« in Berlin

P. Sonnet: Friedensforschung in der BRD. Ein zehnjähriges Jubiläum?

Thementeil

K.-H. Ladeur: Verfassungsschutz statt Rechtsschutz? Zur Stellung des Individuums in der »streitbaren Demokratie«

J. Seifert: Hoheitliche Verrufserklärung? Verfassungsschutzberichte von Bund und Ländern im Vergleich

D. Damm: Lehren aus Affären mit dem Bundesnachrichtendienst

G. Weber: Das BKA und seine geheimdienstliche Tätigkeit

Die (un)heimliche Staatsgewalt. Thesen und Forderungen zur Reform des Verfassungsschutzes, vorgelegt von der HU

Kritik

M. Bosch: Vom Erlernen des aufrechten Gangs ... (II)

R. Albrecht: Antifaschistische und Exilliteratur (I)

21. Jg. 1982

Erscheint zweimonatlich bei: Europäische Verlagsanstalt, Savignystr. 61-63, 6000 Frankfurt/Main 1 — Einzelheft 12,— DM; Jahresabo 52,— DM; jeweils zzgl. Versandkosten.

12'82

Datenschutz in Frankreich

Diskussion

Nachrichten

Schwerpunkt: China - Widersprüche zwischen Gesellschaft und Natur

Über den Umgang mit der Natur

Der große Kanal; Ökologie und Herrschaft im alten China

Der Landwirtschaft auf den Puls gefühlt; oder »Wasserbauten sind die Lebensadern der Landwirtschaft«

Atomkraft in der VR China

Weltbankkredite für die Modernisierung Chinas

Die Universität in China; von der Kulturrevolution bis heute

Yihezuang - Deutsch-chinesische Zusammenarbeit

Außerhalb des Schwerpunktes

Die Ideen findet man im Buch des Lebens; Volkstechnologie in Venezuela

Reparieren im Alltag - oder das Ideal der Kaputten

Der Erschießer

Selbstverwaltete Wissenschaft

Das Umweltchemikaliengesetz; Risikoverminderung oder Tonnenidologie?

Die Neutronenbombe

4. Jg. 1982

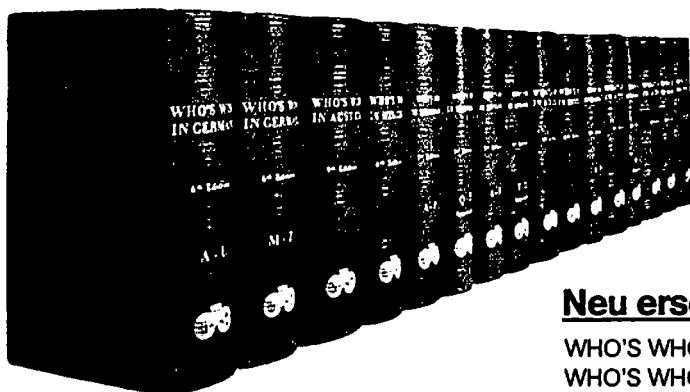
Redaktion: Klaus Bednarz, Reinhard Behnisch (verantwortlich), u.a. — Vierteljährlich — Einzelheft 5,— DM, im Jahresabo 20,— DM incl. Versandkosten, gegen Vorauszahlung. — Verlag Reinhard Behnisch, Gneisenaustr. 2, 1000 Berlin 61.

WHO'S WHO



- Erfolge
- Erfahrungen
- Ergebnisse

Bücher über Persönlichkeiten,
die die Welt kennt.



Neu erschienen:

WHO'S WHO IN MEDICINE
WHO'S WHO IN SCANDINAVIA

Lieferbare Ausgaben

- WHO'S WHO IN AUSTRIA
- WHO'S WHO IN GERMANY
- WHO'S WHO IN ITALY
- WHO'S WHO IN TECHNOLOGY

In Vorbereitung

- WHO'S WHO IN THE ARTS AND LITERATURE
- WHO'S WHO IN EUROPEAN INSTITUTIONS AND ORGANIZATIONS
- WHO'S WHO IN FASHION

WHO'S WHO the international red series Verlag GmbH

Putzsch 11 50 - D-80331 Wackerstr. bei München - Telefon (0 89 53) 89 33 - Telex 05 26 496-whoos-d

aktuelle frauenzeitung
COURAGE 3

März 1982 7. Jahrgang 4 DM A 1700 E

BKA-Notrufe
Serie: Drogen (1)
Leserbücher
Goethe?



*Ein längeres Gesicht +
eine neue Konzeption
+ acht Seiten mehr*

In jedem Heft-

Comic
überregionaler
Frauen-
Veranstaltungs-
kalender
Rechtstips
Nachrichten
aus der
Frauenbewegung
und
aus anderen
Ländern

COUPON

M/82

Ich möchte COURAGE näher kennenlernen. Senden Sie mir das angegebene Themenheft und zwei weitere Ausgaben von COURAGE zunächst im Probeabonnement für 10,- DM. Wenn ich nach dem zweiten Heft nicht schriftlich beim Verlag kündige, bin ich mit dem Weiterbezug von COURAGE zum regulären Jahresabpreis von 48,- DM (54,- DM Auslandsabo) einverstanden. COURAGE Frauenverlags GmbH, Bleibtreustr. 48, 1000 Berlin 12.

Name/Vorname:

Straße/Nr.:

PLZ/Ort:

Datum: Unterschrift:

Beiträge zur revolutionären Theorie

Theoretische Zeitschrift der Kommunistischen Gruppe Bochum/Essex

Nr. 14

Drei-Welten-Theorie

Anmerkungen zu »Geht das Zeitalter der Ausbeutung zu Ende?« und unsere Anschauungen zur Drei-Welten-Theorie.

Kapitalistischer Produktionsprozeß

Die Untersuchung des Produktionsprozesses als Teil der Klassenanalyse anhand des Buches von Harry Braverman: »Die Arbeit im modernen Produktionsprozeß«.

Thesen zur geschlechtlichen Arbeitsteilung

Kritik am »Ursprung der Familie...«

Aspekte der Arbeit des Opel-Kollektivs

Papiere zu »Humanisierung«, Überstunden, Akkord und Leistungslohn.

128 Seiten, 5,- DM

Arbeitshefte zur Klassenanalyse I

Kritik an den Auffassungen des Projektes Klassenanalyse (PKA) und die Anwendung von Lenins Imperialismustheorie auf die heutige Situation.

Drei Positionen zur »Neuen Mittelklasse«

Schmierer (KBW), Bischoff (PKA) und Braverman, sowie unsere Schlußfolgerungen.

88 Seiten, 4,- DM

IRA und RAF

Zwei völlig gegensätzliche Gruppierungen; IRA-Interview, Irische Gewerkschafter fordern Solidarität.

2. Auflage, 20 Seiten, 1,- DM

Bochumer Arbeiterzeitung

Nr. 51: Startbahn West, Abrüstung; Frauenkonferenz in Bochum; Sparprogramm

16 Seiten, 30 Pfennige

zu beziehen bei:

Klaus Neuwirth, Postfach 1823,
4630 Bochum Bitte Quelle angeben!

MODERNE ZEITEN

Sozialistische Monatszeitschrift

Die Krise der Linken und die bisherigen Fehler ihrer Politik bedarf einer neuen Initiative Sozialistischer Politik, breiter theoretischer Debatte und lebendiger Praxis.

Die MOZ erscheint am 15. jeden Monats.

Die Auflage der MOZ beträgt jetzt über 16 000 Exemplare.

Schwerpunkt der neuesten Ausgabe MOZ 2/82:

Links von der SPD !

Was wollen die demokratischen Sozialisten?

Interview mit Manfred Coppik, MdB – Analysen und Kommentare zur Krise des sozialdemokratischen Staates – Arno Klönne zur Geschichte der Linksozialisten in der BRD – **Polnisches Nachbeben**: Texte zur Polensolidarität und den Aufgaben der Linken. **Wohnungspolitik**: Stadterneuerung und soziale Wohnungspolitik. **Mittelamerika**: Interview und Kommentar zur US-Aggression **Magazin Wahlbewegung**: Grüne und Landtagswahlen in Niedersachsen, Grüne und Alternative Liste in HH **Grünalternativen** Listenbildung in Bremen **US-Strategie und Weltwirtschaftskrise**: A.G. Frank, Reagans Wirtschaftspolitik, M. Massarat, US-Strategie und Kriegsgefahr **Linke Selbstverständigung**: W. Goltermann, KB-Kongress, Interview mit G. Bastian, Buchbesprechungen, Leserbriefe ...

Die MOZ kriegt Ihr in allen Buchläden.

Abos und Bestellungen von Probeexemplaren an.


MODERNE ZEITEN

Am Taubenfelde 30

3000 Hannover 1

Tel. (0511)

32 34 17

 Ich bestelle hiermit ein Jahresabo der MOZ ab 1982 (12 Ausgaben) für DM 48,-. Ich kann diese Bestellung innerhalb einer Woche schriftlich widerrufen. Scheck liegt bei. Rechnung erheben

Name _____

Straße _____

Ort _____

Unterschrift _____

Datum _____





Interviews
Reportagen
Reflektionen
Utopien
Fotos
Karikaturen
Träume
Rationales
Internationales

14 DM auf das Konto der

Tageszeitungsverlagsgesellschaft

„die taz“ GmbH in Frankfurt einzahlen:

PSchA.Ffm., Kto. 100490 - 603

Die Lieferadresse — also Eure

Anschrift — auf dem

Empfängerabschnitt nicht

vergessen!

Sprach- und Literaturwissenschaft

<i>Bürger, Christa: Tradition und Subjektivität (E. Burck)</i>	286
<i>Eagleton, Terry: Walter Benjamin, or Towards a Revolutionary Criticism (H. Kaulen)</i>	287
<i>Müller, Klaus-Detlef: Brecht-Kommentar zur erzählenden Prosa (C. Albert/ D. Schöttker)</i>	288
<i>Knopf, Jan: Brecht-Handbuch Theater (D. Schöttker)</i>	289
<i>Vormweg, Heinrich: Peter Weiss (H. Schmidt)</i>	290
<i>Volker, Eckhard: Schriftsteller und Arbeiterbewegung in Frankreich (W. Kindermann)</i>	291

Soziologie

<i>Negt, Oskar, und Alexander Kluge: Geschichte und Eigensinn (W. Bochow)</i>	220
<i>Luhmann, Niklas: Politische Theorie im Wohlfahrtsstaat (N. Kostede)</i>	224
<i>Treitschke, Heinrich von: Die Gesellschaftswissenschaft (C. Knobloch)</i>	293
<i>Gorges, Irmela: Sozialforschung in Deutschland 1872 — 1914 (U. Koch)</i>	294
<i>Boudon, Raymond: Die Logik des gesellschaftlichen Handelns (H. Thome)</i>	295
<i>Andritzky, Michael, Lucius Burckhardt und Ot Hoffmann (Hrsg.): Für eine andere Architektur (G.-U. Watzlawczik)</i>	296
<i>Bergmann, Klaus, Winfried Hamann und Solveig Ockenfuß (Hrsg.): Abhauen (G.-U. Watzlawczik)</i>	297
<i>Bruckner, Pascal, und Alain Finkielkraut: Das Abenteuer gleich um die Ecke (W.F. Haug)</i>	298

Soziale Bewegungen und Politik

<i>Albrecht, U., u.a.: A short research guide on arms and armed forces (J. Rodejohann)</i>	267
<i>Arkin, W.M.: Research guide to current military and strategic affairs (J. Rodejohann)</i>	267
<i>SIPRI: Rüstungsjahrbuch (J. Rodejohann)</i>	268
<i>Sivard, R.L.: World Military and Social Expenditures 1981 (J. Rodejohann)</i>	269
<i>Sivard, R.L.: Entwicklung der Militär- und Sozialausgaben in 140 Ländern der Erde (J. Rodejohann)</i>	269
<i>Albrecht, U., u.a. (Hrsg.): Weltpolitik. Jahrbuch für Internationale Beziehungen I (J. Rodejohann)</i>	270
<i>International Institute für Strategic Studies: The Military Balance 1981-1982 (J. Rodejohann)</i>	270
<i>Streitkräfte 1981/82: Die »Military Balance« des Internationalen Instituts für Strategische Studien (J. Rodejohann)</i>	270
<i>U.S. Arms Control and Disarmament Agency: World Military Expenditures and Arms Transfers 1970-1979 (J. Rodejohann)</i>	270
<i>Brzoska, M., u.a.: An assessment of sources and statistics on arms transfers and military expenditure data (J. Rodejohann)</i>	270
<i>Brzoska, M.: Rüstung und Dritte Welt (J. Rodejohann)</i>	270
<i>Albrecht, U.: Rüstungskonversionsforschung (J. Rodejohann)</i>	270
<i>Die wirtschaftlichen und sozialen Folgen des Rüstungswettlaufs. Bericht des Generalsekretärs der Vereinten Nationen (J. Rodejohann)</i>	270
<i>Aktion Sühnezeichen/Friedensdienste (Hrsg.): Frieden schaffen ohne Waffen (J. Rodejohann)</i>	271
<i>Die sowjetische Rüstung. Pentagon-Papier zur sowjetischen Rüstung (J. Rodejohann)</i>	272
<i>De Borchgrave, A./Moss, R.: Die Falschmelder (J. Rodejohann)</i>	273
<i>Bender, Peter: Das Ende des ideologischen Zeitalters (V. Gransow)</i>	299
<i>Zoll, Rainer: Partizipation oder Delegation (K. Priester)</i>	300
<i>Dzielak, Willi, u.a.: Arbeitskampf um Arbeitsplätze (K. Lauschke)</i>	302
<i>Gerhart, Kurt, u.a.: Rückkehr zur Sozialpartnerschaft (Th. Hagelstange)</i>	303
<i>Koopmann, Klaus: Gewerkschaftliche Vertrauensleute (C. Stellmach)</i>	304
<i>Trautwein-Kalms, Gudrun, und Gerhard Gerlach: Gewerkschaften und Humanisierung der Arbeit (R. Aehnel)</i>	306
<i>Noelle-Neumann, Elisabeth: Die Schweigespirale (W. Elfferding)</i>	308

Buchhandlungen

die DAS ARGUMENT, Argument-Sonderbände (AS)
und Argument-Studienhefte (SH) komplett am Lager haben

- Aachen: babula Buchhandlung, Pontstr. 133; Tel.: 0241/27555
Augsburg: »probuch« GmbH, Gögginger Str. 34; Tel.: 0821/579173
Berlin 12: autorenbuchhandlung, Carmerstr. 10; Tel.: 030/310151
Buchladen am Savignyplatz, Carmerstr. 9; Tel.: 030/3134017
das europäische buch, Knesebeckstr. 3; Tel.: 030/3135066
Buchhandlung Klepert, Hardenbergstr. 4-5; Tel.: 030/310711
Das Politische Buch, Lietzenburger Str. 99; Tel.: 030/8832553
Berlin 15: Buchhandlung G. Zimmermann, Schloßstr. 29; Tel.: 030/3417432
Berlin 19: georg-büchner-buchhandlung, Augsburger Str. 31; Tel.: 030/242073
Berlin 30: das europäische buch, Thielallee 32; Tel.: 030/8324051
Berlin 33: Jürgens Buchladen, Königin-Luise-Str. 40; Tel.: 030/8313825
Buchhandlung Klepert, Garystr. 46; Tel.: 030/8324368
Berlin 41: Wohlfahrt'sche Buchhandlung, Rheinstr. 11; Tel.: 030/8511509
Berlin 45: Buchhandlung Rosenfeld, Drakestr. 35a; Tel.: 030/8313962
Bielefeld: Buchhandlung Wissen und Fortschritt, Feltenstr. 10; Tel.: 0521/63518
Bochum: Politische Buchhandlung, im Westenfeld 22; Tel.: 0234/702336
Bonn: Buchladen 46, Kritische Politik, Kaiserstr. 46; Tel.: 0228/223608
Bremen 1: Georg-Büchner-Buchhandlung, Vor dem Steintor 56; Tel.: 0421/72073
Volksbuchhandlung, Richtweg 4, Tel.: 0421/323334
Bremen 33: Buchladen Bettina Wassmann, Bibliothekstraße; Tel.: 0421/217023
Darmstadt: Buchhandlung Wissen und Fortschritt, Lauteschlägerstr. 3; Tel.: 06151/75230
Dortmund: Buch International, Königswall 22; Tel.: 0231/140880
bücherstube GmbH, Große Helmstr. 62; Tel.: 0231/103306
Duisburg: buchladen kollektiv gmbh, Oststr. 194; Tel.: 0203/372123
Erfangen: Collectiv-Buchhandlung, Bismarckstr. 9
Essen: Heinrich-Heine-Buchhandlung, Viehofer Platz 8; Tel.: 0201/231923
Karl-Liebknecht-Buchhandlung, Viehofer Platz 15; Tel.: 0201/232014
Frankfurt: Buchladen Verlag 2000 GmbH, Jügelstr. 1; Tel.: 0611/775082
Collectiv-Buchhandlung, Bornwiesenweg 4, Tel.: 0611/593989
Wiss. Buchhandlung Theo Hector, Gräferstr. 77; Tel.: 0611/777303
Gießen: Collectiv-Buchhandlung Wissen und Fortschritt, Schiffenberger Weg 1; Tel.: 0641/792267
Göttingen: Buchladen Rote Straße, Rote Straße 10; Tel.: 0551/42128
Hamburg: Heinrich-Heine-Buchhandlung, Grindelallee 28; Tel.: 040/449778
arbeiterbuch, Grindelhof 45; Tel.: 040/453801
Internationale Buchhandlung, Johnsallee 67; Tel.: 040/4104572
Hannover: Internationalismus Buchladen, Königsworther Str. 19; Tel.: 0511/17173
Heidelberg: Buchhandlung kollektiv, Plöck 64a; Tel.: 06221/12633
Kassel: ABC-Buchladen, Goethestr. 77; Tel.: 0561/77704
Buchhandlung Wissen u. Fortschritt, Werner Hilpert Str. 5; Tel.: 0561/15642
Köln 1: Buchhandlung Wissen u. Fortschritt, Fleischmengergasse 31; Tel.: 0221/215770
Köln 41: Der Andere Buchladen, Zülpicher Str. 197; Tel.: 0221/420214
Mainz: Anna Seghers Buchhandlung, Bilhildiastr. 15; Tel.: 06131/24916
Marburg: Politische Buchhandlung Roter Stern, Am Grün 28; Tel.: 06421/24787
Collectiv-Buchhandlung Wilhelm Liebknecht, Wettergasse 19; 06421/63662
München 40: BASIS, Sozialwiss. Fachbuchhandlung, Adalbertstr. 41b; Tel.: 089/2809522
Libresso Buchhandlung, Türkenstr. 66; Tel.: 089/2811767
Münster: Collectiv Buchhandlung, Roggenmarkt 15-16; Tel.: 0251/51414
ROSTA-Buchladen, Spiekerhof 34; Tel.: 0251/44926
Nürnberg: Libresso Buchzentrum, Peter-Vischer-Str. 25; Tel.: 0911/225036
Oldenburg: Carl v. Ossietzky Buchhandlung, Kurwickstr. 14/15; Tel.: 0441/13949
Saarbrücken: der buchladen, Beth/Paul, Johannisstr. 3; Tel.: 0681/31171
Buchhandlung Lenchen Demuth, Nauwieser Str. 13; Tel.: 0681/36559
Schwerte: Buchhandlung Hubert Freistühler, Holzener Weg 31; Tel.: 02304/80033
Stuttgart: Buchhandlung Wendelin Niedlich, Schmale Str. 14; Tel.: 0711/223287
Tübingen: aktion politischer buchladen, Nauklerstr. 20; Tel.: 07071/212929
Schweiz: Basel: Buchhandlung Der Funke, Lindenberg 23; Tel.: 061/320277
Bern: Buchhandlung für Soziologie, Münsterergasse 41; Tel.: 031/228218
Zürich: Limmattbuchh., Pinkus-Genossenschaft, Froschaugasse 7; Tel.: 01/2512674
Dänemark: Kopenhagen: Kobenhavns Bogcafé, Kulturvet 11; Tel.: 01/111236
Niederlande: Den Haag: E.R. Ruward B.V., Noordeinde 122; Tel.: 070/658755
Österreich: Wien 1: Buchhandlung Heinz Kollisch, Rathausstr. 18; Tel.: 0222/433221
Wien 1: Buchhandlung Karl Winter, Landesgerichtsstr. 20; Tel.: 0222/421234